

Herzeloïde

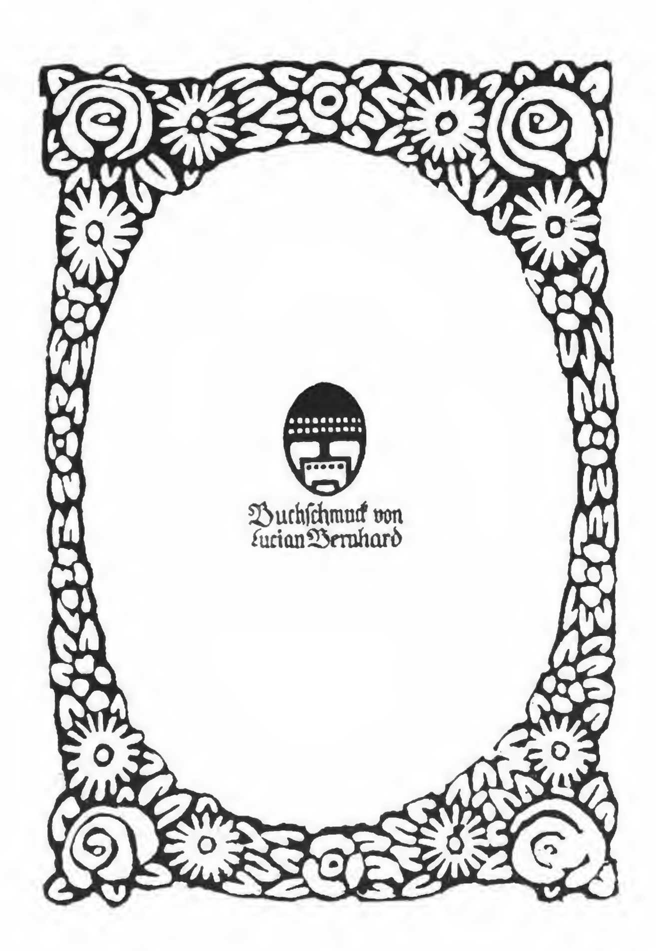
Georg Ompteda (Freiherr von)



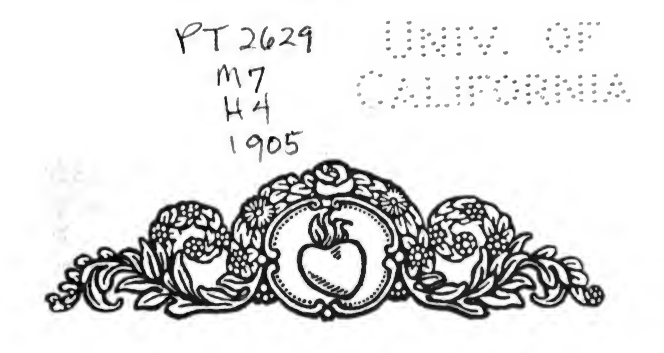


Herzeloïde

Erste Auflage
Oktober 1905


Buchschmuck von
Lucian Bernhard


Herzeloïde
Roman
von
Georg Freiherrn von Ompteda
Egon Fleischel & Co. Berlin



Ich war ein junger Fant, der eben erst die Achselstücke trug. Und wie es so ist mit zwanzig Jahren und einem jungen Herzen und ein paar Augen, die gewohnt waren sich umzublicken in der Welt, sah ich rings um mich alles was herrlich war, was schön, was jung wie ich, was lachte und in der Sonne stand. Und Kleingeld im Sack, einen edlen Gaul zwischen den Beinen, ritt ich durchs Land, nur dorthin die Blicke gewendet, wo der Mund klein war und die Augen groß.

Nach der Seele habe ich wohl nicht gefragt. Mit jungen Jahren trug ich sie selbst in die Dinge hinein, legte sie unter, meinte sie offenbar, wo sie nicht lebte, blickte darüber hinweg, wo sie sich scheu, ein schämig Kind, dem fremden Auge versteckte.

O, dieses glückselige Kindergemüt, das alles arglos bestaunte, dem jedes törichte Wort klang, als liege

tiefer Sinn darin verborgen! Dieses Leben von Tag zu Tag, von der Hand in den Mund, von heute zu morgen! Es war das Dasein des Reichen, der da denkt, nie, nie kann das Gold der Jugend enden, nie können die großen Banknoten, mit denen Kraft und Unverbrauchtheit zahlen, gewechselt werden.

Ich lebte in den Tag hinein, als würde die Herrlichkeit nie aufhören. Oft brannte ich lichterloh, oft, ach so oft. Jede Woche ward ein neues Götterbild in meinem Herzen errichtet. Einmal war es schwarz wie die Nacht, einmal goldig wie die Morgensonne; war aber nie über des Lebens Mittag hinaus, und immer war es schön, wunderschön. Mir schien es so. Ich fragte wohl die andern, denn meines Glückes sollten die Freunde teilhaftig sein. Dann ward ich böse, wenn einer mir zur Antwort gab: „Sie hat schöne Zähne!“ — „Sonst nichts?“ Und ich hielt ihn für einen Tölpel.

Aber, o weh, mein Herz war wandelbar. Sah ich eine, die den Blick zur Seite schlug, wenn ich ihr unter den Hut guckte, dann stach es mir links, ja es stach, es tat bitter weh, und ich wußte: es sitzt. Ich wußte, solch „scheues Ding“ wie ich sie nannte, hast du noch deiner Tage nicht gesehen. Gingen aber wieder Wochen ins Land, so loderte eine neue Flamme auf dem Altar meines Herzens.

Manchmal waren es welche, mit denen ich nie ein Wort gewechselt, und ich konnte nicht wissen, waren

sie klug oder dumm unter dem reizenden Lärvchen, schlummerte in den Tiefen ihrer Seele etwas oder waren sie seelenlos wie jene Fabelwesen der Sage.

Doch eines tat ich gewiß in jenen sorglosen Tagen: denen, die da nicht Reiz besaßen noch Schöne, ging ich aus dem Wege wie einem alten Weib mit dem bösen Blick. Ich hatte kein Herz für die Mauerblümchen, ich tanzte nicht mit den eckigen Wesen, an deren Wiege keine freundliche Huldin gestanden. War der Vater einer jener, an denen mein Auge nicht haften blieb, eine Respektsperson — o, ich hatte solchen Respekt, o, ich war so wohlerzogen — so machte ich einen Pflichttanz ab, so wechselte ich jene üblichen Worte, die so artig sind und doch so unhöflich. Denn das Gröbste unter Menschen ist: Liebenswürdigkeit ohne Teilnahme.

In dem Drang und Jubel meiner jungen Jahre habe ich nie gefragt: tust du diesem Mädchen nicht unrecht, an ihm steif vorüberzugehen, kränkst du nicht das bessere Herz, indem du für die Schöne die Augen aufreißest und der bescheidenen Schwester daneben nur den Wimpernspalt zeigst?

Mein Gott, böser Wille war es nicht: ich war jung, und mein Herz war heiß, und ich hatte Augen, die Schönheit zu sehen; die Oberfläche, und die Welt war für mich noch zu reich und zu voll und zu weit, um mit ihr fertig zu werden. Der Strom war zu breit, um nicht flach zu strömen. Erst Jahre mußten

ihm ein tieferes Bett wühlen. Jahre mit Kämpfen. mit Enttäuschungen und Wunden und heute — Narben.

In jener Sonnenzeit trat sie, von der ich erzählen will, zuerst in mein Leben.

Wann und wo und wie? — Ich weiß es nicht. Armes, kleines, stilles Ding! Ich ward ihr vorgestellt, nur mit dem Ohr hörte ich den Namen. Mein Auge sah sie nicht. Vielleicht blinzelte es hinüber zur Nachbarin, vielleicht sah es phantasiebeschwingt gerade eine andere stehen, für die mein Herz eben glühte? Wie soll ich es sagen. Das Traurigste geschah, das widerfahren kann, wenn zwei einander kennen lernen: sie hinterließ keinen Eindruck. Aber ich kannte sie fortan. Ich kannte sie in der Masse. Der Reihe nach hatte ich mich vorstellen lassen allen den Frauen und Mädchen. Sagte ich nicht schon, wie wohlerzogen ich war? Wenn ich auf einen Ball kam, nur mit dem Gedanken an die Ringellöckchen einer, die dort drüben stand, bald abgelöst vom straffen Haar der gerade neben ihr, welche mit ihrem Madonnenscheitel mir als die erschien, die ich immer suchend im Herzen getragen, dann wußte ich: das Gewimmel, das dort in rosa, bläulich, grünlich oder weiß wie eine Mauer steht, kenne ich. Und darum nur keine Mühe gegeben, Zeit auf Höflichkeit nicht vergeudet, sondern: Verneigung der Königin.

Wieviel da wohl regierten in meinem weiten Herzen? Ganze Geschlechter wurden verbraucht und lösten

einander ab. Nur Royalist war ich immer, vor einer neigte ich das Knie: vor der Queen.

So hieß sie mir im stillen, denn damals klang ein Walzer durch alle Ballsäle: „My queen!“ Der ward durch meine Aufforderung immer der zu Füßen gelegt, die die Krone trug.

Nie dem Mädchen, von dem diese Blätter erzählen.

Aber ich erinnere mich doch, wie ich mit ihr gesprochen habe. Es war einmal im Sommer. Wir hatten uns auf einem Nachbargut getroffen, wo ich gerade dem Töchterlein des Hauses rettungslos ergeben zu Füßen lag. Und dieses Töchterlein hatte sich, o Hohn für den heimlichen Ritter, „soeben verlobt“, wie uns bei der Ankunft freudestrahlend mitgeteilt ward. Zu Tode getroffen, verwundet bis in den Herzbeutel, wie unser junger Assistenzarzt zu sagen pflegte, hauchte ich der Ungetreuen den Glückwunsch in das schamlos falsche Antlitz.

Es wurde Kaffee getrunken. In solcher Stunde Kaffee! Und dazu Kuchen gegessen und Bretzeln! In dieser Lage Bretzeln! Aber wie bei jungen Gliedern Wunden, an denen alte Leute Monate liegen, in Tagen heilen, man versteht nicht wie, so schuppte sich von meinem Herzen bei diesem Kaffee die Liebe ab. Als dummer Schorf blieb sie irgendwo liegen auf den Parkwegen, die ich meinte, in meinem Leide einsam schreiten zu müssen.

Und gerade da war es, wo ich jenes Mädchen sprach. Ich brauchte Ersatz. Sie ward Lückenbüßer. Dazu war das arme Ding gut genug. Ja, so sind die Menschen!

Ging sie allein? Ich weiß nicht mehr! Vielleicht ist eine andere dabei gewesen, es ist mir ganz entfallen! Selten weiß ein Mann, und gar ein Leutnant von zwanzig Jahren, wie eine Dame gekleidet war. Ich weiß es, denn daran knüpfte sich Gespräch. Zwar interessierte mich nicht die Farbe noch der Schnitt, nur das Muster: im leichten Waschstoffgewebe lauter Schnörkel wie Herzen. Und da kam — seltsame Ideenverbindung meines Hirns, in dem in jenen brausenden Jugendzeiten die Gedanken herumzuckten wie elektrische Funken — mir das Wort in den Sinn: Herzeloïde!

Wie oft habe ich mich an Klängen erfreut, an Silben, die dunkle Vorstellungen lösten. Frau „Herzeloïde", das hatte mir Phantasten immer geklungen. Von der Schulbank her, von Wolfram von Eschenbachs Gnaden? Aus Wagners Parzifal? Ich weiß es nicht. Aber das Wort tönte mir im Ohr. Und wie ich das Kleid sah mit dem seltsamen Muster der Herzen und vielleicht im Gedanken an den schmählichen Verrat, den die eben verlobte Tochter des Hauses an mir begangen — natürlich ohne es zu ahnen — sprach ich vor mich hin:

— Herzeloïde!

Das Mädchen nahm es auf, und es fand sich, daß sie wußte, wer das war. Ich dachte sofort: Aha, die Literaturstunde im Stift, in der Pension, oder wo sie immer den Unsinn eingetrichtert bekommen hat. Unsinn, denn Unsinn war in jenen Jahren, da ich nicht mehr zu lernen brauchte, sondern nur leben wollte, alles für mich, das nach Wissen und Weisheit, vor allem aber nach Schule roch. Und ich sagte ihr das. Sie schien es nicht zu finden. Ich ward ungebärdig, ich übertrieb, ich gefiel mich in Worten, die letzte Grenzen einer Bedeutung zu malen schienen und doch nur auf deutsch hießen: „Unsinn"! Ich nannte es: „Irrsinn, Blödsinn, Wahnsinn, Verbrechen, Gehirnerweichung!"

Und da lachte das Mädchen, lachte einfach, herzlich, unbändig fast. Ich steigerte meine Worte. Ich hielt Volksreden. Ich bewies ihr, daß die Schule das Unglück der Menschen bedeute. Ich kam dahin, es wäre am besten, überhaupt nichts zu lernen. Der Naturmensch tauchte auf. Ein eigenes Gewächs meiner Gnaden, ein Vorweltler, der Eiszeitkerl mit dem Glück des Nichtwissers, den Indianerinstinkten des Jägers, ein Prachtgeschöpf, dem das Denken Kopfschmerzen bereitete, der den Braten roh von zuckender Keule aß, aber mit Offiziersrang, und nur verheirateten Frauen, nie jungen Mädchen die Hand küßte. Ein wilder Jäger im Bärenfell, der aber „gnädiges Fräulein" sagte. Natürlich ritt er, er ritt nur Vollblut. Er jagte

auf blankem Pferde über die Heide, aber beim Parademarsch mit losgelassener Trense.

Und das Mädchen lachte einfach, herzlich, unbändig nicht mehr . . . . . nein, denn es schaute mich an.

Ich aber war entzündet, und wie ich in jenen Jahren gebundener Kraft alles mit ganzer Seele tat, mit ganzem Herzen, mit ganzem Gemüte, so geriet ich in Feuer, fand alles schlecht, alles zum Einreißen, zum Umsturze reif, nur mich nicht, mich, der alles wußte, konnte, dachte und empfand. Der Scherz kam über mich, die Ulkstimmung. Ich stürzte alles um, ich verbesserte Gottes Schöpfung vom kleinsten Erdenwurme bis hinauf zu allen Einrichtungen unseres Lebens. Und in meinem Übermute rief ich, ein gewaltiger Erneuerer alter, abgelebter Formen:

— Und ist es nicht Irrsinn, Sie „gnädiges Fräulein" zu nennen? Gnädig? Haha! Verlange ich eine Gnade von Ihnen? Von keinem Staubgeborenen nehme ich eine Gnade an, es sei denn von meinem obersten Kriegsherrn . . . .

Ich nahm die Hand an die Mütze, als stünde ich vor ihm, dann fuhr ich fort:

— Und Sie, sind Sie mir überhaupt gnädig? Nein. Sie lachen mich aus. Ja, ja, wahrhaftig, fortwährend lachen Sie. Wissen Sie was: hier schwöre ich, daß ich Sie nie in meinem Leben wieder nennen werde: „Gnädiges Fräulein!"

Das Mädchen lächelte noch ein klein wenig. Sie war ernster geworden. Vielleicht hatte sie der ungestüme Drang meiner zwanzig Jahre erschreckt. Wir waren immer bloß so aneinander vorübergegangen, was wußte sie am Ende von mir? Und doch war es mir, als hätte sie mit Anteil an meinen Worten gehangen, halb dieses Temperament nicht fassend, halb vielleicht doch mitgeführt. Ja, dieser Ausdruck des Bangens beinahe auf ihren Zügen — Erschrockensein und Lächeln, Strahlen und Besorgnis, er, er allein hatte mich angespornt und fortgerissen, daß der Jugendübermut mit mir durchgegangen war, den ich sonst nur vor meinem besten Freunde zeigte, wenn wir allein auf der Bude saßen und schwärmten wie man nur schwärmen kann, wenn man gesund ist und frisch und glücklich und jung, jung, ach, so unendlich jung.

Als ich nun das Versprechen gab, sie nie in meinem Leben wieder „gnädiges Fräulein“ zu nennen, fragte sie langsam:

— Und wie wollen Sie mich denn nennen?

Es war ganz natürlich, was ich antwortete. Ich hätte gar nicht anders gekonnt:

— Herzeloïde.

Sie schwieg. Sie sann nach. Mein Taumel war ein wenig verflogen, und ich dachte: „Was geht mich die im Grunde an? Es ist doch zu dumm so was. Am Ende nimmt sie's noch übel.“ Und wohlerzogen,

mit guter Kinderstube versehen, mit fabelhafter Meinung von allem was Dame war, fragte ich ängstlich:

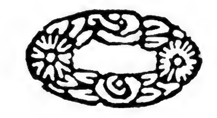
— Das paßt sich wohl nicht? O bitte, seien Sie mir nicht böse.

Sie lächelte so lieb, daß ich zum ersten Mal den Ausdruck der Güte sah, der Milde, der Vernunft. Da fragte ich kühn:

— Darf ich's sagen? Herzeloïde?

Sie nickte nur, und wiederholte langsam:

— Herzeloïde.



Nun hieß sie Herzeloïde. Das gab eine Beziehung, einen Anfang. Es hätte etwas werden können. Aber wie so oft sich etwas anspinnt und dann nicht weitergeführt wird, so ging es auch hier. Wir kamen nicht zusammen. Ja, ich schämte mich fast. Ich begriff nicht, wie ich in übermütiger Stunde zu solchem Scherze gekommen war. Und ich mied das Mädchen. Bestimmt wußte ich, das Herz, mein armes, ach so weiches Herz hatte mit ihr nichts zu tun. Sollte ich

hingehen und fragen: „Wie haben Sie geschlafen, Herzeloïde?" Anders durfte ich sie ja nicht mehr nennen! Nein, das ging nicht, denn weiter hätte ich mich ja nicht um sie gekümmert.

Dann kam eine äußere Trennungsmauer. Ihr Vater, der unser Landrat gewesen, war krank geworden, und sie gingen den Winter fort. Ich verlor sie ganz aus den Augen, denn er kehrte überhaupt nicht wieder zurück — er starb. Man hörte nichts mehr von den Leuten, wie es so geht. Wenigstens wir Jüngeren hörten nichts. Wahrscheinlich ist Frau von Leristow, wie Herzeloïdens Mutter hieß, mit den älteren Damen des Regiments in Verbindung geblieben. Uns ward es nicht erzählt. Ein paar Jahre gingen hin, und ich erinnerte mich kaum noch der seltsamen Szene zwischen dem Mädchen und mir. Die arme Herzeloïde war versunken und vergessen.

Der Lebensdrang meiner jungen Leutnantszeit brauste so wild nicht mehr daher. Ein unangenehmer Kommandeur, ein Angstmeier, der nach oben schielte und hinter uns her war, als hinge von der Besichtigung seine Seligkeit ab, kühlte das Feuer, das in mir tobte. Ich bin ihm dankbar, dem Manne, der mich zwang, das Leben ernster zu betrachten. Heil ihm und Segen! Er hat nie geahnt, was er Gutes schuf, aber er rettete mich vielleicht. Ich begann, einzusehen, daß der Leutnant kein loser Schmetterling sein

darf, der nur von einer jungen Mädchenknospe zur anderen gaukelt, daß Bälle und Gesellschaften nur dazugehören, der Schwerpunkt aber in der Reitbahn liegt, auf dem Exerzierplatz, im Stall, in der Kaserne. Und wie ich mir noch kaum diese Erkenntnis zu eigen gemacht, bekam ich ein Kommando nach Berlin.

Den ersten Tag dort, als ich gegen Abend im Gewande des schlichten Bürgers, das freilich im modischsten Zivil bestand, wie es nur je aus den Händen eines Schneiders von Klasse hervorgegangen, die Leipziger Straße hinabbummelte, sah ich an einem Schaufenster zwei Damen stehen: Frau von Leristow und ihre Tochter. Ich hatte mich mit ein paar Kameraden verabredet, war so wie so schon mit der Zeit im Rückstand und wollte deshalb unbemerkt vorübereilen. Doch gerade in dem Augenblick drehten sich die beiden um, und ich stand vor ihnen.

Sie gingen ein Stück mit mir die Straße hinunter, und wir schwatzten, wie eben Kleinstädter, die sich unvermutet auf dem Pflaster der Großstadt wiedertreffen, sofort etwas Gemeinsames fühlen, als wären sie verloren in der Riesenstadt. Ich ließ mir vom Tode des Landrates erzählen, und dann mußte ich Auskunft geben über alle Herren des Regiments, über alle und jeden aus der kleinen Garnison. Das gab ein Band, das kittete zusammen, das brachte uns in einer Viertelstunde näher, als wir — der blutjunge Offizier und

die Frau des Landrates mit einer erwachsenen Tochter — je früher uns gestanden hatten.

Aber ich nannte das Mädchen nicht „Herzeloïde", wie ich es doch tun durfte, und sagte auch wieder nicht „gnädiges Fräulein", und bei diesem Umgehen — unwillkürlich befangen — kam es zu keinem rechten Gespräch, wenigstens zwischen uns beiden. Aber ich, sah sie an: sie fiel mir auf, sie war besser angezogen schien mir, als früher. Sie hatte eine bessere Figur bekommen. Das mochte wohl einfach daher kommen, daß sie älter geworden war, nicht mehr so eckig, ausgewachsener, breiter, voller.

Schön war sie deshalb nicht geworden. Ich darf nicht lügen. Weiß Gott, nein — schön war sie nicht. Aber sie war natürlich und angenehm, und die blauen Augen — waren wirklich blau.

Endlich dachte ich an meine Verabredung und empfahl mich. Als das junge Mädchen mir die Hand reichte und kräftig drückte, eigentlich wie ein guter Freund, kam es mir unwillkürlich doch auf die Zunge, und ich sagte:

— Adieu, Herzeloïde!

Da ging ein Sonnenblitz der Freude über ihr Gesicht:

— Wissen Sie das noch?

— Was denn?

— Daß Sie mich so nennen dürfen?

Ich meinte nur, halb zur Mutter gewendet:

— Wem solches Ausnahmerecht zuteil wird, vergißt das doch nicht.

Doch Frau von Leristow schien nicht zu verstehen, und wir erklärten es ihr. Wir, denn einmal sprach ich, einmal Herzeloïde. Sie erzählte es wie ein großes Ereignis, und ich war erstaunt, welchen Wert sie dem Scherz beimaß, den ich, kaum war er geschehen, doch damals schon bereut hatte. Sie wurde rot dabei. Ganz unmerklich zuerst, doch allmählich stand Herzeloïde auf der belebten Straße vor mir wie mit Blut übergossen.

Ich empfahl mich nun wirklich. Ich hatte den bösen Gedanken: wenn ich die beiden doch nicht getroffen hätte! Es ist eigentlich zu dumm, nun habe ich mich wieder mal verschwatzt und verpasse meine Freunde schon am ersten Tage! Ich glaube, mein Abschied war fast eine Flucht. Doch als mit hellstem Lächeln das junge Mädchen mir zurief:

— Schnell, schnell!

Da drehte ich mich noch einmal herum und sagte:

— Adieu, Herzeloïde!

Dann schlugen die Wogen von Berlin über mir zusammen, ich meine: Wagenrasseln, Menschengewirr und Läuten der elektrischen Bahnen. Ich stürzte davon, die Freunde zu treffen, die ich denn auch glücklich noch erreichte. Wir sind wohl in den Wintergarten gegangen. Dessen erinnere ich mich nicht mehr. Irgend-

wo muß es gewesen sein, wo man rauchen durfte, ein Glas Bier dabei trinken und plaudern, oder süß eingelullt von jener Musik, bei der das Hirn dämmernd ruhen kann, dasitzen und sich wie ein Pascha auf der Bühne etwas vormachen lassen.

An Herzeloïde habe ich nicht mehr gedacht: kaum klangen die Stimmen der Freunde, so war sie wie ausgelöscht aus meinen Sinnen. Während des ganzen Kommandos tauchte sie nicht wieder in meinem Gedächtnis auf. Berlin, Berlin, das große Berlin nahm den kleinen Provinzleutnant ganz gefangen. Nicht daß ich untergegangen wäre im Strudel der Vergnügungen, aber wie noch vor wenig Jahren mein Herz gebrannt hatte für jede runde Wange und jede glatte Stirn, so wollte ich jetzt alles wissen, alles sehen, alles erleben. Überall mußte ich gewesen sein: beim Rennen wie in den Museen, im Konzert wie bei der Parade. Ich ließ mich einladen, wo nur ein Tisch gedeckt stand und eine Fidel klang. Ich fühlte mich verpflichtet, jeden Verwandten, der nach der Hauptstadt kam, herumzuführen, als ob ich allein die Schlüssel hätte von dem großen Berlin. Mir ist es noch heute ein Rätsel, wann ich schlief, woher mir die Kräfte wuchsen.

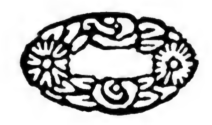
Ich dachte an alles, alles, nur an meine Herzeloïde nicht. Und — sonderbar, ich begegnete ihr auch nicht in Gesellschaft — nirgends traf ich, nirgends sah

ich sie. Ihre Mutter und sie schienen nicht mehr in Berlin zu sein. Herzeloïde war, wie sie jäh erschienen, so jäh wieder versunken. Dann ging das Kommando zu Ende, und ich kehrte in die Garnison zurück.

Dienst kam, Dienst, Dienst.

Und sonst hörte ich nichts wieder von ihr. Die Menschen vergessen ja einander so wahnsinnig schnell.

Aber ich fragte auch nicht nach Herzeloïde.



Endlich hatte ich meine vier Wochen Herbsturlaub in der Tasche. Dieses Jahr wollte ich in irgend ein Seebad, hatte auch schon Urlaub vor dem Manöver bekommen, da stürzte der Rittmeister, und da der ältere Offizier der Schwadron schon beurlaubt war, mußte ich dableiben. Nun im Herbst war es zum Baden in der Nordsee zu spät. Also die Berge. Wohin wußte ich nicht. Erst einmal nach München.

Ich ging in den Glaspalast, um Bilder anzusehen — eine Sezession gab es damals noch nicht. Sonst wäre ich gewiß dorthin geeilt, denn von dem alten

Drang lebte noch manches in mir, und alles, was neu, sonderbar, angegriffen, bekopfschüttelt war, zog mich an in jenen Jahren. Als ich meinen Schirm abgegeben hatte — denn es regnete — regnete, wie ich zu sagen pflegte, grundsätzlich überall, wohin ich kam — erschienen zwei Damen neben mir. Die Jüngere legte die Nummer hin, und zwei Regendächer wurden ihr dafür gegeben. Ich wollte vorüber, da erkannten wir uns: Herzeloïde!

— Sie hier? — fragte Frau von Leristow.

Ich gab zurück:

— Darf ich nicht, gnädige Frau?

— Gewiß. Ich wundere mich nur.

— Sie meinen, ich interessiere mich nicht für Bilder?

Ich hatte offenbar ein gekränktes Gesicht gemacht, denn die Damen beeilten sich, mich zu beruhigen. Sie wären nur erstaunt gewesen, mich in München zu sehen, denn sie wähnten mich irgendwo in der Garnison, sei es auf dem Reitplatz, sei es in der Kaserne. Wir unterhielten uns eine Weile, aber da es in dem halb offenen Eingang zog, traten die Damen mit mir noch einmal in den nächsten Saal. Von selbst kam es, daß wir weitergingen. Wir sprachen von den Kunstwerken. Ich war verwundert, wie Herzeloïde Bescheid wußte, und als wir beide allein die Wanderung durch die Säle fortsetzten, weil Frau von Leristow müde auf einem Sofa zurückgeblieben war, fragte ich:

— Malen Sie denn?

— Warum?

— Weil Sie die Bilder so genau kennen?

— Gewiß, ich male. Wie so viele eben malen, aus Zeitvertreib. Was soll ein Mädchen unserer Kreise, das für nichts zu sorgen hat, tun? Ich male übrigens, wie andere sticken oder Strümpfe stopfen, Wert hat meine Malerei nicht.

Ich redete dagegen, doch sie blieb dabei, und schließlich beruhigte ich mich, ohne sonderliche Bemühung, ihr ernste Absichten mit der Kunst unterzuschieben, die sie ja selbst ableugnete. Aber mir war es, als blicke sie mich traurig an. Als wir zu ihrer Mutter zurückkehrten, sagte ich ein paar Worte, ich wäre so gut geführt worden. Da meinte Frau von Leristow und sah stolz nickend die Tochter an:

— Ja, Sie sollten aber auch mal sehen, was sie selbst malt.

Doch Herzeloïde schnitt kurz ab:

— Ach, es ist wirklich nicht der Rede wert.

Dann trennten wir uns, aber ich suchte die Damen noch am gleichen Tage in ihrem Hotel auf. Ich war allein in München und hatte bei dem Besuch die stille Hoffnung, ich würde aufgefordert werden, irgend etwas mit ihnen zu unternehmen. Doch sie waren bei Bekannten eingeladen, und ich mußte den Tag für mich verbringen. Ich langweilte mich ein wenig. Abends

ging ich ins Café Luitpold, saß an meinem Tisch mit der Marmorplatte, von der schwarzen Zenzi oder Kathi oder wie sie hieß, die mich bediente, ziemlich vernachlässigt, denn ich trank nach ihren Begriffen offenbar zu wenig, rauchte stumm meine Zigarre und starrte in das Treiben um mich.

Es gibt Stunden, in denen man sich so einsam fühlt, als säße man als einziges menschliches Wesen auf diesem Erdenkloße. Nie geschieht mir das in wirklicher Einsamkeit, auf dunklen norddeutschen Mooren, wenn ich die Flinte unter dem Arm auf den Schnepfenstrich gehe. Nie habe ich mich bei einem weiten, stillen Ritt durch die Heide, in dem Meer von Sanddünen, lila schimmerndem Heidekraut, verlassen gefühlt. Nie überkam mich beängstigend die furchtbare Verlassenheit des Hochgebirges auf endlosen Karrenfeldern, im meilenweit gebreiteten blendenden Firn. Aber in einem Café allein sitzend, rings vom Schwarm schwatzender Menschen umgeben, die alle einander kennen, sich begrüßen, zusammenrücken, reden, trinken, Abschied nehmen — da empfand ich oft eine so grenzenlose Öde in meinem Alleinsein, daß ich mir Zwang antun mußte, nicht aufzuspringen an den nächsten Tisch zu treten, um den ersten besten Banausen, Bierphilister und Stumpfsinnsvertreter anzubrüllen: „Um Gottes willen, reden Sie mit mir, reden Sie mit mir, sonst werde ich auf dem Flecke wahnsinnig."

So ging es mir an diesem Abend. Ich kämpfte mit mir, fortzugehen — doch ich blieb sitzen. Was sollte ich anderwärts? In irgend einem der Bierkeller, in jedem Restaurant wäre es das Gleiche gewesen. Zum Theater war es zu spät. Was also tun? Ich ließ mir ein paar Zeitungen geben, besah Bilder, las eine Notiz und betrog mich so um eine Stunde. Dann dachte ich wieder nach, dachte an die Begegnung mit Herzeloïde. Und die Worte gingen mir im Kopfe herum: „Was soll ein Mädchen unserer Kreise, das für nichts zu sorgen hat, tun?“ Ja, warum hatte sie denn für nichts zu sorgen? Hätte sie sich nicht einen Wirkungskreis schaffen können? Doch welchen? Sie mußte bei ihrer Mutter sein, die kränklich schien, abends nicht lesen durfte, um die Augen zu schonen. Und am Ende — ja — taten es die Mädchen „unserer Kreise“ nicht alle so?

Wie ich noch so brütend saß, sah ich von weitem eine größere Gesellschaft den Gang zwischen den Tischen heraufkommen: einige Herren, einige Damen — zuletzt Frau von Leristow mit ihrer Tochter. Ich hielt mich zurück und hoffte, nicht bemerkt zu werden, denn ich kannte die anderen nicht und wollte mich nicht aufdrängen; aber da hatte mich schon die Mutter gesehen und beim Vorübergehen winkte sie mir.

Bald saßen wir alle zusammen. Die ganze Gesellschaft war in der Oper gewesen und wollte nur

noch, ehe man in die verschiedenen Hotels ging, eine Kleinigkeit genießen. Wer die Bekannten von Leristows waren, ist mir entfallen, nur eines jungen Mädchens entsinne ich mich, neben das ich zu sitzen kam, während Herzeloïde mir gegenüber blieb. Das Mädchen ließ mich fast Bedauern empfinden, daß meine Einsamkeit unterbrochen worden, denn es schwatzte unaufhörlich. Sie schien es geradezu als ihre Pflicht zu betrachten, mich nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen zu lassen. Das klapperte wie ein Mühlenrad: ‚München wäre schön, sie könne kein Bier vertragen, aber sie tränke es doch, und in ihrem Hotel wären sie sehr gut untergebracht, aber die Glyptothek hätte sie sich gespart, wenn auch Lenbachs Atelier interessant wäre, nur der schroffe Temperaturwechsel, den hätten sie übrigens in Breslau auch, aber die Winde aus Rußland dazu, immerhin, gedünstete Leber esse sie gern, auch einen dänischen Onkel besäße sie, obwohl er eigentlich gar kein Däne wäre, denn er lebe in Paris. — Nicht wahr, das ist eine Stadt! Aber dazu muß man verheiratet sein oder Amerikanerin, oder sehr viel Geld haben. Mögen Sie Uhde? Voriges Jahr waren wir in Zermatt. Wir reisen nämlich jedes Jahr, nur einmal hatte Mama die Masern.‘

So ging es ununterbrochen. Ich dachte: hat die einen Klaps? Ein paar Mal versuchte ich zu widerlegen — unmöglich, sie war, während ich noch sprach,

bei Chopin, und als ich da hinüberglitt bei hausschlachtener Wurst. Schließlich begnügte ich mich zuzustimmen, doch auch das ging nicht, denn sie begann mir sofort zu widersprechen. Nur widerlegte sie Dinge, die ich nie behauptet hatte.

Nach einer halben Stunde war ich vollkommen mürbe. Wenn sie behauptet hätte, ich wäre eine junge Dame und sie selbst mein Wachtmeister, ich würde sofort zugestimmt haben. Ich wagte gar keine Antwort mehr. Ich nickte, trank ab und zu und hatte nur den einen Wunsch in tiefster Seele: ‚Zahlen! Zahlen!‘ Mein Blick irrte hilfesuchend im Kreise, ob denn die Herrschaften noch nicht an Aufbruch dächten, aber es schien nicht so. Da streifte mein Auge Herzeloïde. Ich wollte über sie fortgleiten, doch sie sah mich mit solchem Ausdruck an, daß ich in ihrem Gesicht zu lesen begann. Und ich las ein: „Ach, Sie Armer, wie bedaure ich Sie!“, ein solches warmes Mitgefühl, ja fast eine Angst um mich, als litte ich fürchterlich, als schnitten ihr meine Qualen in die Seele.

Da ward jäh die Brücke zwischen uns geschlagen. Wir hatten etwas Gemeinsames. Während meine Nachbarin weiterschwatzte, blickte ich hinüber zu Herzeloïde, und wir verstanden uns. Das Mitleid, das ich drüben fand, ließ mich alle Redenot vergessen. Ich betrachtete mich nicht mehr als den Angegriffenen, den Überschwemmten, der in all dem Wortschwall elend zu er-

trinken drohte, sondern das redselige Jüngferlein begann alle Schrecken zu verlieren. Ja, ich mußte mich überwinden, nicht zu lachen. Ich hörte gar nicht mehr zu, sondern blickte immer zu Herzeloïde hinüber, und während ich meiner Nachbarin ein ernst-erstauntes Gesicht machte, das bei allen ihren fabelhaften Gedankensprüngen zu sagen schien: „Ach nee!“, lachte meine Seele laut auf über dieses putzige, schwabbelnde Menschenkind an meiner Seite und pflog Zwiesprache mit dem stummen Wesen, dessen blaue Augen mir Trost zusprachen: „Geduld, Geduld, die Nacht bricht ein, da niemand wirken kann, auch diese Zunge wird müde, auch diese Kinnbacken werden schlaff, Geduld, Geduld, alles Leid — selbst die Geschwätzigkeit endet hienieden!“

Sie endete. Man brach auf. Draußen vor dem Café wurde Abschied genommen, nur Leristows und ich hatten den gleichen Weg. Ich erinnere mich noch, daß einer der Herren in bezug auf meine Elster mich ganz begeistert fragte: „Nun sagen Sie mal, ist das nicht ein gescheites Mädchen?“ Ich aber sandte in meiner Herzensangst und Not, indem mir bei dem Gedanken ganz warm ward, ein solcher Abend wie heute könnte sich wiederholen, ein Stoßgebetlein zum Himmel, das etwa gelautet haben mag: „Lieber Gott, laß deine Gnade unverdient leuchten über mir Armen und nimm meine Nachbarin zu dir, oder so du nicht willst, lasse sie mir nie wieder auf deiner Erde begegnen!“

Der Abend war frisch, wie meist auch im Sommer in München, die Luft herb, eine Erquickung nach dem eingeschlossenen Raume, dem Rauch und dem Geschwätz. Ich schritt zwischen Mutter und Tochter. Sie schwiegen beide. Die ältere Dame war müde vom Tage, Herzeloïde aber schien zu empfinden, was mir fehlte: Stille. Wir sprachen kein Wort miteinander und haben uns doch unterhalten. Wir blickten uns nur ab und zu an, aber darin lag Frage und Antwort. „Nicht wahr, ich soll nicht sprechen?" schien ihr Auge zu sagen, und meines gab die Entgegnung: „Dank für Ihr Zartgefühl!"

Unsere Schritte hallten in dem schweigenden Abend, auf den Steinplatten des Bürgersteiges. Sonst war es ganz still, kein Wagen fuhr, nur aus der Ferne klang einmal ein Geräusch des Lebens zu uns, aus der Weite des Platzes herüberkommend. Wir gingen an den Häusern hin. Drüben im grünen Dunkel der Anlagen ahnte man hier und da auf einer Bank ein Paar. Zwei und zwei sahen wir menschliche Schatten stehen, aber alle Schatten waren stumm. Sie hielten sich nur bei der Hand und verstanden sich so, auch ohne daß die Lippen sich bewegten, wie wir uns verstanden, die wir im Sternenlichte gingen. —

Sterne waren am ganzen schwarzen Himmel entzündet, wohin in dem langen Spalt zwischen Häusern und Bäumen das Auge fiel. Sie schienen heute abend

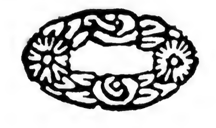
zu zucken und zu flimmern in besonderer Pracht. Sie schienen uns zu sagen: ‚Geht nur schweigend dahin, ihr beiden Menschenkinder. Wozu reden? — Sprechen wir? Sagt unser Licht nicht genug, das wir hinuntersenden auf eure Erde, so lange Menschen dort zu uns hinaufgeblickt?‘

Und ich fühlte etwas vom Zauber dieser städtischen Nacht und war Herzeloïde von Herzen dankbar, für ihr Schweigen. O, die glückselige Kunst, schweigen zu können, wenn Stimmung und Phantasie spricht. Wie tausendmal mehr sagt oft das Schweigen.

Vor dem Hotel, in dem die Damen wohnten, verabschiedete ich mich. Da fiel das erste Wort:

— Sehen wir Sie morgen? — fragte Frau von Leristow. Wir verabschiedeten uns, dann küßte ich der Mutter die Hand, und zur Tochter sagte ich:

— Gute Nacht, Herzeloïde.



In diesen Münchener Tagen wurden Herzeloïde und ich gute Kameraden. Eigentlich hatte ich gar nicht so lange bleiben wollen, sondern die Reise sollte nach Süden gehen. Aber ich „fand mich nicht fort“, wie man zu sagen pflegt, und immer war ich mit den Damen zusammen. Herzeloïde ward mir mit jedem Tage, den wir uns sahen, vertrauter. Es war an diesem Mädchen ein so seltsam fraulicher Reiz, etwas so Einfaches und Natürliches, das jedes Hofmachen von Anfang an auszuschließen schien, daß ich bald mit ihr sprechen konnte, wie nicht mit anderen jungen Damen. Sie war mit mir wie eine Schwester, aber wie eine ältere Schwester, wie sie denn auch ein Lebensjahr mehr zählte denn ich. Und ich begann ihr allmählich alles Mögliche aus meinem Dasein zu erzählen. Von Schulden, die ich in junger Leutnantszeit gemacht, von dummen Streichen und Albernheiten.

Die beiden Damen machten mit mir die kleinen Einkäufe, die ich zu besorgen hatte, ehe ich weiterreiste, kauften Schlipse mit mir, oder auch ein paar Geschenke für Verwandte und Freunde — Eltern besaß ich nicht mehr. Meinem Burschen wollte ich gern etwas mitbringen und wußte doch nicht was. Da wurde denn vorgeschlagen und verworfen, Läden betrachtet, in Gedanken ganz München durchwühlt und schließlich — eine Tabakspfeife gekauft mit bemaltem Kopf, auf dem das Münchener Kindl zu sehen war. Dazu hätten wir

uns nicht das Nachdenken zu machen brauchen, aber es war doch nicht so leicht zu finden gewesen, denn das Bierseidel, das ich vorgeschlagen, hätte meinen Burschen nur zum Trinken verleitet.

Herzeloïde hatte die Pfeife ausgesucht, Größe, Ausstattung, Preis bestimmt — alles. Mir war es, als könnte ich das ohne sie nicht besorgen, oder würde wenigstens gewiß etwas Unpassendes auswählen.

Wenn ich mit den Damen ausging und hatte einen Stock mit, so fragte ich:

— Wird es regnen?

Keine Wolke stand am Himmel, aber ohne ihren Spruch würde ich es nicht mehr gewagt haben, mich weit vom Hotel zu entfernen. Und ich war erst beruhigt, als Herzeloïde mit scheinbar ernster Miene sagte, während ihr doch ein Lächeln um den Mund zuckte:

— Ich bürge für schönes Wetter!

Ich geriet förmlich in Knechtschaft und Sklaverei. Ich blickte bei jedem Schritt zu Herzeloïde auf, ob er wohl ihre Billigung finde. So verging denn ein Tag nach dem andern, und ich blieb. Frau von Leristow war manchmal abends müde, und die Damen erklärten zu Haus bleiben zu wollen. Das war dann ein Tag, an dem ich Trübsal blies. Ich hatte noch andere Bekannte in München, aber ich suchte sie nicht auf. Ich ging ins Café Luitpold, setzte mich dort, wenn

er frei war, an den Tisch, an dem ich an jenem ersten Abend allein gesessen, und vor der glatten Marmorplatte, von der Zenzi oder Kathi oder wie sie hieß, die mich bediente, diesmal nicht vernachlässigt, leerte ich ein Glas nach dem andern.

Dabei dachte ich: was macht jetzt wohl Herzeloïde? Ich malte mir aus, sie läse nun wohl der Mutter vor, die ihre Augen schonen mußte. O, wie gern hätte ich zugehört, hätte heimlich durch einen Spalt geguckt, um zu wissen, was sie trieben. Ein junges Mädchen war mir immer ein Rätsel gewesen; wie etwas, das meine Leutnantsaugen nicht fassen konnten. Was ging in so einer Seele vor, wie brachte sie ihre Tage hin, wie beschäftigte sie sich daheim, wenn kein fremdes Auge sie sah? Mir waren von je und je Mädchen wie süße Wunder erschienen, so anziehend und doch so weltenfern, so fremd und doch sehnsüchtig meinen Gedanken verwandt. Und so plagte es mich, wie ich da einsam saß, zu wissen: was tut wohl jetzt Herzeloïde? Ich stellte mir vor, wie sie der Mutter den Tee bereitete, denn das hatte sie mir erzählt, wie sie dann ein Buch nahm und vorlas.

Sie hatte eine eigen verschleierte Stimme, von tiefem Klang. Nicht Heiserkeit klang daraus, sondern etwas Weiches, Mildes, etwas Weibliches, eine stille trauliche Musik. Vertrauen gewann man zu ihr.

Wie ich daran dachte, fuhr ich auf. Mir war es,

als müßte ich zu ihr eilen, zu sehen, was sie täte, zuzuhören, heimlich in einer Ecke, wie sie vorlas. Und mich quälte es, nicht zu wissen, was sie sprach, was sie trieb.

Eine große Unruhe überfiel mich, ich fühlte mich verlassen an meinem Tisch, rief die Kellnerin, und einen Augenblick darauf kühlte die Abendluft meine brennende Stirn. Wie an jenem Tage ging ich den Weg an den Häusern hin, während rechter Hand die Laubmassen der Anlagen dunkelten und über mir der Sternenhimmel flimmerte.

Ich dachte: nun läuft der Urlaub bald ab. Du mußt zurück zu deinen Rekruten, eine andere Welt empfängt dich, und du wirst in all dem Dienst und Reitbahndunst an diese Münchener Zeit zurückdenken wie an einen seligen Traum, der beim Erwachen nur noch dumpf das Hirn erfüllt mit seiner lichten Glückeswelt. Wenn man sich den Schlaf aus den Augen gerieben, wenn man den Kopf in die Waschschale gesteckt hat, ist es aus. Der Tag fordert seine Rechte. Der Traum verblaßt, ist bald vergessen.

Und als sollte das alles in Erfüllung gehen, erhielt ich am nächsten Morgen einen Brief, von Frau von Leristow diktiert, von Herzeloïde geschrieben, einige kurze Zeilen nur, ein Abschied. Eine Schwester der Frau von Leristow war in Berlin plötzlich einem Schlaganfall erlegen, und die Damen hatten bereits mit dem Morgenzuge München verlassen.

Ich war wie niedergedonnert. Was sollte ich tun? Mein erster Gedanke war, abzureisen. Wohin? Ihnen nach? In die Garnison zurück? Nein, das wäre gegen alle Grundsätze gewesen, denn ein Urlaub mußte ausgenutzt werden bis zum letzten Atemzuge. Aber sollte ich in München bleiben? Nun noch — die paar Tage — nach dem Süden zu reisen, dazu war es zu spät. Ich blieb also, irrte durch die Straßen, die Sammlungen, die Bräus. Unwillkürlich kam mir überall die Erinnerung an Herzeloïde. Hier hatten wir gesessen, dort waren wir gewesen, dies hatten wir zusammen besehen, jenes durcheilt, die Stunden verbracht.

Alles, was ich tat, war eigentlich nur noch Erinnerung. Ich lebte in der Vergangenheit. Immer und überall dachte ich an Herzeloïde. Da kam mir unwillkürlich die Frage: liebte ich denn das Mädchen?

Ich stand vor einem Rätsel. Ich behorchte mein Herz, ich befragte meine Gefühle. Ängstlich beobachtete ich mich. Wie war es sonst in meinem Herzen, dem ach so schwachen, gewesen? Hatte mich nicht sonst der Anblick eines Mädchens getroffen wie ein elektrischer Schlag? Wenn ich auf einem Ball eine neue Erscheinung gesehen, war ich da nicht gepackt gewesen: „die ist es!"? — War ich nicht krank an der Herzenswunde herumgelaufen, bis etwa bei meinem Rittmeister die Schwägerin zu Besuch gekommen, die mich binnen

vierundzwanzig Stunden geheilt hatte von meiner ersten Liebe? Und dann kam ein Urlaubssonntag in Berlin. Ja, es war Urlaub, und es war Sonntag! Ist das nicht schon viel, um mit glücklichen Augen zu sehen? Und auf dem Rennen in Westend, ward ich nicht da einer schlanken, blonden, jungen Dame vorgestellt, die ich vielleicht nie in meinem Leben wiedersehen würde? — denn sie kehrte morgen mit ihren Eltern nach Ostpreußen zurück. Aber war da nicht des Rittmeisters Hausbesuch vergessen? Verwundete mich nicht das Gutstöchterlein schwer? Tödlich? Trug ich nicht ihr Bild tagelang im Herzen, bis ich eines Morgens aufwachte und, o Schrecken, furchtbares Verhängnis, beim angestrengtesten Nachdenken mich nicht mehr erinnern konnte, war sie blond wie die Töchter des Nordens, oder schwarz gleich einer Sizilianerin gewesen?

War das nicht grauenhaft? Hätte ich nicht unter meinem vom Exerzieren braungebrannten Gesicht erröten müssen? So war die Liebe bisher in meinem armen, weichen Herzen gewesen, dessen Eindrücke wichen wie bei einem Gummiball der Druck des Fingers, wenn man die Hand zurückzieht. —

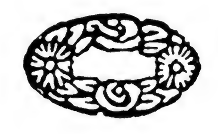
Und Herzeloïde? Ach, so anders war es gekommen! Mein Auge, mein Gedächtnis war an ihr vorübergeglitten. Sie hatte keinen Reiz noch Schöne. Sie besaß keine Figur, die auf sich die Blicke zog, kein Gesicht, das zum Verweilen bannte. Nicht von denen

war sie, die uns zwingen, stehen zu bleiben und zu sagen: „Gott, bist du schön!“

Aber in mein Herz hatte sie sich geschlichen, heimlich, in den Jahren, und nun stand dort ihr Bild, als das einer Freundin und Kameradin, einer, der ich meine kleinen Leiden und Bedenken anvertrauen durfte, einer, die mich in dieser Münchener Einsamkeit hatte empfinden lassen: du bist nicht allein auf dieser Erde.

Da ward ich meiner Sache gewiß. Dieses Mädchen war die Rechte. Dieses Licht, ein freundliches, heimisches Licht, keine sengende Flamme, sollte meinen Lebenspfad mit einem milden Scheine erhellen. Und wie ich das gefunden und wußte, erschien mir mit einem Mal die vorher öde Stadt reizvoll, belebt, lustig, glückselig. Erinnerungen quälten mich nicht mehr, sondern mit leuchtenden Augen schritt ich die Wege und sprach, als wäre geweiht jede Stätte, die ihr Fuß betrat:

— Hier ging Herzeloïde!



Aber wir blieben getrennt. Ich hatte Dienst, Dienst und wieder Dienst, und sie war mit der Mutter und den Töchtern ihrer verstorbenen Tante, die nun Waisen geworden, für den Winter nach dem Süden gegangen. Sie schrieb mir nicht. Darf das ein junges Mädchen!? Kurz, ich hörte nichts mehr von ihnen.

Und nun kam das, was Menschenschwachheit und Schicksal, was Männerart ist: die Eindrücke verwischten sich. Ich dachte unter der Berufszeit tagelang nicht an Herzeloïde. Ich begann zu zweifeln ob das, was ich damals in München für sie empfunden, auch Leidenschaft gewesen sei, ob es nicht vielmehr nur Freundschaft, Kameradschaft bedeutet. Kameradschaft, das Wort klang mir in den Ohren.

Da verblaßte Herzeloïdens Bild in meinem armen, wankelmütigen, schwachen Herzen. Es war beim Verfliegen der Monate, als läge die Münchener Zeit hinter mir gleich einer längst entschwundenen, abgetanen Begebenheit. Wie mit einer lieben, täglich aus dem Fach genommenen Photographie erging es mir mit dem Gedanken an das Mädchen. Zuerst hält man solch Bild stundenlang in der Hand, trägt es in der Brusttasche bei sich, just über dem Herzen, dann hat man den ganzen Tag zu tun und kann es nicht herausnehmen, aber vorm Schlafengehen betrachtet man beim Kerzenschein die lieben Züge. Eines Abends aber ist man

müde zum Umsinken, und am nächsten Tage sagt man sich erschrocken: gestern hast du sie nicht angesehen. Doch eine Woche darauf hat man das Bild liegen lassen, als man verreiste, und findet den Trost: ich denke an sie. Man denkt, man arbeitet, man vergißt. Lange, lange Zeit vergeht und man hat das Bild nicht betrachtet. Es bestürmen uns andere Eindrücke und andere Menschen. Die Zeit verfliegt, wie sie — je älter wir werden, mit desto rasenderer Eile dahinsinkt. Ein Tag frißt gierig den andern. Wir denken längst nicht mehr an das arme Bild im Kasten. Durch Zufall kommt es uns einmal wieder in die Hand, und wir entdecken, daß die einst so überscharfe Photographie verblaßt, gilblich geworden ist. Einzelne Teile sind schon ganz entschwunden. Der gewissenlose Photograph hatte die Salze nicht genügend ausgewaschen: das Bild fällt der Zerstörung anheim.

Noch ein Kopfschütteln, ein trauriger Blick, und die Photographie wird beiseite getan. —

Der Staub der Jahre legt sich darauf. Nie wieder kommt das Bild ans Tageslicht. Drinnen aber im Kasten arbeitet an den einst geliebten Zügen unerbittlich die Zeit, frißt und nimmt, gilbt und bleicht. Wenn wir dann eines Tages räumen, altes Gerümpel fortwerfen, die Fächer leeren, damit einmal Ordnung werde und für Neues Platz, fällt uns ein Pappkärtchen in die Hand, ein wenig abgegriffen, etwas verstaubt,

eine Photographie, von der wir nicht einmal mehr wissen, wie sie zu uns kam. Die Firma des Verfertigers ragt aus den anderen Papieren hervor. Mit einem Einschlage des Gedächtnisses wissen wir es. Es ist nur eine dunkle, unbestimmte Erinnerung an das menschliche Wesen, das einst unsere ganze Seele ausgefüllt, das uns heute nur noch dumpf bewußt ist. Den Namen wissen wir. Mühsam erinnern wir uns des Menschen. Einzelheiten kommen wieder. Es beginnt neu zu leben, vor uns zu stehen. Nur eines wird uns nicht wieder klar bewußt: die Züge.

Das Bild wird uns helfen. Wir greifen darnach. Wir ziehen es hervor: ein unkennbares Blatt gähnt uns an. Nichts, fast nichts mehr steht darauf. Die Jahre, die Salze haben gefressen, die Linien verlöscht, die Augen erblinden gemacht, den Kopf, den Körper, den Menschen, alles, alles vernichtet. Es blieb nichts übrig als ein beinahe leeres Blatt. . . . . . .

Jahre gingen hin. Ich sah Herzeloïde nicht wieder. Ihr Bild verblaßte, die Zeit fraß es auf. Es verging und entschwand meinem Gedächtnis. Ich hörte den Namen nicht wieder. Ich erfuhr nichts von den beiden, von Mutter und Tochter. Ich ward in ein anderes Regiment versetzt, wo kein Mensch den Namen Leristow kannte. Mit den Jahren ward ich auch ruhiger und farbloser. Begeisterung, Schwung und junge Liebe lagen hinter mir. Die Leutnantszeit war

vorüber, ich hatte meine Schwadron und mußte in eigener Verantwortung arbeiten.

Und mein Herz, das arme schwache Herz? Ach, es ward ruhig, es pochte nur noch selten, es schwang sich nicht mehr auf zu den Höhen, wo der Liebe Sonnenschein brennend glüht gleich der Mitternachtssonne Tag und Nacht. Die Jahre kühlen, Arbeit dämpft. Wenn eine neue Mädchen- oder Frauengestalt in den Kreis meiner Augen trat, da leuchteten wohl diese Lichter noch hell auf, in denen einst der rote Brand gesessen, aber mehr Worte fand ich nicht als zu sagen: „Schöne Erscheinung!"

Ich begann, gewitzigt durch Gewohnheit und den Kampf des Lebens, zu fühlen: das Glück dieser Erde liegt anderwärts als in ein paar dunklen Augen und einem roten Mund. Es ruht in den Tiefen der Seele; ob zwei Menschen zusammenpassen nach Überzeugung und Denken, nach Lebensgewohnheit und Sitte und Familie. Schönheit ist ein gar vergänglich Gut. Schönheit, die auf ewige Zeiten uns bindet, muß aus dem Herzen strahlen, über das so oder so geformte Gesicht. Sie wird mit Sympathie unregelmäßige Züge ebnen, sie wird durch Güte harte Linien weich, sie kann ein armes Antlitz so reich machen, daß es uns täglich durch Neues überrascht.

Aber wo fände ein Mann das, was er durch Erfahrung festgestellt hat, die graue Satzung, die blasse

Überlegung im Leben wieder, Mensch geworden, eine Gestalt von Fleisch und Blut?

Da gab es Stunden, in denen mich Unbeweibten die Sehnsucht umfing, für ein liebes Wesen sorgen zu dürfen, eine Frau zu besitzen, der ich mitteilen könnte, was mich anging. Wenn ich nach dem Dienst abends zu Hause saß, denn ich machte mir nichts aus dem Wirtshaus, dann bedrückte mich die Einsamkeit. Sah ich im Regiment eine glückliche Häuslichkeit, so quälte es mich: warum kannst du das nicht ebenso haben wie der andere?

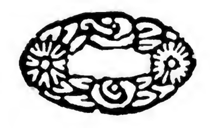
Ich begann, mich in den Gesellschaften auf den Bällen überflüssig zu fühlen. Der Gedanke lastete auf mir, daß ich hier im Kotillon mit dem jüngsten Fähnrich eine Kette bilden mußte, herumspringen, kriechen, mich bewerfen, behängen lassend, oder was dieser Indianertanz alles an einen vernünftigen Menschen für Anforderungen stellte. Wenn ein blutjunges, törichtes Ding mich bei einer gewissen Tour mit Schellengeläute als Gaul eingespannt, peitscheschwingend durch den Ballsaal trieb, kam ich mir vor wie die Rittmeister gewordene Albernheit, der doppeltbesternte wandelnde Blödsinn.

Da zog ich mich allmählich immer mehr zurück aus dem Treiben. In den Gesellschaften hatte ich noch meine alten Freundinnen, die einst mit mir begonnen hatten, auszugehen. Die jungen Mädchen fingen an

mir fremd zu werden. Mit den Damen meiner Zeit und ersten Jugend, die ich in Berlin, wo ich jetzt stand, wieder getroffen hatte, die fast alle, längst verheiratet waren, mit denen saß ich und sprach ich. Aber die guten Freundinnen segneten mir nicht mein Haus, belebten nicht meine öden Zimmer, sie hatten einen freundlichen Händedruck für mich, sie sprachen von alten Zeiten, sie, wie ihre Männer, umgaben mich mit Güte und Freundschaft — aber wenn ich heimkehrte, wenn die Tür meiner Behausung sich hinter mir schloß — war ich allein.

Und ich dachte nicht an eine, deren Wesen jahrelang in meinem Herzen gewachsen war, in meinem einst so schwachen Herzen, das heute so still geworden. Ich dachte nicht an sie, denn ihr Bild war verblaßt und vergilbt und verblichen. Der es mir einst vorgezaubert, der große, der gewissenlose Photograph Liebe, hatte es nicht gereinigt, ausgewaschen lange genug von allen den Nebensonnen, die mit malen geholfen, den Blonden und Schwarzen, die einst in meinem armen Herzen mitgeleuchtet.

Das Bild war fort. Ganz fort. Nicht ein Zug, keine Spur war zurückgeblieben von Herzeloïde.



Eines Winters hatte ich mich entschlossen, einen längeren Urlaub zu nehmen. Ich reichte zwei Monate ein und dachte dabei: werden sie mir nicht bewilligt, so nehme ich meinen Abschied. Ich erhielt den Urlaub, und im Rock des Bürgers, nicht wie in jungen Jahren, wo keine Wurst zu teuer war, vom erstklassigen Schneider, aber immerhin von einem tüchtigen Meister entworfen (auch darin wird man anders) fuhr ich gen Süden.

In München hielt ich mich nicht auf. Es ging gleich weiter an die Riviera. Die großen, bekannten Orte, an denen ich schon geweilt, Nervi, San Remo, Bordighera, Mentone, Monte Carlo, Nizza, sie alle lockten mich nicht. Ein Reserveoffizier von uns, ein reicher, unabhängiger Mann, der Altertumsstudien trieb und jeden Winter, wenn er ein Buch schrieb, nach dem Süden ging, hatte mir ein Hotel an einem fast nie genannten Punkte empfohlen. Dort fände ich tadellose Verpflegung, anständige Gesellschaft, keinen Zwang, Einsamkeit und doch Menschen, im übrigen aber mindestens die gleiche Schönheit von Land, Vegetation, Luft und Meer wie an den berühmten Orten. Mein Gewährsmann behauptete sogar, all das wäre noch reicher und köstlicher in Pernese.

Grand Hotel Pernese, so hieß mein Zufluchtsort.

An einem herrlichen Tage kam ich an. In Berlin war Schneetreiben gewesen, ein durch alle Um-

hüllungen dringender Nordost fegte die Straßen hinab, graue Nebel hatten schon seit Wochen die Sonne verborgen gehalten. Hier aber Windstille, dunkelblauer Himmel, keine Wolke zu erblicken und in der Sonne fünfunddreißig Grad Celsius. Dazu die ganze Pracht der Riviera zu ihrer günstigsten Stunde. Das Meer, unbewegt, lag wie ein blauer Spiegel vor dem Hotel, das dicht am Strande auf einem Kap thronte, rings von Ölbäumen umgeben.

Unter meinem Fenster lief in kleinen, sich regelmäßig immer in gleicher Breite an gleicher Stelle brechenden Wellen die Flut an. Gerade dort war die See tief, so daß sie fast schwarz heraufschimmerte, in weitem Umfange von Schaumkreisen umgeben, nach der Mitte immer kleiner werdend wie die Ringe einer Scheibe. Sie schaukelten hin und her, doch sie schienen immer in derselben rundgezackten Gestalt wiederzukehren. Darüber, hart am Ufer, ein düsterer Schatten gegen den Himmel, stand eine einzelne Zypresse.

Das ganze Kap gehörte zum Hotel. Ein Zaun schloß die Landzunge gegen Unberufene ab, und da dieser natürliche Park groß war und überall Bänke standen, verteilten sich auch die Gäste des Hotels, und man ward nicht viel von anderen Menschen gestört, wenn man allein bleiben wollte.

Ich war in seltsamer Stimmung. Ich schwankte: wollte ich Einsamkeit, wollte ich Gesellschaft? Ich fühlte

mich in einer Periode meines Lebens, wo Entscheidungen für die Zukunft getroffen werden. Es gibt solche Zeiten in jedem Dasein. Ein Wendepunkt. Und unwillkürlich hat man auch das Gefühl davon. Man ist unsicher, man weiß nicht, wohin sich wenden.

Ich hatte das Bewußtsein: findest du jetzt nicht bald die Frau, die es auf sich nehmen will, dein Leben zu teilen, so verpassest du den Moment, so wird es niemals werden. Dazu kam die Unsicherheit der Zukunft. Ich war entschlossen, wenn sich mir etwas in den Weg stellen würde, sofort den Abschied zu nehmen. Ich hielt mich für keinen Feldherrn. Die Kriegsakademie hatte ich nicht besucht, nicht einmal Adjutant war ich gewesen. So sprach ich mir keine große militärische Zukunft zu.

Kurz, ich wußte nicht, wo aus noch ein. So vermied ich es, im Hotel Bekanntschaften anzuknüpfen, und das ging dadurch ganz gut, daß im Speisesaal an einzelnen Tischen gegessen wurde. Ich kam also mit niemand in Berührung. Jene traurigen Stimmungen des Alleinseins, wie einst im Café Luitpold, hätten mich vielleicht überkommen, wäre mein Kellner nicht gewesen. Ein gemütlicher Leipziger, mit dem ich erst französisch gesprochen, der aber schon bei der zweiten Mahlzeit gesagt hatte:

— Herr Rittmeester, ich bin nämlich aus Leibzg!

Dieser Leipziger Kellner, der in London, Paris,

Brüssel, sogar in Konstantinopel und Kairo gewesen war, faßte bald zu mir eine zärtliche Neigung. Er berichtete mir alles, was im Hotel vorging. Zur Déjeuner- wie zur Dinerzeit kamen die Gäste nie zugleich, obwohl geläutet wurde. Wenn ich erschien, saß regelmäßig dieser oder jener schon da. Andere traten mit mir ein. Welche trafen eine Viertelstunde nach der Zeit ein, und einzelne pflegten so spät zu kommen, daß sich die meisten Tische schon geleert hatten, wenn sie sich setzten. Und jeder und jede hatte seine Eigenart. Alle aber erklärte mir mein Leipziger. Er wußte Namen, Stand, Ort, Verkehr, Vermögensverhältnisse, alles, alles. Es mochte nicht immer stimmen, aber ich fühlte mich dadurch nicht allein.

Mir war es bald, als kennte ich diese Leute ganz genau, als äße, schwatzte ich mit ihnen, und mir schien dieser Verkehr nur durch die Augen ungebundener, jedenfalls aber bequemer und vorteilhafter als ein: „Darf ich mich bekannt machen . . . ."

Ich wußte: Misses Cooper aus St. Louis trinkt heute schon wieder mal die dritte Flasche Rheinwein, und Signor Quarti, der gegen seine Familie tat, als wäre er gestern abend schon um neun zu Bett gegangen, ist erst mit dem letzten Zuge aus Monte Carlo zurückgekommen. Ich erfuhr, Doktor Ziffer aus Wien hätte heute morgen ein Börsentelegramm für einunddreißig Francs achtzig nach Wien geschickt und

der Esquire Robinson aus Leeds abermals eintausend-achthundert Pfund Sterling für sich an den Hotelier schicken lassen.

Da gab es einen Wirklichen Geheimen Rat Braumüller mit zehnköpfiger Familie aus Dresden — der auf dem Weißen Hirsch eine Villa besaß, die er jedoch nicht bewohnen konnte, da er den ganzen Sommer im Engadin lebte, und ein Stadthaus in Dresden hatte, wo er sich aber nicht aufhielt, weil er seit Jahren den Winter im Grand Hotel Pernese verbrachte.

Ich erfuhr, daß drüben am Fenster die drei Damen, die vor Verlegenheit immer lächelten, wenn sie den schweren Gang von der Türe bis zu ihrem Tische antraten, drei Schwestern von Ronking aus Westfalen waren. Die beiden anderen am Tisch neben ihnen, die bei schlechtem Wetter eine Art Jagdjoppe trugen, grünen Steirerhut, und nach dem Frühstück sich Zigaretten anzündeten, die Stiftsdame Gräfin Chadenski aus Graz und die Baronin Kofler von Simmbach aus Klagenfurt waren.

Mein Leipziger flüsterte mir zu, sie wären beide Sternkreuzordensdamen, und ich machte ein dementsprechend ehrfürchtiges Gesicht, das jedoch sofort sich aufheiterte als meine Nachbarn zur Rechten eintraten. Das heißt „eintraten", woraus man auf eine Gemeinsamkeit schließen könnte, ist offenbar nicht das rechte Wort. Zuerst erschien die Erzieherin, machte jedoch so-

fort wieder kehrt, als sie entdeckte, daß noch kein Mitglied der Familie anwesend war. Endlich kam die zehnjährige Tochter, ein schwarzes, kokettes Ding, das die Haare lang und offen trug, am Scheitel mit einer kleinen Seidenschleife gebunden, täglich von anderer Farbe. Das Mädchen tänzelte, summte eine Melodie, lief um den Tisch, rückte an den Bestecken, besah jedes Brot und blieb erst an seinem Stuhle stehen als der Vater eintrat.

Mit ihm wartete sie geduldig, bis die anderen kämen. Es war reizend, den kleinen, schwarzbärtigen Monsieur Chappuis zu sehen, wie er mit der Tochter sprach. Er strich ihr Haar, zupfte die Schleife zurecht und wandte kein Auge von dem Kinde, das er ganz verliebt betrachtete, bis endlich die Erzieherin erschien, der er eine förmliche Verbeugung machte. Dann dauerte es noch eine Weile. Ein halbwüchsiger Sohn kam, ein häßlicher Bengel mit schlechten Manieren, dafür aber wie ein Affe gekleidet.

Nun wartete die ganze Familie, hinter den Stühlen stehend. Man wagte offenbar nicht, sich zu setzen. Es dauerte lange. Endlich öffnete der Kellner die Tür, und eine so elegant, so teuer, aber auch so schick gekleidete Dame trat ein, daß man wohl begriff, wie sie mehr Zeit gebraucht sich herzurichten als die übrigen.

Madame Chappuis war sehr hübsch, graziös wie die echte Pariserin, schwarz mit gelblichem Teint, bei

dem durch Puder der unverkennbare Versuch gemacht worden, ihn zur milchigen Hautfarbe der Blonden zu zwingen. Sie trug blitzende Ringe an allen Fingern bis auf die Daumen. Sie setzte sich so, daß sie das Licht im Rücken, den Spiegel über dem Kamin aber in bequemer Sehweite hatte. Erst, als sie saß, nahm die Familie Platz.

Und ich war ganz allein an meinem Tisch, erlebte täglich das gleiche Schauspiel, kannte keinen Menschen und kannte doch eigentlich all die Menschlein ganz genau. Ich fühlte mich sehr wohl im Grand Hotel Pernese. Ich war unserem Reservemann für die Empfehlung dankbar. Aber wie so die Zeit verstrich, begann in mir dennoch das Bedürfnis nach Aussprache sich zu regen, nur schienen es nicht die rechten Leute zu sein, denen ich mich hätte nähern mögen.

Das dauerte zwei Wochen. Ich hatte mir Bücher kommen lassen und saß täglich auf einer bestimmten Bank am Kap, gerade an der Spitze der Landzunge, wo die Brandung am schönsten war und von den Hotelgästen niemand hinzukommen pflegte, weil ich in meiner Niedertracht den Zugang abgeschnitten hatte.

Mit vieler Mühe hatte man nämlich ein paar riesige Steine aus ihrer Lage am schroffen Felshang derart verschoben, daß sie als bequeme Brücke dienten um die Spitze der Landzunge trockenen Fußes zu erreichen. Mit noch viel größerer Mühe arbeitete ich in stillen

Stunden daran, die Blöcke hinunter zu stürzen. Nachdem mir das gelungen, konnte man zu meiner Bank nur noch durch eine Kletterei am Felsen gelangen, der kaum einer der übrigen Hotelgäste gewachsen war. Sie kostete mich zwar ein Vermögen an Stiefelsohlen, aber ich hatte dafür ein Heiligtum gewonnen, dem keiner nahte.

Dort erhob ich mich stundenlang an der Aussicht über das Meer, dort schlief ich nachmittags, langausgestreckt auf der Bank im Sonnenschein. In der Ferne zogen die Segler und die Dampfschiffe am Horizont vorüber, nach Genua oder nach Marseille, vielleicht nach Korsika, das mir wie eine Art Atlantis erschien, gleich den seligen Inseln, von denen einst die Griechen träumten. Es war eine köstliche Zeit des Nichtstuns. Und Abwechslung gab es auch. Stellten sich einmal Regentage ein, die natürlich nicht fehlten, so ging ich nach Pernese hinüber, um dort das bescheidene Badeleben zu betrachten, oder ich nahm mit meiner Reisetasche bewaffnet, die das Nachtzeug enthielt und einen Abendanzug, den nächsten Zug und fuhr nach einer der Hauptstationen dieses gesegneten Küstenstrichs.

Manchmal ging es nach Nizza, meist nach Monte Carlo. Nicht um zu spielen — über diese Dummheit war ich längst hinaus — sondern um die Spieler mit ihrem Anhang zu betrachten und mich zu freuen, daß mein Geld in der Tasche blieb.

Wie ich so einen Ausflug machte und auf der Terrasse vor dem Kasino auf und ab schritt, sah ich eine Dame auf mich zukommen, mit zwei jungen Mädchen. Sie fiel mir nicht auf, denn sie hatte nichts an sich, das die Blicke auf sich zog. Die Entfernung war noch ziemlich groß, doch mich überkam, als ich ihren Schatten gegen den Himmel sich abheben sah, jenes Gefühl, das man manchmal empfindet, ohne sich Rechenschaft zu geben woher es kommt: die kennst du. Je mehr wir uns näherten, desto gewisser empfand ich es. Bald wußte ich es — Herzeloïde.

Wir blieben unwillkürlich voreinander stehen. So viele, viele Jahre hatte ich sie nicht gesehen! Nie, nie mehr an sie gedacht, und dennoch kam es ganz von selbst, daß ich den Hut vom Kopfe nahm und sagte

— Guten Tag, Herzeloïde.

Sie war verändert. Natürlich. Beide waren wir nicht jünger geworden, aber wenn ich mir von dem Mädchen schon ein Bild hätte machen sollen, so würde ich gesagt haben: sie muß älter sein. Älter, denn sie sah im Grunde nicht älter aus, als damals, da wir zum letzten Male einander begegnet waren. Bei einer Schönheit pflegt man das Altern viel schärfer zu bemerken. Die Jahre scheinen ihre Runzeln mit grausiger Unerbittlichkeit zu graben. Ein Gesicht, das nur angenehm ist, sonst nichts sagen will, kann eher den Gang der

Zeit vertragen. Man könnte sagen: „An ihm ist nichts zu verderben!"

Und gewiß, eines war nicht zu verderben, einem konnten Jahre und Zeit nichts anhaben: dem Ausdruck der Weichheit, der Milde, der Güte auf diesem Menschenantlitz und vor allem in diesen Augen — denn sie waren wirklich blau.

Wir wunderten uns offenbar beide, einander hier zu begegnen. Wir ließen lange Hand in Hand im Staunen ruhen, und ich sagte einmal über das andere:

— Sie hier? Sie hier? Sie hier?

Herzeloïde aber antwortete:

— Nein, wie ich mich freue!

Dann fragte ich nach ihrer Mutter. Sie lebte nicht mehr. Jetzt erst entdeckte ich, daß die wiedergefundene Herzeloïde ein dunkles Kleid trug, und nun erkundigte ich mich nach den näheren Umständen. Ich erfuhr, daß Frau von Leristows Augen immer schlechter geworden waren, was, wie die Ärzte gemeint, mit einer Erkrankung des Sehnervs zusammenhing. Das Sonderbare hatte darin bestanden, daß die Sehkraft wechselte. Einmal ging es leidlich, einmal ganz schlecht. Immer aber war die Seele Herr geblieben über den Körper. Nie ein Unwillen, eine Ungeduld. So hatte sie denn auch darauf gehalten, daß Herzeloïde, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, mit den beiden Töchtern ihrer Schwester, täglich ausging. Und als die alte

Dame so allein geblieben, war sie gefallen, im Zimmer, in ihren gewohnten Räumen, im Hotel in Florenz, wo Leristows den letzten Winter verbracht.

Wie das geschehen, und was sich Frau von Leristow dabei getan, hatte keiner herausbekommen. Aber von diesem Tage ab traten öfters Ohnmachten ein, genau wie nach jenem Sturz, bei dem sie auf Stunden das Bewußtsein verloren hatte, so daß die Tochter sie bei der Heimkehr am Boden liegend fand.

Und eines Morgens, als Herzeloïde nach ihrer Mutter sehen wollte, weil sie länger geschlafen als gewöhnlich — lag sie entseelt im Bett.

— Nun bin ich allein mit meinen Cousinen! — schloß Herzeloïde und blickte rechts und links auf die beiden Mädchen, die während der ganzen Erzählung regungslos, artig stumm neben ihr stehen geblieben waren. Erst jetzt fiel mir ein, daß ich noch keine Notiz von ihnen genommen hatte. Die beiden, hochaufgeschossen, mit halblangen Kleidern, waren in jenem Alter, wo man nicht recht weiß, soll man sich vorstellen lassen oder einfach guten Tag sagen.

Doch ihre mütterliche Cousine beseitigte sofort diese Zweifel, indem sie zu den beiden sagte:

— Ihr habt ihm ja noch nicht die Hand gegeben!

Als sie es taten, meinte sie, zu mir gewendet:

— Das sind meine Töchter. Agathe. Helene. Ja, ja, wie die Zeit vergeht. Wer das geahnt hätte, als

wir uns das letzte Mal sahen! . . . Es ist lange her, lange her . . . Wirklich, denken Sie mal, wie lange wir uns nicht in diesem Dasein begegnet sind.

— Lange schon, aber Sie sind schuld, Herzeloïde.

— Ich schuld?

Ihr Ausdruck war fast ängstlich dabei, und ich erklärte:

— Gewiß, haben Sie je ein Lebenszeichen gegeben?

Schnell kam es zurück:

— Und Sie?

— Ich konnte doch nicht!

— Warum nicht?

— Ich kann doch einem jungen Mädchen nicht schreiben!

— Ich . . . ich bin . . .

— Was meinen Sie?

— Ich meine, ich bin doch kein junges Mädchen mehr!

Was sollte ich darauf erwidern? Ich fragte also nur:

— Aber den Verlust Ihrer Mutter hätten Sie mir doch mitteilen können. Sie wissen, daß ich Anteil genommen hätte. Oder denken Sie das nicht?

Herzeloïde nickte. Ich fragte weiter, ob sie denn sonst keine Anzeigen verschickt hätte. Sie sagte ‚ja‘, dann schlug sie die Augen zu Boden. Ich begriff

nicht, was das bedeutete, und ich bekam auch keine Erklärung. Wir wurden unterbrochen. Die Erzieherin war gekommen und nahm die beiden Mädchen zu einem Rundgang um das Kasino mit, während wir beide uns auf eine Bank setzten. Stumm blieben wir dort eine Weile, denn Herzeloïde besaß ja nicht die furchtbare Eigenschaft, Unterhaltung um jeden Preis machen zu wollen. So hatte ich Gelegenheit, sie zu betrachten. Wirklich, sie sah nicht älter aus, aber in einem Punkte schien sie verändert: sie gab wohl mehr auf ihren Anzug. Vielleicht lag es am ständigen Winteraufenthalt der letzten Jahre in europäischen Fremdenmittelpunkten.

Ich bat sie, mir ein wenig zu erzählen, wo und wie sie lebten. In Mentone, sagte sie. Sie war mit den Cousinen nur einmal — genau wie ich — nach Monte Carlo hinübergefahren. Nachmittags und mit dem nächsten Zug würden sie zurückkehren. Dieses Spielernest wäre für die beiden Kleinen nichts. Sie fuhr fort, als ich lächelte:

— Ja, für Sie ist es etwas ganz anderes, aber ich bin doch für die Mädchen verantwortlich. Sie haben keine Eltern, keine näheren Verwandten, außer ihrem Vormund, der aber nur die Geldgeschäfte besorgt — nur mich! Ich habe meiner Mutter vor ihrem Tode versprochen, damals, als sie fühlte, daß keine Lebenskraft mehr in ihr war, von der Seite der Mädchen

nicht zu wanken und nicht zu weichen. Ich sollte an ihnen Mutterstelle vertreten, und ich bin ihnen eine Mutter geworden.

Ich betrachtete stumm Herzeloïde, die mit wahrer Begeisterung gesprochen hatte. Sie schien ganz aufzugehen in ihrem Mutterberuf, sie, die doch eigentlich noch so jugendlich aussah, die etwas ganz Mädchenhaftes hatte. Ich glaube, niemand würde sie für eine Frau gehalten haben. Wie ich dieses selbstvergessene Wesen so besah, kam eine Rührung über mich im Gedanken daran, daß es Menschen gab, die nicht dem eigenen Glücke nachjagten, sondern sich für andere opferten.

Ich mochte gelächelt haben, denn Herzeloïde fuhr eifrig fort:

— Es klingt wohl anmaßend, was ich da sagte, ich dächte, ich wäre ihnen eine Mutter geworden; aber mein Gott, Sie wissen, ich meine es nicht so. Ich will damit nur sagen, ich gebe mir alle Mühe, sie zu erziehen, ihnen die Mutter zu ersetzen. Alle Mühe! Und kann man denn mehr? Ich weiß, was ich an meiner Mutter gehabt habe. Ich stehe heute ganz allein auf der Welt. Ich will ihnen dies traurige Schicksal ersparen. Ich muß den beiden Mädchen Vater und Mutter ersetzen, ihnen das Elternhaus geben und das ist um so schwerer, als wir auf Rat des Arztes noch ein oder zwei Jahre den Winter im Süden zu-

bringen sollen. Die ältere, Marie, ist ein wenig schwächlich. Nicht krank, nein, nur zart. Und ihr Vater ist an einer Lungenentzündung gestorben! Da soll man vorbeugen, sagt der Arzt. Eine Gefahr ist nicht, doch da die Mädchen sehr wohlhabend sind, kann man es schon tun. Ich habe die Erzieherin und noch eine Lehrerin mit in Mentone. Ja, ja, wir sind eine große Familie!

Herzeloïde lächelte. Ich lachte. Sie nickte und rief:

— Jawohl: Mama, Fräulein, Mademoiselle, Agathe, Helene — nun ist das nicht eine ganze Karawane?

— Wer ist denn Mama? Sie sind doch „Cousine"?

— Mama? Das bin ich. Die Mädchen nennen mich Mama. Ach Gott, ich bin ja auch schon so alt!

In diesem Augenblick kam die Erzieherin mit den beiden „Kindern" Herzeloïdens vorüber. Sie lächelten ein wenig verlegen, indem ihre Blicke mich streiften; aber als sie auf ihrer „Mama" ruhten, lag solche Liebe, solches Vertrauen in ihnen, daß ich unwillkürlich ausrief:

— Die haben Sie gern!

Ihre Augen strahlten:

— Ich muß es wenigstens glauben! Nein, ich weiß es. Und es tut wohl, wenn man das weiß und sonst allein steht in der Welt!

Es war etwas seltsam Trauriges in dem Ton gewesen, mit dem sie sprach. Mich berührte es wie das Erklingen einer verwandten Saite. Dies eine Wort schien all die Empfindungen der Einsamkeit, die mich so oft quälten, angerührt zu haben. Ich fühlte die trostlose Verlassenheit meines eigenen Daseins. Ich dachte nicht an die oft lustigen Stunden im Kameradenkreise, ich empfand nur jene Momente, wo ich von den Glücklichen, die Frau und Kind besaßen, fortgeschlichen war in meine öde Wohnung. Und ich sagte vor mich hin:

— Auch ich stehe ganz allein!

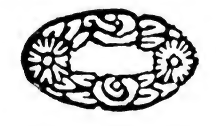
Dann schwiegen wir beide. Ab und zu kamen Spaziergänger vorüber, hier und da flog ein Wort von ihnen zu uns in den verschiedensten Sprachen. Ein gleichgültiges Wort, wie man denn Bestes und Tiefstes sich wohl nicht mitteilte auf der Terrasse des Spielpalastes von Monte Carlo. Aber mir schien das alles so konventionell, so fern, so fremd, so kalt, daß meine Stimmung der seelischen Unbehaglichkeit nur noch wuchs. Ich ärgerte mich fast über dieses Wiedersehen mit Herzeloïde. Drüben in meinem kleinen Hotel, in meiner gänzlichen Einsamkeit, hatte ich mich so wohl gefühlt unter den Menschen, die ich kannte und die mich nicht kannten. Hier aber, wo ich zum ersten Mal eine Seele traf, der ich verbunden gewesen, fand ich mich fremder denn drüben unter den Fremden. —

Ich war allein, sie hatte die Mädchen, ihre ganze große Familie, wie sie es genannt. Sie war ja der beiden „Mama". Aber was ging sie mich an? Was hatte sie mit mir zu tun? Eine Bitterkeit stieg in mir auf, wie ich sie manchmal als Knabe empfunden, wenn ein Spielkamerad einen Dritten mir vorzog.

Und ich erhob mich plötzlich.

Herzeloïde blickte mich erstaunt an. Sie schien fragen zu wollen: „Was habe ich denn getan?" Aber ich sagte nur, ich müsse fort, sonst erwische ich nicht mehr den Zug. Sie machte keinen Versuch, mich zu halten. Ich sagte nicht einmal den beiden kleinen Mädchen Lebewohl, die ich in der Ferne mit der Erzieherin stehen und auf das Meer hinausblicken sah. Ich ging wie ein dummes, schmollendes Kind von dannen, innen im Herzen das bittere Gefühl: sie hat ja ihre Lieben, ihre Familie — und ich stehe allein, ganz allein auf dieser Erde.

Ich wandte mich nicht um. Ich sah nicht ihr Gesicht. Lachte sie mich aus? Blickte sie mir nach? Hatte sie nur ein wenig Mitgefühl? Verstand sie meine Seele? — Herzeloïde?



Aber schon in der Eisenbahn kam die Reue. Ja, ich schämte mich eigentlich meines Benehmens. Es war doch wie ein törichter Knabe gehandelt! Und als ich wieder in Pernese ankam, war ich fest entschlossen, am nächsten Morgen nach Mentone zu fahren und mich bei Herzeloïde zu entschuldigen.

Ich ging in den Park, besah die Blumen, starrte auf die leise anlaufenden Wogen, die sich am Strande kräuselten; ich war zerstreut. Meine Gedanken irrten unwillkürlich nach der Terrasse von Monte Carlo zurück, nach der Bank, auf der wir gesessen — zu Herzeloïde. O, ich wußte genau, was das bedeutete: es war nichts anderes und nicht mehr als die Aussprache, die mir so lange gefehlt hatte. Wenn ich irgend einen Bekannten aus Berlin wiedergetroffen hätte, es würde das Gleiche gewesen sein. Aber ich fühlte mich an diesem Abend zum ersten Male in meinem Hotel tödlich einsam.

Mein Freund, der Kellner, spürte etwas davon. Er war eine brave Seele und begann sich sofort Mühe zu geben, mich aufzuheitern, indem er mir beim Diner alle Neuigkeiten des Tages erzählte: Exzellenz Braumüller aus Dresden hätte diese Woche eine Hotelrechnung von über eintausendzweihundert Francs gehabt; Misses Cooper aus St. Louis wäre heute nach dem Déjeuner am Strand spazieren gehend ins Meer gefallen und nur mit Mühe aus dem Wasser geholt worden.

Sie hätte sich aber auch schon um acht Uhr eine Flasche Madeira aufs Zimmer kommen lassen. Ein Onkel des Esquire Robinson aus Leeds sei eingetroffen, um, wie man annehmen könnte, den jungen Mann vor weiteren Spielverlusten zu bewahren und nach England zurückzuholen oder doch wenigstens zu beaufsichtigen. Die Fürsorge des Onkels hätte aber damit begonnen, daß beide Herren, nachdem sie ein und eine halbe Stunde im Park auf einer Bank gesessen, schließlich doch mit dem Zuge sechs Uhr fünfzehn Minuten nach Monte Carlo gefahren wären.

Als ich Signor Quarti nicht bei seiner Familie sah, flüsterte mir mein Leipziger zu, auch er hätte sich Onkel und Neffe angeschlossen, nachdem er seinen Eltern gesagt, er hätte solche Kopfschmerzen, daß er lieber gleich zu Bett ginge.

Das heiterte meine Laune auf, und ich gewann wieder Spaß an der menschlichen Komödie zu empfinden, die sich hier im Speisesaal täglich vor meinen Augen abspielte. Als nun gar noch ganz unerwartet zwischen den Sternkreuzdamen und den drei westfälischen Schwestern eine Annäherung sich vollzog, indem die Gräfin Chadenski sich von dem ältesten Fräulein von Roking den Almanach der fürstlichen Häuser ausborgte, den jene aus irgend einem Grunde mit zu Tisch gebracht, da ward mir ganz gemütlich zu Sinn.

Es war köstlich, zu beobachten, wie die Damen

aus Münster, Graz und Klagenfurt sich in Gotha zusammenfanden, und wie zuerst die Gräfin, dann die Baronin Kofler von Simmbach sich an den Tisch der Roten Erde setzten, Zigaretten anboten — die übrigens dankend abgelehnt wurden — und schließlich eine innige Gemeinschaft bildeten, indem sie die Köpfe zusammensteckten und immerfort zu Madame Chappuis hinüberblickten. Diese hatte abermals eine neue Toilette an. Weiß der liebe Himmel, wo die alle herkamen. Geld genug mochte sie jedenfalls gekostet haben. Vielleicht war der Herr Gemahl deshalb heute auch so besonders in sein Schicksal ergeben als echter Franzmann neben der Dame seines Hauses das fünfte Rad am Wagen zu sein.

All diese kleinen Erlebnisse von Menschen unter Menschen heiterten mich auf. Als ich mich auf mein Zimmer zurückzog, pfiff ich mir eins, ordnete im Gefühl größten Wohlbehagens meine Habseligkeiten, die Schreibmappe, die Federn, eine kleine Vase, in der ich meist ein paar Blumen, diesmal einen Veilchenstrauß, den ich in Pernese gekauft, stehen hatte. Das habe ich auf Reisen immer getan, diese kleinen Gegenstände machen ein Dutzendzimmer persönlich und gemütlich. Dann folgte ich meiner üblen Gewohnheit und legte mich mit einer Zigarre zu Bett.

Ich ließ meine Gedanken wandern. Ich dachte an diese Begegnung nach so vielen Jahren mit Herze-

loïde. Ich empfand etwas wie Neid, das Gefühl: sie ist im Hafen und du irrst noch herum, denn nichts anderes ist meine Existenz. Da überkam mich wieder dieses fürchterliche quälende Bewußtsein der Einsamkeit, das in den letzten Jahren fortwährend steigend meine Seele bedrängt hatte. Ich war in meinem Zimmer, in meinem Leben allein, und ich würde wohl allein bleiben auf immer und ewig. Und wie ich daran dachte, packte mich ein Grauen und dann, nachdem ich es kaum abgeschüttelt, eine unsägliche Unruhe, daß ich aus dem Bett sprang und hin und her lief.

So konnte ich nicht schlafen, das wußte ich. Ich setzte mich also in einen Stuhl und begann zu lesen. Irgend ein Buch, das ich gerade da hatte. Ich glaube, es war ein französischer Roman, den ich auf dem Bahnhof gekauft. Aber meine seltsame Stimmung war nicht zu bannen. Ich warf den Band fort, kleidete mich an, mit dem Gedanken, hinunterzugehen, um eine Stunde am Meer auf und ab zu laufen.

Aber mir kam der sehr vernünftige und nüchterne Gedanke, erst einmal hinauszublicken, welches Wetter es sei. Und vorsorglich, ehe ich den weißen Fensterladen öffnete, drehte ich erst das elektrische Licht aus. Ich war zweifelhaft, wie es draußen ausschauen könnte. Es ging mir, wie wenn man in der Nacht in einem Hotel angekommen ist, die Gegend nie zuvor gesehen und, bei der Nachtfahrt, halb verschlafen, sich nicht Rechen-

schaft gegeben hat, welches Wetter es war, und nun beim Erwachen im halbdunklen Zimmer mißmutig sich die Augen reibt. Man bildet sich fest ein: „Natürlich Regen!“

Dann schlägt man die Läden zurück und hellster, zitternder Sonnenschein trifft das Auge, der Himmel ist blau, die Vögel singen in den Büschen dem neuen Tage entgegen. Alles Frieden, Lust, Luft, Licht!

Erwartungsvoll öffnete ich das Fenster und stieß die Läden ein wenig zurück. Hurra, ich erblickte die Sterne. Nur matt zwar, denn als ich nun ganz ins Freie schaute, sah ich eine Mondenlandschaft vor mir, wie ich meinte, sie während der ganzen Zeit hier am Meer noch nicht erblickt zu haben. Und ich war von dem Bilde, das sich meinen erstaunten Augen bot, so ergriffen, daß es langer Zeit bedurfte, ehe ich mir einen Stuhl ans Fenster rückte, darauf knieend, die Arme auf das Fensterbrett gestützt, hinausschaute, diese stille Abendpracht mir tief in die Seele zu saugen.

Vor mir lag es wie dunkelflüssiges Blei: das Meer. Es war, als bildeten sich dickere Schichten darauf, die über die schon erstarrte Fläche, nun selbst fest werdend, hinwegliefen. Die Ränder erkannte ich jetzt als Wellen. Vorn, nahe, gerade unter mir, lebte die Flut, schwankte, spielte, spiegelte, blitzte und perlte in tausend geschliffenen Facetten wie ein Brillant am anderen auf langen Nadeln an zitternden Spiralen in einem schwarzen Haar.

Drüben schnitt das Kap, an dessen Spitze ich so viel Stunden verträumt hatte das Bild mit seiner dunklen Masse ab. Die einzelne Zypresse sah ich starr und steif gegen das glitzernde Meer. Und bei langem Hinstarren war es mir, als neige sie sich rechts und links, ganz langsam in immer gleicher Bewegung: die Täuschung durch den blitzenden, zitternden Hintergrund des Wasserspiegels.

Der Park, der Garten zeichnete sich ab im milchig fahlen Licht des Mondes, den ich nicht sah, der wie eine seltsame unsichtbare nächtliche Sonne von hinten das Bild beleuchtete, daß die Bäume lange, hohe spitze Schatten warfen und es unter und hinter den Büschen dunkelte in kurzgeballten Schattenkugeln.

Gleich weißen Strichen, weißer noch als das weiße Mondenlicht, leuchtete der Küstensaum. Waren es die Kiesel, waren es die Schaumspitzen der Brandungsstreifen?

Da rührte sich ein Luftzug in der unbewegten Luft, kein Wind, nur ein sanftes, süßes Wehen, ein Blasen, wie wenn ein Mensch hastig an uns vorübergeht und man die Bewegung spürt, indem uns ein Hauch, ein Duft trifft von ihm. Ein Hauch, ein Duft wehte herauf. Der Duft der jungen Frühlingsblumen drüben auf den Beeten, die in glühendem Farbenflor standen.

Dieses sanfte Wehen, das mir die Gerüche all der

duftigen, zarten Blumengebilde zuführte, die rings gierig die Sonne erwarteten, um immer neue und neue Blüten zu erschließen, dieser kosende Hauch der Natur traf mich, daß es in meinem Herzen erwachte wie ein neuer Lenz der Jugend. Ein seltsam banges, seliges Gefühl nahm mich gefangen. Ein Erhabensein, ein Erdenentrücktwerden, das zurückkehrende Bewußtsein, daß uns Menschen allen noch eine Hoffnung bleibt. Das Bewußtsein, daß keiner von uns wirklich allein ist auf dieser Erde, solange noch die Erinnerung uns unterhalten kann. Sie umgaukelte mich mit den Gedanken an längst entschwundene Zeit der Begeisterung, da ich die Natur um mich genoß wie ein junges freies wildes Tier, das ungebunden umherschweift, das die Luft atmet mit vollen gesunden Lungen, ein Jüngling der das Licht der Sonne auf sich strahlen läßt und spricht: „Es ist eine Lust zu leben."

Ich dachte an die wilden Ritte auf halbrohem Gaul, die Jagdritte meiner ersten Leutnantszeit. Ich dachte an manche Liebe und Huld, die ich erfahren. Dachte an Freundschaft mit all den jungen Kerls, die gleich mir so kurz, ach so kurz, erst die Achselstücke trugen und noch ein ganzes, langes Leben der Freude, des Genusses, der Liebe vor sich hatten.

Und mein Herz, mein armes schwaches Herz, das wie verdorrt gewesen, erwachte mit einem Mal. Ich spürte es förmlich in der Brust. Es hämmerte, es

schlug. Eine unbegreifliche Stimmung überkam mich. Die, die wir empfinden, wenn uns etwas Seltenes und Großes zuteil wird, ein Glück, das wir nicht mehr erwarten in der Spanne Leben, die wohl noch vor uns liegt, ein Glück, das uns zittern macht, unsere Augen mit Tränen füllt.

Es wehte mich ein Hauch wieder an aus jener jungen Zeit, da ich bereit war, die Blonde für die Braune zu lassen, wenn ich sie nur erblickt, da jeder rote Mund mich lächeln gemacht, und ich vor jedem Mädchen, das ich nur gesehen, und dessen Augen leuchteten, und dessen Lippen lachten, mich verneigen hätte gekonnt: „Du schönes Ding, siehe, ich habe dich lieb!"

Und wie diese Erregung mich überschlich, dieses süße, träumende Sinnen, daß ich die Arme hätte breiten mögen und schluchzen und weinen, ich wußte nicht warum, nur weil der Mond schien, und die Düfte wehten, und weil ich noch nicht ganz alt und vertrocknet war, und weil mir das Blut noch durch die Adern lief und das Herz noch pochte, da trafen plötzlich Stimmen, leise, weiche Weibeslaute mein Ohr.

Ich horchte erstaunt. Es klang unter mir. Weit beugte ich mich vor: das Fenster unter dem meinen war erleuchtet, und ich konnte zwei Köpfe sehen, einen schwarzen und einen grauen, so ähnlich geformt, daß ich sofort wußte: Mutter und Tochter. Von hinten

fiel das Licht aus dem Zimmer über sie, so scharf, daß ich genau erkannte, wie durch das Haar der älteren sich nur ganz leise bleiche Fäden zogen, und wie auf dem feinen, zarten Nacken des jungen Mädchens sich dunkler Flaum in kleinen Löckchen abhob.

Unwillkürlich lauschte ich dem, was sie sprachen. Nur Stimmen hörte ich, denn da beide sich aus dem Fenster legten, ging der Schall nach unten. Aber diese Stimmen klangen so, daß sie in meinen Mondscheinabendtraum zu passen schienen, als gehörten sie dazu, daß Auge und Geruchssinn nicht nur, sondern auch das Ohr mittäte. Das Sprechen klang wie eine leise, liebliche Musik.

Ich horchte da oben, weit vorgebeugt, und lauschte nur immer dem Klang, ohne erraten zu wollen, was die beiden flüsterten. Vielleicht hätte mich das Verstehen der Worte gestört, ich wollte nicht denken, nur empfinden und träumen.

Da war die Mutter verschwunden. Ich sah nur noch den kleinen, dunklen Kopf des Mädchens, denn ein junges Mädchen mußte es sein. Wie fein und zierlich war dieser Hals, dünn, fast gebrechlich, als könnte er die Last des schweren Haares nicht tragen. Und dann erblickte ich rechts und links lange, schlanke Finger, und durch das Aufstützen herausgedrückt ein paar volle, runde Schultern.

Ich neigte mich weit vor, so weit ich konnte, und

ich meinte eine zierliche Gestalt zu erblicken, wie sie dem feinen Schnitt des Kopfes, dem zarten Bau des Nackens entsprach. Vielleicht malte mir die Phantasie mehr aus, denn war, wohl sprach der süße Duft der Blumen mit, mir die Seele zu umdämmern, und der Mondschein mochte um meine Blicke weiche, zärtliche Schleier weben, aber die erhobene Feierstimmung, in die mich das unvermutete Nachtbild gebracht, hielt an, klang in mir fast gleich einer bestrickenden, sehnenden Melodie, die wir in empfänglicher Stunde gehört, und die nun in Ohr und Gedächtnis fortklingt, auch wenn die wirklichen Töne schweigen.

Längst war drunten Gestalt und Kopf verschwunden, längst hatte eine unsichtbare Hand die Läden geschlossen, und unter mir war es dunkel geworden. Dunkel aber nicht in meinem Herzen. Ich legte mich zum Schlaf, ich löschte das Licht, aber mit offenen Augen blieb ich liegen. Mir war so feierlich, so erhoben, so frei, so fröhlich, so glücklich zu Sinn. Ich fühlte, daß der Bann von mir gefallen war, in den die letzten Jahre mich mählich verstrickt hatten. Ich empfand etwas wie eine Wiedergeburt, ein Erwachen, als wäre ich in einen Jungbrunnen getaucht.

Und warum? Was war geschehen? Hatte sich in meinem Dasein etwas verändert? Nein, ich lag, ein einsamer Mann, im Zimmer hier allein, in einem Hotelzimmer. Und keine Zukunft tat sich mir auf.

Aber eine Ahnung, eine eigene Bewegung war in mir, ein Lustgefühl, wie es nur in seltenen Stunden über uns Menschen kommt, uns hinaushebend über uns selbst, daß wir die Erdenschwere vergessen und uns mehr fühlen, freier und leichter als unser stockiges Blut, unser schwerer Sinn uns erlaubt.

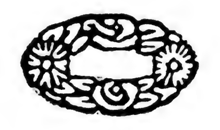
Was geschah mir an diesem Abend? frage ich wieder. Ich weiß keine Antwort. Ich kann die Rätsel unserer Seelen nicht deuten. Nie werden wir bis in die tiefsten Tiefen schürfen. An die Oberfläche bleiben wir gebannt. Nur zu ahnen vermögen wir, zu ahnen, daß irgend etwas unserem Sinn Flügel lieh, unser Blut beschleunigte, unser Herz schneller klopfen machte als sonst. Wir haben mit jemand gesprochen, der zufällig ein Wort fand, das uns berührte — und wir gehen lächelnd noch eine Weile unsere Straße. — Wir lasen eine Zeile in einem Buche, das uns sonst kalt ließ — und wir fühlen uns plötzlich gepackt, als hätte der arme Mann, der dieses Buch geschrieben, der in seiner Seele Not selbst nicht aus noch ein wußte, uns einen unendlichen Trost für den Lebensweg mitgegeben. Wir treffen einen Menschen wieder, an den wir jahrelang nicht gedacht, wir reden mit ihm kurze Worte, wir finden ihn unverändert und doch — im Hafen, scheinbar im Hafen, im Bannkreis anderer Menschen, in der Hut seiner Familie — und es schmerzt uns, weil wir noch auf offener See treiben.

Wir sind verstimmt, traurig, fast trübsinniger denn vorher.

Und dann kommt der Jahrmarkt des Lebens: wir lachen über die anderen Menschen, die Laune kehrt zurück, ja der Umschlag erfolgt, weil wir ein Fenster geöffnet und das Meer gesehen, das wir tausendmal sahen.

Was geschah? — Weil der Mond schien und die Blumendüfte zogen? Weil wir einen dunklen Mädchenkopf erblickt? Weil eine umflorte Stimme süß in der Mondennacht klang?

Wer wird die Rätsel der Seele lösen? Ja, es schien der Mond, ja, die Düfte wehten! Ja, drüben glitzerte das Meer! Und über uns standen des Himmels funkelnde Sterne. Und unter mir sprach flüsternd ein Menschenkind. In meiner Seele aber kam leise alte Seligkeit und Jugend herauf, und süß wieder wie einst erschien mir an diesem Abend das Leben!



Am anderen Morgen stand ich frischer auf denn seit Jahren, die mich das Alleinsein — ich will es „das Altern“ nennen — bedrückte. Ich war lustig — ich wußte nicht warum. Mir ging alles von der Hand wie nie. Das Rasieren, das mir sonst manchen Fluch, meist zwei Messer, immer aber doppeltes Einseifen gekostet, glückte mir aufs erste Mal so, daß ich ein Kinn hatte, glatt wie ein Knabe. Dann ging ich in den Park. Ich kletterte zu meiner Bank hinüber, starrte auf das Meer und überlegte mir, indem die Erinnerung an den Abend wiederkehrte, wer wohl die beiden Damen in dem Zimmer unter mir sein möchten. Gewiß Neuankömmlinge, denn sonst kannte ich doch jeden Menschen im Hotel.

Nun, mein Freund, der Kellner, würde mich ja aufklären.

Aber das Erstaunliche geschah: er wußte wohl, daß die Familie — Vater, Mutter, Tochter — abends eingetroffen waren, aber er hatte sich noch nicht um sie kümmern können, da er doppelten Dienst gehabt, denn einer der Kollegen, der sich den Arm im Speisenaufzuge geklemmt, war arbeitsunfähig geworden.

Der Leipziger wußte nicht einmal den Namen der Leute. Links von mir war der Tisch für sie gedeckt. Ich war ganz pünktlich erschienen, und während ich meine Serviette auseinanderfaltete, traten die neuen Gäste ein. Geschlossen, im Gegensatz zu den Chappuis

aus Paris. Dafür waren es aber auch Deutsche, die zusammenhielten, wo, wie es schien, Mann und Frau so einig waren, wie Eltern und Tochter.

Als sie kamen, wendete man an allen Tischen die Köpfe. Der Vater ließ seine beiden Damen vorangehen. Sie waren mittelgroß, zierlich beide. Aber die Tochter schien nur Wesen und Gestalt von der Mutter zu haben. Das Gesicht war ganz das des Vaters, ins Weibliche übersetzt. Er war ein schöner Mann. Dunkel, mit braunen Augen, groß, offen, klar. Wie er an den Tisch trat, hatte man das Gefühl: der weiß, was er will. Und doch wieder, als er die Plätze verteilte, glitt auf Frau wie Tochter ein so warmer Blick, daß es zur Gewißheit ward: diesem Willen sich zu beugen, wird nicht hart sein, und gerne wird es wohl jede Frau tun, denn was er verlangt, geschieht nur aus Liebe.

Ich saß so, daß ich das Mädchen unausgesetzt vor Augen hatte. Und nun konnte ich während der Mahlzeit das Bild von gestern abend, wie ich es in halbem Lichte von oben erblickt, mit der Wirklichkeit vergleichen.

Wie oft geht es so, daß, wenn wir uns eine Vorstellung von einem Menschen gemacht, dann die Enttäuschung gewaltig ist, nicht weil dieses unser Mitgeschöpf so abstoßend wäre, nur weil das Leben anders ist als unser Traum.

Ich hatte dieses Mädchen unter Umständen gesehen,

die eine herbe Enttäuschung fast gewiß machten. War meine Stimmung von gestern abend nicht verrauscht? Schien hier der milde, weiße, Mond? Wehten balsamische Blumendüfte zu mir? Lag vor meinen trunkenen Sinnen das Meer? Wo war das Rauschen, das Brechen, das ewige Anlaufen der Wellen?

Es war lichter, unbarmherziger Tag, daß ich Madame Chappuis' Puderwolke wie eine Kreideschicht auf ihrem Gesichte sah. Eben wurde ein neuer Gang aufgetragen, und statt der Veilchen, der Rosen, der Nelken dufteten Sauce und pommes frites. Statt der stillen Seeflut, der mondenbeschienenen, sah ich den gelbgeblümten Teppich auf dem Boden des Speisesaals, die weißgedeckten Tische, die schwarzen Röcke der Kellner. Und das einzige, das ich hörte, war das Klappern der weggelegten Messer, das leise Kritzeln der Gabeln auf den Tellern, das Klirren eines Glases, an das ein Unvorsichtiger gestoßen hatte.

Und doch, so hatte ich mir in meinem Mondentraume das Mädchen gedacht. Fein, zart, zierlich der Nacken, wie ich ihn gesehen, und darauf bewegte sich ein Kopf mit großen, schwarzen Augen, und die schwere Fülle des Haares hob zu weißer Milchfarbe die Zartheit des Teints. Jenes Seltene zeigte sich hier: Haar und Augen des Südens mit der Hautfarbe des blonden Nordens vereint. Die Erscheinung war so bannend, daß ich die Augen nicht davon ließ.

Unbefangen blieb das Mädchen. Sie sprach mit den Eltern und hatte ihre Blicke nicht anderwärts. So fiel es nicht auf, daß ich sie anstarrte wie ein Wunder. Ja, wie ein Wunder, denn so schien sie mir. Ein süßes Rätsel, das mir das Blut ins Hirn trieb, das mein Herz klopfen machte, laut und stürmisch. So laut, so stürmisch, daß ich mich ganz erstaunt an der Brust faßte, wo dieses Ding, sich abarbeitend, gegen den Eindruck sich zu wehren schien. War ich wirklich wieder jung, daß es sich regte, daß es ein Mädchenauge durch den Blick allein zum Toben trieb?

Ach ja, mein Herz, mein armes Herz, das längst zur Ruhe gegangen schien, mein Herz redete ängstliche Sprache in meiner Brust: „Daß ich so lange geschwiegen, ich wache heute auf!" Die alte Leidenschaft kam über mich, das alte Unglück meiner jungen Jahre. Oder sollte ich es Glück nennen? Ja, Glück! O, heute war es Glück! Denn mir leuchteten die Augen, mir schlug der Puls, mir brannten die Wangen.

Der Pfeil des losen, kleinen Gottes saß klirrend in meinem Herz. Mir war es, als hörte ich förmlich noch des Bogens Sehne summen, schwirren, nachzittern. Ich empfand die Wunde, und die Last des Gefiederten zog ihn herab, daß die Spitze abbrach in meinem Herzen — und saß nun tief und fest darinnen. Ich fühlte, wie ich nur je gefühlt, kein Arzt, keine

Zeit zog sie heraus und schloß und vernarbte die Wunde.

Ich war voll tiefer, zitternder Glückseligkeit. Ich wußte, ich war ganz, ganz, ganz gewiß: die dort saß, ohne ein Auge zu mir zu wenden, gehörte mir. Sie ahnte wohl nichts davon, und doch war sie mir bestimmt. Sie hatte mit den Eltern gerade hierher kommen müssen, sie mußte das Fenster öffnen gestern in der Mondennacht. Sie saß mir gegenüber, weil es nicht anders ging.

Als sie sich erhob und die zierliche Gestalt den Saal verließ, blieb ich ruhig auf meinem Platze, ein Lächeln um den Mund. Ich hatte keine Eile, den Kellner zu fragen: „Wer sind die Leute?" Es war ja gleich. Ich erfuhr es beizeiten. Sie war ja mein.

Dann, als ich der einzige Gast geworden war, ging ich hinaus in den Park. Auf eine Bank setzte ich mich, so gewendet, daß ich mein und ihr Fenster sah. Dort rauchte ich behaglich meine Zigarre und wartete. Ach, ich hatte ja Zeit, unendlich Zeit! Es dauerte denn auch nicht lange, so traten Mutter und Tochter oben ans Fenster. Sie schienen über den Blick zu sprechen, der sich ihren dunklen Augen bot. Mit graziöser Hand machte das Mädchen eine malende Gebärde, zeigte etwas, die beiden Köpfe lehnten sich fest aneinander, dann trennten sie sich wieder, und die ältere

verschwand. Unbeweglich blieb das Mädchen stehen. Unbeweglich saß ich und blickte hinauf.

Wie sich der dunkle Kopf vom weißen Fensterladen abzeichnete! Wie das helle Gürtelband den zierlichen Umfang dieses Mädchenleibes umspannte! Wie alles saß und paßte!

Aber würde die Seele dazu stimmen? Diese Seele, die doch nicht äußerlich sichtbar war wie ein glattes Lärvchen, eine weiße Hand, ein schwarzes Auge? Das Bedenken kam mir nicht. Ich wußte, eine Enttäuschung konnte nicht sein, ja, mir war, als müßte ich im nächsten Augenblick die Bekanntschaft der Leute machen. Ich saß hier unten und wartete auf sie.

Da geschah wahrhaftig etwas wie ein Wunder.

Während ich noch ruhig, vom Rauch meiner Zigarre umweht, auf der einsamen Bank blieb, näherte sich mir der Vater. Der große Mann mit den Zügen, die seiner Tochter so unglaublich ähnlich sahen, steuerte geradesweges auf mich zu. Ich lächelte. Ich hatte es ja gewußt. Das Glück mußte zu mir kommen, und ich erhob mich ganz selbstverständlich mit einem Ausdruck, als wollte ich sagen: „So, das ist recht. Ich habe Sie erwartet.“

Der andere lächelte auch. Er blieb vor mir stehen und sagte:

— Ich habe Ihnen Grüße zu überbringen von meinem Neffen!

Er nannte unseren Reserveoffizier der mir das Grand Hotel Pernese empfohlen hatte. Dann stellte er sich vor:

— Geheimrat von Fryburg.

Nun wußte ich Bescheid. Unser Reservemann hatte mir noch im letzten Manöver vom Onkel Fryburg erzählt, der im Ministerium des Innern in Berlin arbeitete. Er sprach immer mit einer Art Schwärmerei von ihm, als ob das ein Ausnahmemensch sein müsse. Aber nie hatte er mit einem Ton von der Cousine etwas über die Lippen gebracht.

Wir schüttelten uns die Hand, und der Geheimrat zog mich auf die Bank:

— Ein Augenblick. Meine Damen werden gleich kommen. Sie ziehen sich wieder eine halbe Stunde an. Natürlich wollen die Sie kennen lernen!

Ich glaube, ich lachte dem Geheimrat gerade ins Gesicht. Es war doch selbstverständlich. Natürlich. Ich saß ja nur hier und wartete auf die Damen. Beinahe hätte ich es ihm gesagt. Er fuhr fort:

— Mein Neffe hat uns nämlich von Ihnen so oft erzählt. Ich glaube, er ist kein großer Soldat, und da ist er Ihnen dankbar, daß Sie ihn bei Ihrer Schwadron so anständig behandelt haben! Jawohl, Sie wehren ab. Ich sage Ihnen, was der über seinen ersten Rittmeister geschimpft hat! Und Sie hat er in den Himmel erhoben. Meine Damen meinten gleich

gestern abend, ich sollte den Kellner fragen, ob Sie noch hier wären.

Ich sagte, daß wir ja bei Tisch nebeneinander gesessen hätten.

Der Geheimrat antwortete, er hätte sich eingebildet, ich müsse größer sein — vielleicht weil ich jetzt Kürassier war — und deshalb hätte er mich anderwärts gesucht. Er schloß:

— Aber meine Tochter hatte Sie natürlich gleich rekognosziert, obwohl sie es uns eben erst gesagt hat. Sie zeigte Sie hier auf der Bank. Ich fragte da im Hotel den Obermohr, und der sagte: „Stimmt, das ist er." So 'ne Frau ist doch ganz anders schlau, wie wir. Hat 'ne viel feinere Witterung!

Und ich mußte mich wieder zusammennehmen, dem Geheimrat nicht grade ins Gesicht zu lachen. Natürlich hatte sie mich erkannt. Ich wartete ja nur auf sie und sie auf mich. Ich wartete und fühlte, obwohl ich beim Rauschen der Wellen dicht vor uns Schritte nicht hören konnte und wir dem Hotel den Rücken wandten, daß die Damen sich uns näherten. Es war mir wie ein Hauch im Nacken. Ich ahnte ihre Anwesenheit durch eine Benachrichtigung von den Nerven aus, indem es in mir zuckte, ich unruhiger ward von Sekunde zu Sekunde, bis ich aufsprang und mich umdrehte.

Mutter und Tochter standen hinter mir.

Der Geheimrat stellte mich vor. Frau von Fryburg streckte mir die Hand entgegen:

— Wir haben schon soviel von Ihnen gehört.

Fräulein von Fryburg sah mir gerade in die Augen, wie ich ihr. Sie war nicht befangen. Es schien selbstverständlich als sie zu mir sprach:

— Ich habe gleich gewußt, daß Sie es sein müßten!

Dann lagen unsere Finger ineinander, und das zarte, zierliche Mädchen drückte mir die Hand so fest wie ein guter Freund. —

Es ist seltsam, zwischen uns vieren wurden nicht die üblichen Annäherungsversuche gemacht. Es gab nicht die ersten Verlegenheitsgespräche wie gewöhnlich zwischen Menschen, die sich kennen lernen, die nun einander erst erforschen, ergründen, befragen müssen, beschnuppern: „Paßt er zu uns?" — „Wes Geistes Kind ist er?" — „Werden wir uns vertragen?" — „Wie kommen wir miteinander aus?" — Wir waren von Anfang an, als kennten wir uns seit Jahren.

Natürlich kam es von der Art der Familie, denn zur Annäherung gehören immer zwei gute Willen, aber es lag auch an der unendlichen Natürlichkeit, mit der diese Menschen das Leben auffaßten. Es gab keine Redensarten, keine Artigkeiten ohne Hintergrund, keine leere Förmlichkeit, nichts Höfliches, das doch im Grunde nichts bedeutete, mit diesen drei. Jeder, wie ich im weiteren Verkehr schnell erfahren sollte, sprach, wie ihm

der Schnabel gewachsen war, immer hatten sie Geduld, einer mit dem anderen, und gab es einmal etwas, das nicht stimmte, so sagten sie es sich ganz offen. Keinem ward etwas geschenkt, auch der Vater bekam von der Tochter etwas zu hören — immer im Ton wie es einem Kinde zukam — aber — es ward gesagt.

Wir setzten uns. Ich hatte mit dem Geheimrat noch zwei Stühle geholt, und nun erzählten sie erst noch einmal ausführlicher, wie sie nach Pernese gekommen waren. Dann wurde gefragt, wie es mir gefiele hier im Hotel. Es kam heraus, daß die Familie jedes Jahr zweimal reiste: gegen und zu Ostern, wie dieses Jahr, nach dem Süden, denn das war die Zeit, wo der Geheimrat dienstlich fortkonnte; zweitens aber im Sommer ins Hochgebirge.

— Vater ist nämlich Bergsteiger! Und . . .

Er unterbrach seine Tochter:

— Das heißt, es geht nicht mehr so recht. Man wird alt und pumplich.

Sie ward beinah böse:

— Vater, das bist du gar nicht, wer noch vorigen Sommer neun Gipfel gemacht hat. . . . Nicht wahr, das ist nicht alt und pumplich?

Da sie sich an mich gewendet hatte, antwortete ich:

— Dann wäre ich's noch viel mehr, denn auf neun Berge käme ich nicht.

Der Geheimrat nahm wieder das Wort. Er er-

zählte, wie sich eben doch trotz allem, was „Maria" sage, seine Jahre fühlbar machten. Es sei nun einmal Menschenlos. Man könne nicht dagegen an. Ihm erschienen immer die Leute albern, die den Jugendlichen spielen wollten. Für jedes Lebensalter gäbe es etwas, jedes hätte sein Gutes und seine Freuden. Aus seinen Worten klang solch ruhige Sicherheit, solch schöne Abfindung als Philosoph mit Menschenschicksal, Leid und Entsagung, daß ich mich fast beschämt fühlte über meinen Kleinmut, der mich wegen meiner Einsamkeit so oft überkam.

Wir standen auf. Ich erbot mich, die Umgebung zu zeigen, denn sie hatten gesagt, erst wollten sie einmal sehen, „wo und wie und warum dieses Pernese eigentlich läge". Wir besahen zuerst den Park, vom Park aus betrachteten wir das Hotel, die dahinter als Windschutz sich aufbauenden Berge, denen die Riviera ihr glückliches Klima verdankt, und der Geheimrat machte es genau so wie ich, als Soldat, es auf Reisen immer getan: Karte heraus, Himmelsrichtung, Lage, Name, Berge, Ortschaften, Täler, Bäche, Landzungen und Buchten festgestellt.

Das dauerte eine Weile. Währenddessen langweilten sich die Damen nicht, wandten sich nicht interesselos ab, oder wurden gar ungeduldig, wie man es so oft erlebt, wenn einmal etwas gründlich festgelegt wird, sondern Mutter wie Tochter verfolgten den Plan

aufmerksam und ab und zu mit einem Zwischenruf: „Da müssen wir mal hin!“ oder: „Das liegt also etwa eine Stunde zu gehen entfernt. — Wieviel Kilometer? — Ach so, o dann braucht man nur vierzig Minuten!“

Aber das hatte nichts von Schulfuchserei und Gelehrsamkeit. Sie waren es nicht anders gewohnt, als daß man die Augen auftat, sich umsah in der Welt, sich kümmerte um die Umgebung. Mir aber lachte das Herz im Leibe! Ich hatte Menschen kennen gelernt, die weite Reisen — der Mode halber — gemacht, aber davon nichts anderes nach Hause brachten als: „Das Palace Hotel ist tadellos, und wir lernten dort eine reizende englische Familie kennen, mit denen wir noch Christmaskarten wechseln!“

Ja, mir lachte das Herz im Leibe. Es war Sonntag in meiner Seele. Sonntag auch rundum in der Natur, als müßte auch sie es feiern, daß Menschen zusammengekommen waren, die zueinander gehörten. Wir waren sofort einig über alles, was unternommen werden sollte und zwar gemeinsam, denn es schien, als gehörte ich nun dazu. Ein Ausflug nach San Remo ward verabredet, eine Fahrt nach Mentone, der Besuch von Monte Carlo, von Nizza. Die Route de la Corniche mußten wir vier miteinander fahren.

Und während dieser Pläne erzählte der Geheimrat von früheren Reisen: wie ein Gelehrter vom Klima, von der Kultur, von der Geschichte, von Land und

Leuten jener Gegenden handelnd, dann wieder als Weltmann, der die Hotels beurteilte und gesellschaftlich von Zuständen redete, die sie kennen gelernt. Es gab Dinge dabei, die er nicht wußte, er verwechselte Namen, er irrte sich in der Zeit. Da verbesserten ihn seine Damen. Er nahm es immer mit Dank an. Sie halfen sich alle gegenseitig. Auch die Eltern der Tochter gegenüber hielten sich nicht für unfehlbar.

Nun kam das Köstlichste: ich zeigte den abgebrochenen Weg zu meiner Bank. Frau von Fryburg fragte:

— Da sollen wir hinüber?

Maria aber klatschte in die Hände, als hätte sie noch nie solchen Spaß erlebt, und nun wollte jeder der erste sein, an den paar Metern Felswand hinüberzuklettern. Im Geheimrat mochte der Gedanke an manche Bergfahrt erwachen. Er war sofort dabei, die paar Schritte des abgebrochenen Pfades hinüberzugehen, und an der Art, wie er die Füße setzte und die großen, festen, schönen Griffe des Felsens anpackte, erkannte man sofort den Felskletterer. Als er am jenseitigen Ufer stand, rief er fröhlich:

— Auch so was noch hier! Das scheint ja ein reizender Punkt zu sein — Pernese. So Maria, nun schnell, komm nach.

Und zu mir gewandt:

— Sie sind der Führer. Gehen Sie mit ihr. Ich denke, ein Seil brauchen wir nicht.

Er trieb den Scherz noch weiter und machte seiner Frau Mut, indem er feststellte, wie auch ein etwaiger Absturz, bei der geringen Höhe und in Anbetracht des Wassers darunter, höchstens ein erfrischendes Bad kosten könne. Auch die Gefahr des Ertrinkens sei ausgeschlossen, denn der Fuß der Felsen würde nur von den Wellen ein wenig bespült.

Inzwischen war ich mit Maria an den Beginn des Überganges getreten. Ich fühlte ihre kleine Hand warm durch den Handschuh hindurch in der meinen, wie sie mich fest packte, und als ich vorauskletternd, halb zu Maria gewendet, ihr die Stellen bezeichnen wollte, wohin sie zu treten hätte, war sie schon darüber hinweggehuscht und rief:

— Schnell, schnell weiter, ich komme.

Ich konnte nicht eilig genug die Tritte wechseln, sie war im Abschwung, und im nächsten Augenblick lag sie halb auf meiner Schulter, denn ich hatte nicht mehr rechtzeitig Platz gemacht. Da traf mich ihr Atem, da empfand ich ihren weichen Arm, die köstliche Last ihres schlanken Körpers, und ganz in der Nähe sah ich ihre Wange mit einem leisen, zarten Flaum. Ich sog den Duft ihres schweren Haares ein. Er traf mich wie ein Anwehen der jungen Natur des Frühlings.

Wenn der Winter endlich zu weichen beginnt, wir eines Morgens die Fenster öffnen und draußen zum ersten Mal mit Bewußtsein jenen grünen Hauch auf

den kahlen Büschen bemerken, der über Nacht gekommen scheint. Wenn wir lauschen und „piep — piep“ „twitt — twitt“ „ping — ping — ping!“ das Piepsen der Vöglein klingt. Wenn uns die Luft entgegenströmt, warm, weich, ermüdend fast, unerklärlich nach den Kältegraden der Tage zuvor. Dann ist mir immer, jedes Jahr von neuem, ganz seltsam zu Sinn gewesen, wie umgewandelt, wie verjüngt, neu gekräftigt. Dann blies noch je und je der junge Frühlingshauch mir die düsteren Hirngespinste der letzten Jahre aus dem Sinn: die Einsamkeit, die trostlose Einsamkeit!

Und jetzt war es mir wie zu solchen Stunden zu Sinn. Der Lenz brach an, der junge, neue Lenz in meinem alternden Leben. Ich fühlte mich so leicht, so froh, so glückselig! Ich zog das Mädchen die paar Schritte noch hinüber, bis dorthin, wo ihr Vater stand. Leicht sprang sie auf den nun breiten Uferpfad. Dann gaben Vater und Tochter der Mutter lachend Ratschläge, wie sie es machen solle, mit meiner Hilfe ihnen zu folgen. Aber Frau von Fryburg bedurfte dessen nicht: in wenigen Augenblicken war sie hinüber, und nachdem sie empfangen worden, blickten wir alle vier nach dem Hotel, ob man uns etwa bemerkt hätte, denn ich hatte von meiner Niedertracht erzählt, den Weg zerstört zu haben.

Es war, als gehöre die Bank nun stillschweigend ihnen mit, und wir müßten jetzt gemeinsam das Ge-

heimnis hüten. Wir fanden alle Platz auf der Bank, und lange blieben wir stumm sitzen, versunken in den Anblick des Meeres. Es brandete stärker hier als sonst ringsum, wohl weil die Landzunge so scharf vorsprang und unmittelbar an der Spitze das Wasser eine beträchtliche Tiefe erreichte. Ab und zu spritzte der Gischt hoch auf, als hätte ein Riesenmaul uns zu Füßen ihn ausgespieen, und dann rief immer Maria im starrem Staunen:

— Da . . . da . . . nein, ist das schön!

Es war auch schön auf meiner einsamen Bank. Ein Traum für den Nordländer, diese tiefblaue Flut, dieser stahlblaue Himmel, diese Ölbaumwälder, diese starren Zypressen, der seltsame Schattenriß der Pinien drüben am Nachbarkap, die ihre windgebeugten Kronen gleich breiten Flammen aus schmalem Rohre in die Luft sandten. Und dazu dieses Gemisch von kräftigem Seegeruch und dem Dufte der Blumen, die von den nahen Beeten hinter uns die Luft schwängerten.

Und merkwürdig! Wir redeten miteinander, wir vier hier auf der Bank, als hätten wir uns immer gekannt! Von einem sprangen die Gedanken über zum anderen, dies ward berührt, dann jenes. Einmal begann Frau von Fryburg, einmal der Geheimrat — einmal ging es von Maria aus. Wer aber auch anfing, wohin sich das Gespräch wendete, immer teilte ich die Ansichten, und sie teilten meine. Es war bei-

nahe, als hätten wir zusammen gelebt. Zuerst waren sie wohl zweifelhaft und klopften an — mit einem Wort hatten wir uns verständigt. Schließlich nahmen wir es als selbstverständlich an, daß wir der gleichen Meinung wären. Der Geheimrat fragte:

— Kennen Sie Bernreuths?

— Die mit den zwei Söhnen und der Tochter, die...

Ich lächelte. Ich wollte nichts Böses sagen. Aber sofort antwortete Maria:

— . . . so albern eingebildet ist.

— Und die Söhne, so . . .

— . . . dumm! — brummte der Geheimrat, der immer das Kind beim rechten Namen nannte. Nun wußten wir Bescheid — und so ging es fort bei allem und jedem.

Kennen wir nicht alle jenes Verhältnis zwischen langjährigen Freunden, die gewisse Gedanken nur noch andeuten, sie gar nicht mehr auszusprechen brauchen, um sich zu verstehen? Jene Erscheinung in langjährigen, glücklichen Ehen, wo Gatten so ineinander aufgehen, daß sie förmlich die Sprechweise einer vom anderen angenommen haben?

So ging es uns. Ich saß da am Meer mit Leuten, die ich erst vor einer oder zwei Stunden kennen gelernt, die ich vorher nie gesehen, ja, deren Namen ich noch nie gehört hatte, und es war mir plötzlich rätselhaft, wie ich hatte ohne sie auch nur leben können.

Da kam es denn ganz von selbst, daß ich auf-

gefordert ward, meinen einsamen Tisch zu verlassen und zum Abend mich zu meinen neuen Bekannten zu setzen. Längst waren die anderen Gäste schon gegangen, und wir blieben noch zusammen. Der Geheimrat hatte sich Flaschenbier bringen lassen; nun, wo wir uns allein befanden, konnte er sich eine Zigarre anstecken, und da die Kellner in der Office verschwunden waren, schwatzten wir so gemütlich, als säßen wir daheim in Berlin.

Es wurde spät, sehr spät an diesem Abend, ehe wir daran dachten, zu Bett zu gehen. Ab und zu kam mein Freund, der Leipziger Kellner, mit verschlafenem Gesicht, lief um den Tisch herum, wischte die Brotkrumen ab, nahm den Teller fort, auf dem der Geheimrat die Asche abgeladen, schob einen anderen hin und machte jedesmal ein Gesicht, als wollte er sagen: „Nanu, noch immer hier?"

Wir bemerkten diese heimlichen, später immer deutlicheren Versuche, uns zum Aufbruch zu bewegen. Maria, die mir gegenüber saß, lächelte und gab mir ein Zeichen. Ich antwortete mit einem Blick, der heißen sollte: ich habe verstanden. Und sie freute sich wie ein Kind. Ihre schwarzen Augen ruhten dann auf mir — ich fühlte es, ohne sie anzusehen. Ich fühlte es mit innerer Bewegung. Ich war glücklich, ich empfand etwas wie Heimat, wie: „zu diesen Menschen paßt du und gehörst du." Ich ließ meine Blicke über

die Gestalt des Mädchens gleiten, an der mir alles gefiel, zu der es mich zog wie in einem Bewußtsein: „in ihr fändest du die Ergänzung deines Wesens!“

Als wir endlich aufbrachen, trennten wir uns gleich vier guten Freunden. Am Treppenabsatz standen wir. Die erleuchteten Gänge des Hotels zogen sich rechts und links. Auf den langen, roten Läufern spiegelten die elektrischen Flammen in den Kassetten der Decke. Ich sah es, während wir zögernd stehen blieben, als könnten wir uns noch nicht trennen. Der Geheimrat fragte, während seine Hand in der meinen ruhte:

— Und wann stehen Sie auf?

— Ich bin da, wann Sie wollen.

Maria bat eifrig, als wollte sie einen persönlichen Gefallen von mir:

— Nicht zu früh! Bitte! Bitte!

Dabei legte sie die Hände zusammen wie ein Kind und lächelte mich an. Ich fragte, zu ihr gewendet:

— Stehen Sie gern spät auf?

— Ich muß mich schämen — nicht vor neun!

— Gott sei Dank! — platzte ich heraus, denn ich hatte es geradezu für meinen Ehrgeiz gehalten, hier, wo mich der Dienst nicht hinausrief, tüchtig auszuschlafen. Nun vertraute mir auch der Geheimrat an, er wie seine Frau wären Langschläfer, und nachdem wir auch darin bewiesen hatten, wie wir in allem übereinstimmten, wünschten wir einander Gute-Nacht.

Einen Augenblick blieb ich noch stehen, blickte ihnen nach und stieg dann langsam die Stufen hinauf.

Oben eilte ich ans Fenster, nachdem ich das elektrische Licht angedreht, um im Dunkel und in meiner Hast nicht den Tisch umzurennen. Ich beugte mich hinaus. Sie erschien vielleicht am Fenster, und ich wollte ihren Kopf sehen, wie gestern von oben herab — oder doch wenigstens ihren Schatten auf dem hellen Kies des Platzes vor dem Hotel.

Und wie ich es gedacht: unten regte es sich. Ich beugte mich zurück, mein Blick fiel auf den Lichtfleck ihres Fensters, der sich am Boden abzeichnete. Eine Gestalt erschien darin, fein, zierlich, mit zartem Hals und enger Taille, eine Gestalt, die, sich vorbeugend, um die Läden zu schließen, alle Grazie, allen Liebreiz entwickelte, wie er nur einem Mädchen gegeben ist. Gleich einem Rahmen umschloß die dunkle Mauer der Hauswand das Bild.

Mit glückseligen Augen starrte ich hin, und ich begriff es kaum, als einen Augenblick darauf wie eine Erscheinung das Bild zerronnen war. Es flimmerte mir vor den Blicken: immer noch meinte ich, den hellen Fleck zu sehen, der doch verschwunden war, und erst allmählich gewöhnte ich mich an das Dunkel. Aber ich blieb noch lange stehen und sah in die Nacht hinaus. Nicht wie am Tage vorher, wo ich die Entdeckung der Neuankömmlinge gemacht, wo mir eine seltsame

Unruhe das Herz bewegt, sondern in stiller, fester Glückseligkeit, in dem Bewußtsein, daß ich die gefunden, die fortan meinen Erdenweg teilen sollte mit mir.

Ich wußte aber: ist das ein Irrtum, geht dieses Mädchen andere Pfade, irrt sich mein armes, so still gewordenes, heute wieder erwachtes Herz — so wäre ich der unglücklichste der Menschen.

Aber das konnte nicht sein. Wäre es gewesen, so hätten wir nicht zueinander gepaßt. Wir alle, nicht nur sie, sondern auch die Eltern, zu denen es mich zog wie zu lieben, lieben alten Freunden.

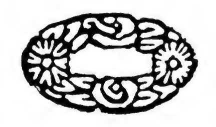
Lange blieb ich noch wach. Auf dem Rücken lag ich und träumte; nichts Bestimmtes, keine Geschichten, von keinem Ereignis. Es war nur ein dumpfes Sinnen, aber ein erhobenes, das unbestimmte Bewußtsein von Glück, das mir geschehen war. Das Gefühl: mein Leben wendet sich, das Alleinsein hat ein Ende. Du bist der begegnet, die deine Hände in die ihren nimmt und dich fragt: „Wohin wollen wir gehen?"

Da dachte ich an sie, an das Mädchen, das eine Fügung unter dieses gleiche Dach geführt hatte. Ich stellte sie mir vor, wie sie mir heute die Hand entgegengestreckt, wie unbefangen, wie sicher, und wie mädchenhaft doch sie mich angesehen. Ihre Stimme klang in meiner Phantasie so lebhaft, daß ich mich aufrichtete, mich umblickte im Zimmer, ob sie nicht da stünde und eben gesprochen hätte. Und bei dieser übermächtigen

Vorstellung überkam mich eine Sehnsucht, eine Unruhe, eine Bewegung, wie einst in jungen Jahren, wenn mein schwaches Herz schlug. Und wiederum anders, ganz anders. Es war Gewißheit dabei: diese Menschenknospe war für mich bestimmt, mußte mein sein. Was brauchte ich mich zu sorgen?

Ich ward ruhig. Wieder lag ich auf dem Rücken und träumte.

Ich ward müde. In jenen Zustand geriet ich, wenn wir fühlen, daß unser Gehirn dumpf und schwer wird, beginnt zu versagen und wir ankämpfen gegen den Schlaf, der daran geht, unser Denken auszulöschen. Ich wollte erst noch das Licht löschen. Ich wußte aus Erfahrung, daß ich nur im Dunkel ruhig schlief, aber ich war nicht mehr fähig, ein Glied zu regen. Mir war es, als sei der Gedanke süßer, an sie zu denken, zu der mich alles Sinnen führte. All das verdichtete sich in dem Namen, der mich umgaukelte, ohne daß ich ihn nannte. Ich sprach ihn nicht aus. Ich empfand ihn. Ich wußte, und das beseligte mich, als gäbe es nichts Köstlicheres in meinem armen Leben — sie heißt — Maria.



Die Tage vergingen. Bald war es mir, als wäre ich immer mit meinen Freunden zusammengewesen. Wir sahen uns täglich — was sage ich — stündlich. Wir taten alles gemeinsam, wir verabredeten die Stunde, uns früh zu treffen, was wir nachmittags unternehmen wollten und wann wir schlafen gehen sollten. Jawohl, das wurde täglich festgestellt.

— Heute wird spätestens zehn Uhr Gute-Nacht gesagt! Dieses späte Aufbleiben taugt nichts — meinte der Geheimrat. Er selbst aber bat am Abend seine Frau, die mahnend ihre Uhr emporhielt, noch ein bißchen zu verweilen. Maria schloß sich an:

— Ach, Mama, bitte, bitte, es ist so gemütlich heute!

An diesem Abend war es fast Mitternacht als wir uns trennten. Als ich Abschied nahm, konnte ich den Augenblick nicht erwarten, daß wir uns wiedersähen am anderen Morgen. Dann ging ich mit Maria im Park spazieren, während die Mutter auf einer Bank saß und an einem Tisch, den ihr mein Freund, der Leipziger brachte, Briefe schrieb. Der Geheimrat aber pflegte auf dem Zimmer zu arbeiten. Er hatte mir gesagt:

— Lassen Sie sich von Maria erklären, was es ist. Es ist eine Dummheit, aber ich habe es nun mal angefangen und habe den, anderen Leuten wohl ver-

rückt erscheinenden, Grundsatz, daß man auch Dummheiten fertig machen soll. Es hat einen doppelten Grund. Einmal handeln wir folgerichtig und dann erkennen wir, je länger die Dummheit dauert, wie groß sie wirklich ist!

Das klang ja fürchterlich, doch es war nicht so schlimm. Maria erklärte, der Vater arbeite nun seit über zwei Jahren an einem statistischen Werke über die „Verelendung des Mittelstandes", und auch auf Reisen nähme er es mit. Die Dummheit nach des Geheimrates Ausspruch bestand nun darin, daß er nie fertig werden könnte, da jeder Monat fast neue „unbedingt zu berücksichtigende Arbeiten, statistische Veröffentlichungen" und dergleichen erschienen. Maria schloß:

— Vater kommt jede Woche einmal mit einem neuen Buche über sein Thema nach Hause und ruft: „Damit ist meins überflüssig, jedenfalls aber veraltet."

Dann erzählte sie, wie oft sie dem Vater helfen müßte Tabellen abschreiben, wie er ihr manchmal diktiere, wie sie eigens, um ihm nützlich zu sein, stenographieren gelernt habe. Sie fügte hinzu, aber ohne jede Bitterkeit, so natürlich, als könne das eben nicht anders sein:

— Man muß doch zu etwas gut sein, sonst müßte man sich ja verachten!

Mit einem Schlage fiel mir das Wort einer anderen ein, die einst zu mir gesagt: „Was soll denn ein Mädchen unserer Kreise, die für nichts zu sorgen hat, tun?" Die das gesprochen hatte war — Herzeloïde. Da erst erinnerte ich mich ihrer, die ich ganz vergessen hatte, nun bald zwei Wochen lang. Ich dachte daran, daß ich mit einem Mißverständnis, einer Verstimmung von ihr geschieden und mir doch damals vorgenommen gehabt, sie in Mentone aufzusuchen, um sie um Entschuldigung zu bitten. Ich ward — eine dumme Empfindlichkeit meiner Haut, die mir leider eigen ist — bei dem Gedanken dunkelrot.

Ich wollte es vor Maria verbergen, denn ich bildete mir ein, sie sähe mich an. Natürlich stieg mir das Blut noch mehr in die Wangen. Nun bemerkte sie es wirklich, und offen, wie sie mit mir alles besprach, fragte sie:

— Ist Ihnen etwas geschehen?

— Ich dachte an etwas!

Sie schwieg. Und wie jeden Morgen kletterten wir hinüber zu meiner, nein, jetzt unserer Bank. Dort saßen wir stumm. Mich quälte es, daß ich Maria nicht geantwortet hatte, und sie schien damit beschäftigt, zu ergründen, was meinen Geist in Anspruch genommen. Das ging so eine ganze Weile. Wir sahen stumm auf die weite blaue Fläche der See hinaus, wir blickten schweigend auf die uns zu Füßen am Fel-

sen zerspritzenden Wellen. Da gab ich das Versteckenspielen auf und wandte mich zu ihr:

— Ich will kein Geheimnis vor Ihnen haben; wissen Sie, daß ich es als unrecht empfinde, Ihnen nicht zu sagen, an was ich dachte?

Sie gab einfach zurück:

— Ihre Gedanken brauchen Sie mir doch nicht mitzuteilen!

— Würde Sie es freuen wenn ich es täte?

Sie lächelte schalkhaft:

— Ich errate sie so wie so.

— Nun also, bitte, an was habe ich gedacht?

Sie sann eine Weile nach, auf dem zierlichen Halse senkte sich der feine runde Kopf, und dann antwortete sie, ohne mich dabei anzublicken:

— Es hing damit zusammen, daß ich gesagt habe „man muß doch zu etwas gut sein"! Sie wundern sich wahrscheinlich, wie ich dazu komme. Ich will es Ihnen erklären. Ich will Sie einmal etwas fragen. Sie müssen antworten als guter Freund, der Sie doch sind. Nicht als Herr, der glaubt, gegen eine Dame artig sein zu müssen. Wie alt bin ich?

Was sollte ich sagen? Sie sah aus wie — ja wie sah sie aus? Ich wußte es nicht. Vom ersten Augenblick an hatte ich mir nicht darüber Rechenschaft gegeben. Das erschien mir völlig gleichgültig. Es ging mir, wie es mit Menschen geht, die man täg-

lich sieht, daß man sich über ihr Äußereres nicht mehr klar ist. Ich hatte vom ersten Tage ab gefühlt, daß dieses Wesen mich in Fesseln schlug, ich hatte empfunden und nicht gesehen. Ich hatte mich an die zierliche Gestalt gewöhnt, an diesen zarten und doch vollen Gliederbau. Ich hatte das Bewußtsein: so wie sie ist, muß sie sein. Sie dürfte gar nicht anders sein, nicht größer, nicht kleiner, nicht älter, nicht jünger. Mir war es, als wäre dieses köstliche Geschöpf zu meiner Freude und Augenweide, zu meinem Glück und Segen geschaffen und hierhergeschickt. Ich befand mich seit diesen zwei Wochen wie in einem Traum, wie von einem Zauber fühlte ich mich umsponnen. Mir genügte es, daß das alles war. Warum? Daran dachte ich nicht. Wie alt? Nein, darauf konnte ich nicht antworten.

Doch als ich zögerte, fragte Maria:

— Sie scheuen sich wohl, es zu sagen?

Sie hatte einen fast traurigen Ausdruck dabei, einen Zug um den Mund wie Enttäuschung, und wieder etwas wie Jammer und Kummer als wollte sie sagen: „Hätte ich mich in dir geirrt? Wärest du etwa auch wie die anderen?" Das traf mich so, daß ich nicht mehr zurückhielt, das Herz beflügelte meine Zunge, und ich redete, ward mir klar, was in mir geschlummert gleich einer seligen Krankheit, die nun jäh ausbrach. Ich vermag nicht mehr zu sagen, welche Worte ich gebraucht. Ich weiß nur, daß mir zu Sinn war,

als erwache in mir alle die alte Leidenschaft meiner jüngsten Jahre. Ich geriet in einen Taumel, eine Verzückung. Ich sah diese Mädchengestalt neben mir sitzen wie einen Freund, den liebsten, besten Freund, dem ich alles anvertrauen durfte, mit dem ich gleich fühlte in jeder Faser meines Herzens. Und doch erblickte, empfand ich in ihr das Weib, das meine Sinne gefangen hielt, das mich beschäftigte vom Erwachen bis zum schweren Einschlafen des Abends. Denn schwer nur noch schlief ich ein. Stundenlang lag ich wach, während mir durch den Sinn die Gedanken zogen: War das nicht ein unverdientes Glück alles das, was du heute erlebt hast?

Ach, mein Gott, mein Gott, hatte ich je noch für möglich gehalten, solche Seligkeit könne mich alternden Menschen umfangen? War ich nicht längst so weit, zu lachen über meine Verliebtheit junger Jahre? Wirklich, wenn ich an die erste Leutnantszeit dachte, mit ihrem wilden Herzklopfen täglich für eine andere, überkam mich ein Staunen, daß ich mich selbst nicht wiedererkannte. War ich je so gewesen?

Und nun regte es sich da drinnen unter den Rippen wie einst, nun ward mir ganz bewegt zu Sinn, wenn ich nur den Namen Maria hörte. Maria, nicht Marie, das mir jetzt alltäglich klang. Der vollere Laut des Maria tönte mir in den Ohren. Fast hätte ich das Mädchen einfach so genannt.

Das sagte ich ihr jetzt. Sagte es mit Stocken und Zaudern, entschuldigte mein armes Herz, als beginge es eine Sünde, ein Unrecht an ihr. Und während ich sprach, senkte sie die Augen, daß ihr Strohhut halb das Gesicht verdeckte. Ich wollte ihren Ausdruck sehen und beugte mich nieder. Der Hutrand sank noch mehr. Da beugte ich mich ganz herab. Meine Stirn berührte fast ihre Kniee, und ich hockte am Boden vor der Bank.

Nun gewahrte ich erst, daß ihre Schultern zuckten, und ich vernahm jenen leisen Ton, der nicht zu beschreiben ist, den nur unsere Sinne sofort erfassen: sie weinte.

Ich sprang auf, nahm ihre Hände in die meinen und fragte leise, ganz leise:

— Was haben Sie?

Sie gab keine Antwort. Da zog ich ihre Finger an mich und preßte sie an meine Brust. Und wieder fragte ich:

— Habe ich Ihnen etwas getan?

Sie schwieg, aber ich sah, wie ihre Tränen langsam über die Wangen perlten und ihr aufs Kleid fielen. Es waren kleine, runde Tropfen, die in der Sonne glänzten. Sind Tränen nicht Wasser wie anderes? Ich sah in ihnen ein Wunder, als hätte ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Menschen weinen gesehen! Es berührte mich wie etwas, davor ich fast Furcht und Schrecken empfand und dann doch wieder

eine herbe Süßigkeit. Ich war wohl von Sinnen! Ich wußte nicht, was ich tat. Ich hätte am liebsten diesem holdseligen Geschöpf, das um mich weinte, die Zähren von der Wange geküßt.

Ja, weinte sie um mich? Ich fragte fast mit Bangen:

— Warum weinen Sie?

Ich lag auf den Knieen vor ihr. Ich lehnte mich an sie. Ich zog ihre schlanken Mädchenfinger an die Lippen und küßte sie, küßte sie unausgesetzt. Sie ließ mir die Hand. Nun erst hob sie ein wenig den Kopf: ich blickte in ein rotes tränenüberströmtes Gesicht, rot, so entstellt, so traurig, daß ich erschrak. Und indem ich mich erhob und mich neben Maria setzte, fragte ich abermals, aber nun nannte ich den lieben Namen:

— Maria, warum weinen Sie?

Jetzt erst kam an den Tag, weshalb sie noch mit keinem Worte geantwortet hatte. Kam das, was die Dichter in ihren Szenen der Liebe verschweigen: die Kleinlichkeit des Lebens, die trockene Wirklichkeit des Alltags. Sie hatte nicht verstanden, meine weichen Fragen nicht eines der Male gehört. Sie waren leise, ganz leise gewesen und unter uns klatschten die Wellen an den Fels, wie die bösen Zungen, die sich geregt hätten, falls ein Mitmenschenauge uns beide auf der Bank erblickt. Ja, ich hatte plötzlich geflüstert, wäh-

rend vorhin die Worte meiner Liebe laut als frohes Bekenntnis geklungen.

Aber ein Segen ist in allem. Sollte ich nun die Wogen überschreien? Nein, ich legte meinen Mund dicht an das Ohr des Mädchens. Mußte ich nicht? Konnte ich anders? Aber sollte ich die albernen Fragen wiederholen? Nein, mir war in diesem Augenblick das Wort versagt. Ich drückte die Lippen leicht an die rosige, kleine Muschel, die sich hell abhob von dem rabenschwarzen Haar. Ich küßte die zarte Rundung. Dann zog ich die Finger, die ich noch in der Hand hielt, an die Lippen, küßte sie, und küßte sie wiederum.

Ich ließ ab und blickte Maria in die Augen. Sie weinte nicht mehr, nur am unteren Lid, dicht bei mir, hing eine winzige schillernde Kugel, in der sich Meer und Himmel zu spiegeln schienen. Durfte ich sie lassen? Mußte sie nicht fort? Mein Mund sank nieder auf die langbewimperten Lider. Maria schloß die Augen, und ihr Haupt fiel leise zurück.

Da schien ihr die Sonne gerade ins Gesicht, und erleuchtete strahlend die Wangen, die ich noch nie so in der Nähe gesehen. Meine Lippen suchten den weichen Flaum. Mir war es, als hätte ich noch nie, seitdem mein Herz geschlagen für eine runde Wange und einen roten Mund, solche Herrlichkeit erblickt.

Rot, ja rot, war dieser Mund und klein dazu, und fein gezeichnet diese Lippen. — Als ich sie dicht bei

mir fühlte und sie im Schatten, den mein Kopf auf sie warf, immer noch erglühen sah — konnte ich anders tun, als ich getan? Und was tat ich? Ich senkte darauf meine Lippen, die breiten, die groben, daß sie das Mündchen ganz bedeckten, verschlossen, daß nicht ein Ton, kein Wort ihm entfiel.

Nicht sprechen sollte sie. Ich schlang den Arm um Marias Nacken, ich küßte die Hände, die Wangen, die Augen, das Haar, die Stirn und den Mund, und dann legte ich die Lippen dicht an ihr Ohr und flüsterte ihr das Geständnis zu, jenes höchste und tiefste, seligste das Menschen einander sagen können:

— Ich habe dich lieb!

Wir hielten uns umschlungen und ließen nicht mehr voneinander. Da fühlte ich auch, wie in meinen Armen das Mädchen erwachte. Unmerklich stieg der Druck der Finger um meinen Nacken, unmerklich stärker ging der Atem. Ich spürte, wie die Wangen sich färbten. Eine köstliche Wärme kam mir entgegen, und mir schien, als ich den Mund auf den ihren schmiegte, als bewegten sich ganz leise ihre Lippen.

Ich nahm den Kopf von ihr und fragte:

— Hast du mich lieb?

Sie senkte die Stirn. Ich fragte abermals:

— Hast du mich lieb, Maria?

Wenig mehr sank das Haupt und hob sich wieder. Aber ich ließ sie nicht los und bat:

— Sage es mir!

Sie schüttelte den Kopf. Ich konnte ihr nicht in die Augen sehen, und mit sanfter Kraft drängte ich ihre Stirn zurück. Sie schloß die Lider, als könnte sie mich dabei nicht anblicken. Doch zum dritten Mal klang meine Frage:

— Maria, hast du mich lieb?

Da klang verstohlen:

— Du weißt es.

Ich aber bat und flehte:

— Sage es mir! Maria, sage es mir!

Sie faßte sich ein Herz, nahm einen Anlauf, schwieg, versuchte von neuem und schließlich bat sie errötend:

— Sieh mich nicht an!

Ich schloß die Augen und wartete. Da klang eine süße Stimme dicht bei meinem Ohr, zitternd, ganz langsam, aber ganz deutlich:

— Ich habe dich lieb.

Mich aber überkam ein Jubel, eine unsägliche Wonne, wie ich sie noch nie gespürt, als sollte ich laut aufschreien, als müßte ich die Arme werfen, springen und tanzen. Mir war zu Sinn wie, — wie sage ich es doch? — wie an jenen seltenen Tagen, die in einem Menschenleben, gleich ragenden Marksteinen stehn. Die nur einmal sind und so nie wiederkommen können. Die uns reich machen in Sekunden und wären sie auch



lange erwartet. Die uns das Leben erscheinen lassen als des Lebens wert. Die uns in traurigen Zeiten aufrichten, aufschnellen lassen, Kraft und Gesundheit wiederbringend. Die aus Demütigung und Not der Seele uns mit einem Schlage wieder zu Herren machen über uns selbst.

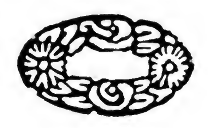
Mir war es wie an jenem Morgen, da ich vernahm, ich junger, jüngster Fant: „Du bist Leutnant geworden." Mir war es wie damals, als ich mein erstes Rennen gewann. Mir war es wie einmal, als ich nach langem, hoffnungslosem Krankenlager vom Arzte hörte: „Sie werden gesund!"

Ja, ich war wieder jung und gesund, die grauen Jahre der Einsamkeit lagen nun hinter mir, hier an meinem Halse hing ein Menschenkind, das eben zu mir Armen gesprochen:

— Ich habe dich lieb!

Ich war nicht mehr allein! O Jubel! O Glück! O Wonne! Ich hatte ein Wesen, ihm zu dienen, ihm zu helfen, es zu lieben! Ja, zu lieben mit aller Kraft und Seligkeit meines Herzens, das einst so stürmisch, so wetterwendisch gepocht und fortan nur noch einer gehörte, diesem liebreizenden, holden Geschöpf, das da atmete in meinen Armen, das da zitternd lag an meiner Brust, auf dessen Lippen meine Lippen ruhten, als wollten sie ihm meine Seele einhauchen, tief, tief hinein bis in das klopfende Herz. Meine Seele, nur

mit ihrem Guten und Reinen, mit Mut und Kraft, mit Glück und Seligkeit. Die Schlacken der Erdennot blieben draußen. Davor sollte sie bewahrt sein durch mich, die sich mir schenkte, die sich mir gab — Maria!



Und doch mußten wir aus dem reinen Himmel unseres Glückes einmal zur Erde zurück. Als wir uns aus den Armen ließen, weil die Glocke des Hotels zum Frühstück rief, kam die Forderung des Tages, kam wieder solches, das die Dichter unterschlagen das doch wirklich ist, sein muß und ewig bleiben wird, weil wir eben Menschen sind: Ich hatte gekniet vorhin, und zwei große Flecken feuchten Sandes waren wie die Kniekappen bei einem meiner Gäule am Beinkleide hängen geblieben.

Maria bemerkte es, als wir uns erhoben hatten. Sie stand wie benommen und verstört vor mir und mit purpurnen Wangen; während sie sich ordnend ans Haar griff, sagte sie mit einem Blick zu Boden:

— Sie sind ganz schmutzig geworden!

Das war so komisch, daß ich nicht anders konnte und zu lachen begann. Sie lächelte. Ich lachte noch mehr. Da begann auch sie zu lachen. Sie lachte, wie ich es noch nie von ihr gehört, obwohl doch oft der Schalk ihr im Nacken gesessen, sie lachte hell und hoch, so herzlich, daß meine Heiterkeit sich an ihr fortwährend neu entzündete. Es klang nie grell und schrill und doch so natürlich, so einfach, so wahr. Nach den Tränen eben noch schien alles ausgelöst, was an Sonne und Frohsinn in ihrem Wesen lag. Ich nahm ihre beiden Hände, und wir blickten uns an:

— Nun wollen wir es den Eltern sagen!

Dann kletterten wir über den Abbruch. Sie huschte fast leichtsinnig hinüber, daß ich nicht schnell genug zugreifen konnte, sie zu stützen. Als wir auf dem Wege zum Hotel standen, nahmen wir eine würdige Haltung an, gingen ein Stück getrennt voneinander, und förmlich grüßte ich Maria an der Treppe, denn die Schwestern aus Münster kamen eben den Gang herab, im Gänsemarsch, etwas verlegen an uns vorbeihuschend, wie immer.

Ich lief in mein Zimmer, schleuderte meinen Hut aufs Bett, wusch mir die Hände, fuhr mir mit dem feuchten Schwamm über das Gesicht; dann rannte ich hin und her, und meine Gedanken sprachen: „Gott, bist du glücklich!“ Mit dem Jubel im Herzen blieb ich am Fenster stehen und blickte nach der Landzunge

hinüber, wo wir eben noch gesessen hatten. Sie sah nicht anders aus als sonst, es war nichts daran zu erblicken, aber mir schien es, als wäre das Meer noch nie so blau gewesen, die Brandungsstreifen nie so weiß. Mir war es, als ginge von dem Kap ein strahlendes Licht aus, den sonnigen Tag noch überhellend.

Doch da klang die Frühstücks-Glocke zum zweiten Mal. Ich mußte hinunter. Schnell trat ich noch vor den Spiegel, schob die Krawatte zurecht. Es waren Äußerlichkeiten, nur dazu dienend, Zeit zu gewinnen, denn mir klopfte das Herz. Auf dem Wege hinab malte ich mir aus, wie mich die Eltern empfangen würden. Ich legte mir die Worte zurecht, denn ich mußte doch eine feierliche Rede halten. Das kam mir alles höchst töricht und lächerlich vor. Wie ich das noch im Hirn umherwälzte, hatte ich auch schon beim Geheimrat geklopft.

— Herrrrrrrrein!

Ich trat ein. Natürlich hatte ich meine ganze Rede vergessen, als ich Vater, Mutter, Tochter beisammen sah. Sie war doch auch darauf berechnet, daß Maria nicht dabei wäre, höchstens Frau von Frybnrg anwesend, eigentlich aber nur der Geheimrat. Ich war befangen. Nie hätte ich gedacht, da ich sonst meinte, leidlich frech zu sein, mir könnten so die Worte versagen. Am liebsten hätte ich gerufen: „So kann ich nicht sprechen, die Geschichte stimmt nicht zu dritt, auf

diesen Fall bin ich nicht vorbereitet." Ich blieb also, nachdem ich ein paar Schritte ins Zimmer getan, stehen, starrte die drei an und muß wohl ein recht törichtes Gesicht gemacht haben, denn Frau von Fryburg lächelte, ja, der Geheimrat lachte. Aber — sah ich recht? — er breitete die Arme, er kam mir entgegen. Er rief, nein, er schrie fast:

— Zum Donnerwetter nochmal, an mein Herz!

Und im nächsten Augenblick war Rede und Zweifel — alles überwunden, wir lagen uns in den Armen wie alte Freunde. Er hielt mich eng umfaßt, ließ mich gar nicht wieder los, klopfte mich auf den Rücken und rief:

— Das habe ich mir ja so gewünscht, vom ersten Tage ab, nur mit den Frauenzimmern weiß man ja nie, woran man ist. Ich habe, weiß der Teufel, nichts gemerkt. Ich dachte immer: „Na ja, sie läßt ihn abfallen wie schon vierundfünfzigtausend Stück." Ja, ja, im Ernst! Und darüber wird sie noch sitzen bleiben, denn soviel Zeit hat sie nicht mehr zu verlieren!

Er hatte mich losgelassen. Ich küßte Frau von Fryburg die Hand, aber sie umarmte mich und sagte komisch empört zu ihrem Mann:

— Das klingt ja so, als ob Maria wenigstens vierzig Jahre alt wäre.

Mir fiel ein, daß doch Maria unser Gespräch auf der Bank damit begonnen, mich zu fragen, wie alt sie

sei. Ich hatte ihr nicht geantwortet. Da sagte auch schon der Geheimrat, indem er mich von seiner Frau fortzog, als wollte er mich nun für sich haben:

— Maria ist alt, für ein junges Mädchen ernstlich alt.

Ich sah die strahlende, junge Schönheit meiner Braut an und mußte lachen. Ich ergriff ihre Hand, führte Maria ein Stück näher ans Fenster und betrachtete sie, als hätte ich sie noch nie erblickt. Dabei fragte ich im ernstesten Ton, als legte ich der Armen eine hochnotpeinliche Frage vor:

— Wie alt bist du?

Sie antwortete ganz betroffen und nickte traurig dabei:

— Sechsundzwanzig.

Da lachte ich sie aus. Jawohl, lachte sie einfach aus! Und sie stand ganz erschrocken da. Sie begriff mich nicht. Ich aber packte sie bei den Armen, zog sie an mich, küßte sie ein Dutzend Mal, daß sie sich meiner nicht erwehren konnte und nicht mehr zu Atem kam. Dann drehte ich sie im Kreis und rief übermütig toll:

— Nein, ist das alt! Schrecklich alt! Fürchterlich alt!

Die Eltern standen neben uns und lachten jetzt auch über uns Kinder. Der Geheimrat legte den einen Arm um meine, den andern um seiner Tochter Schul-

ter. Dann mußte seine Frau ihm gegenüber den Reigen schließen, und so steckten wir die Köpfe zusammen, während Maria klagte, sie sei wirklich, wirklich alt. Bei ihrem beweglich ernsten Gesichte mußte ich wieder lachen, doch Frau von Fryburg erklärte es mir. Das Mädchen hatte mit siebzehn Jahren den ersten Antrag erhalten und — abgelehnt. Das war nun schon neun Jahre her. Da im Laufe der Zeit wirklich noch mehrere um ihre Hand gebeten hatten, so begann der Geheimrat ungeduldig zu werden, denn immer lehnte Maria ab. Und schließlich hatte er gerufen — seine Frau machte scherzend den verzweifelten Ton nach —:

— Das Mädel bleibt uns wahrhaftig noch sitzen!

Vor Maria wurde das zwar nicht gesagt, aber sie merkte es doch und kam so selbst zur Überzeugung, sie wäre alt, schon sehr, sehr alt mit ihren sechsundzwanzig Jahren. Als sie es jetzt von der Mutter zum ersten Mal hörte, lauschte sie aufmerksam und fragte endlich ihren Vater:

— Ja, hätte ich denn einen von denen früher nehmen sollen?

Er rief mit dem Ausdruck des Entsetzens:

— Um Himmels willen!

Nun triumphierte sie:

— Siehst du, Vater! Siehst du!

Da hielt er es denn doch für nötig, sich zu rechtfertigen. Er wollte eben beginnen, mir die Freier der

Penelope, wie er es nannte, herzuzählen, denn auf mich hätte ja offenbar Maria all diese Jahre gewartet, als die Türe aufging. Das Stubenmädchen kam herein, das offenbar annahm, die Bewohner des Zimmers wären beim Frühstück unten. Sie trug einen Besen und ein Wischtuch in der Hand. Zerstreut und nichtsahnend lief sie fast bis in die Mitte des Raumes, wo wir unter dem Kronleuchter die merkwürdige Gruppe bildeten, der vier Menschen, die, wie beim Eislauf eine Kette, die Arme einander auf die Schultern gelegt haben, aber statt geradeaus zu laufen gleich kämpfenden Ziegenböcken die Köpfe zusammensteckten.

Plötzlich entdeckte uns das Mädchen. Sie war so erschrocken, daß sie den Besen fallen ließ, „Ah, mon Dieu!" schrie und unter Zurücklassung ihres Handwerkzeuges wie der Blitz zur Tür hinausfuhr. Gleich einer Erscheinung war sie nur aufgetaucht und wieder verschwunden. Nun kannte unsere Heiterkeit aber erst recht keine Grenzen. Der Geheimrat kreischte:

— Muß die erschrocken gewesen sein!

Frau von Fryburg meinte, das Taschentuch an den Lippen:

— Was mag sie nur von uns denken?

Maria aber rief erregt mit glühenden Wangen:

— Vater, wir müssen ihr sagen, daß ich verlobt bin!

Er scherzte:

— Bist du das auch wirklich?

Sie wurde ängstlich:

— Natürlich, Vater!

Dabei schmiegte sie sich an mich, als wollte sie mich festhalten. Der Geheimrat pflanzte sich mit scheinbar drohender Miene vor uns auf:

— So, habe ich denn meine Einwilligung gegeben?

Doch Maria rief übermütig wie ein Kind:

— Vater, sonst gehe ich mit ihm durch!

Es zuckte um seinen Mund, er gab sich Mühe, ernst zu bleiben. Dann befahl er:

— Na, dann gib du ihm nur den ersten Kuß! Daß wir das wenigstens noch erleben, ehe ihr durchgeht.

Das Mädchen scheute sich nicht, ward nicht verlegen, sondern, mich bei der Hand haltend, sagte sie und sah mich dabei an, voller Glück in ihren schwarzen Augen:

— Vater, liebe Mutter, das habe ich längst getan!

Frau von Fryburg schien erschrocken, doch der Geheimrat legte ihr den Arm um die Schultern, und während das ältere und das jüngere Paar sich so gegenüberstanden, sagte er leise zu seiner Frau:

— Na, Alte, decken wir darüber den Mantel elterlicher Liebe. Wie haben wir's denn gemacht?

Er wartete ihre Antwort nicht ab, sondern gab

ihr einen Kuß. Und ich glaube, es bedurfte keiner besonderen Aufforderung, daß wir das gleiche taten. Dann aber eilten wir zum Frühstück hinab.

Alle Köpfe wandten sich uns zu. Die Sternkreuzdamen setzten ihre Schildpattlorgneten ans Auge, als wollten sie sagen: „Schau!“ Der Esquire Robinson aus Leeds, hob sein glattrasiertes Kellnergesicht, und sein Onkel, der nach seinem finsteren Aussehen wahrscheinlich viel mehr Geld noch als der Neffe, den er retten sollte, nach Monte Carlo trug, klemmte sich ein dickes, spiegelndes Einglas in das glatte Kutscherantlitz. Am Tische von Exzellenz Braumüller aus Dresden reckten sie so die Hälse, daß es mir war, als hörte ich ihr erstauntes: „Ei Herrjeses!“ Mißes Cooper aus St. Louis setzte ihr chronisches Weinglas ab, uns zu betrachten, und Madame Chappuis, vom ewig galanten Gatten aufmerksam gemacht, versuchte sich nach uns umzuwenden, soweit ihr dies in Anbetracht ihrer engen Taille möglich war. Nur Signor Quarti konnte sich nicht um uns kümmern, denn er fehlte am Familientisch, wahrscheinlich weil er seine Kopfschmerzen durch den Anblick der die Augen beruhigenden grünen Farbe des Roulette-Tisches zu bannen suchte.

Sahen wir nur so besonders aus? Wir fragten es uns alle der Reihe nach. Der Geheimrat aber sprach zu mir:

— Nun, Fritz, wollen wir aber mal: épater les bourgeois!

Er rief meinen Freund, flüsterte mit ihm und kurz darauf eilte der Leipziger mit schmunzelndem Gesicht um unseren Tisch und schenkte den Sekt ein. Als er zu mir kam, schloß er die Absätze, als ob er noch in Grimma bei den Husaren diente, wo er gestanden, und flüsterte mir zu:

— Meinen kehorsamsten Glickwunsch, Herr Rittmeester!

Ich wollte zuerst erstaunt tun, aber der Mann war seiner Sache so gewiß, daß ich mich dessen erinnerte, wie er mir in den ersten Tagen hier einmal gesagt: „Unsereener sieht alles, hört alles, weeß alles!"

Da hob der Geheimrat sein Glas und sagte nur, uns der Reihe nach anblickend:

— Wir verstehen uns!

Ja, wir verstanden uns! Das Mädchen nicht nur und ich, sondern auch die Eltern. Mir, der ich seit meinen Schuljahren schon die Familie hatte entbehren müssen, war es, als hätte ich in dieser Stunde das Vaterhaus gewonnen. Wessen das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Ich schüttete meine Seele aus. Ich erzählte, indem ich Marias Hand suchte, fand und hielt, wie unerträglich auf mir in den letzten Jahren Einsamkeit und Alleinsein gelastet. Wie ich die Freunde beneidet um ihre Häuslichkeit, wie ich hier nebenan

am Tisch ganz allein gesessen. Dann beflügelte die Stimmung und mein unsägliches Glück mir die Zunge, und ich erzählte, wie ich an jenem ersten Abend oben mich aus dem Fenster gelehnt und Mutter und Tochter erblickt hatte. Wie ich da gewußt, vom ersten Augenblicke an: die ist es!

Maria hielt immer meine Hand. Sie ließ die Blicke nicht von mir, die schwarzen, tiefen Augen. Wir kümmerten uns nicht um die Kellner, die weiter servierten und all die schwärmenden Worte auffingen. Meinethalben hätte es der ganze Saal hören können.

Da sah ich, wie Madame Chappuis, als wir nach deutscher Art wieder anstießen und lustig unsere Gläser klirrten, sich umdrehte, krampfhaft, mit aller Gewalt, und hätte es sämtliche Korsettstangen gekostet, denn die Neugier siegte, zu wissen, was diese Deutschen da am Nebentisch eigentlich trieben. Zum Frühstück Champagner trinken, das schien das Ehepaar zu erschrecken.

Ich aber verglich diese aufgetakelte Romanin mit dem Pudergesicht mit meinem deutschen Mädchen, dessen germanische Haut des Reismehles entriet, dessen Hand kein Ring mit blitzenden Steinen schmückte, nur einst „der Ring am Finger", wie ihn unser deutscher Dichter nennt. Der Ring, der mich mit ihr verbinden sollte — mein Ring.

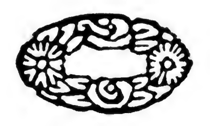
Und in diesem Gedanken überkam mich solch zitternde Glückseligkeit, daß ich meine Serviette zu Boden

warf, nur um sie aufheben zu können und dabei wie unversehens auf Marias Hand die Lippen zu drücken. Mein Mund traf ihre Hand, die ich noch hielt, ich fühlte den leisen Druck ihrer Finger, und als ich mich aufrichtete, sahen wir beiden seligen Menschenkinder uns in die Augen und wollten nicht voneinander lassen, denn wir gehörten einander doch an! Wir wollten eins sein in Glauben und Gesinnung, in Wort und Tat, in Leben und Gemeinschaft, in Sorge und Leid und Not wie in Lust und Lachen, in Glück und Liebe.

Liebe! Wie anders zitterte sie mir in der Brust, als damals in den jungen Tagen, wo mein armes Herz, so oft verwundet, von einer zur anderen geschwankt hatte. Liebe! Ja, Liebe fühlte ich für dieses süße Geschöpf mir zur Seite. Eine Liebe, die bis in die tiefsten Tiefen ging, aufwühlte und doch beruhigte, traf und die ich doch nur empfand gleich einer sanften, lindernden Hand. Eine Liebe, die da sein sollte Freundschaft, Vertrauen, Hingebung und Treue. Eine deutsche Liebe, geboren hier am welschen Strand. Eine Liebe, die da wärmen sollte, nicht versengen, deren Brand glühen würde, ein heiliges Feuer, bis einst der Atem stille stand, bis wir zur Erde gingen, um die Erde zu lassen, der ewigen Heimat willen.

Und dort oben dereinst fänden wir uns wieder und schritten Hand in Hand in seligen Gefilden, zwei, füreinander bestimmt, die miteinander wandelten wie

einst auf dämmernder Erde, so hier oben in Gottes Licht. Ein glücklicher Mann und sie mein alles und eines — Maria!



Nun sollte unser Glück den Menschen kundgetan werden. Da setzten wir denn gemeinsam eine Liste auf. Ganze Bogen voll Namen. Schrecklich! Und doch machte es uns Spaß, denn dabei gab es tausenderlei Scherz: wir fanden gemeinsame Bekannte, wir lachten über diesen, wir freuten uns, jenem die Nachricht mitzuteilen, denn wir wußten: er nahm teil. Schon standen lange Reihen auf dem Papier, und die Flut der Namen begann zu ebben. Sie stockte. Wir saßen da und sahen uns an:

— Daß wir niemand vergessen!

Wir verloren die Aufmerksamkeit, ich haschte nach Marias Fingern, die, den Bleistift in der Hand, wartete, zu schreiben. Und jedesmal, wenn ich sie küßte, rutschte das Blei über das Papier und machte irgend einen seltsamen Schnörkel.

Dann beugte ich mich erstaunt nieder mit der Frage:

— Wie heißt der? Ich kann's nicht lesen! Maria, du schreibst heute so schlecht!

Ich bekam einen Klaps. Aber durch einen Kuß mußte sie dann Abbitte leisten. — Wir waren wie die Kinder.

Da fiel mir plötzlich ein Name ein, der auf der Liste noch nicht stand. Ich erschrak. Ich begriff mich nicht. Mitten in dem Schäkern und Spielen hielt ich inne. Maria fragte, was mir sei. Ganz ängstlich klang es, und sie hielt meinen Arm dabei, als müsse sie mir zu Hilfe kommen.

Wirklich, ich begriff mich nicht. Wie hatte ich den Namen vergessen können. Mein Glück war so groß, daß ich die Umwelt nicht mehr sah. Und dieses Namens hätte ich nicht vergessen dürfen! Mußte ich es nicht ihr zuerst mitteilen, ihr, die mit ihrer Mutter die Jahre hindurch mir eine Freundin gewesen war — Herzeloïde?

Ich sagte zu Maria, beschämt und verwirrt:

— Ich habe einen Menschen vergessen.

— Wen denn?

— Herzeloïde!

Maria fragte erstaunt, wer das sei. Ich erklärte es ihr. Erzählte von der Freundschaft mit dem alternden Mädchen, das mir ein guter Kamerad gewesen,

das ich seit langen Jahren nicht mehr gnädiges Fräulein nennen durfte, sondern nur Herzeloïde.

— Heißt sie denn wirklich so? — fragte Maria. Sie war dabei so ernst geworden, daß es beinahe aussah wie eine kleine Eifersucht. Doch als ich ihr den Ursprung des Namens erklärt hatte, lachte meine Braut wieder mit ihrem holdseligen Lachen, wie keine Frau sonst lachen konnte auf der ganzen Erde.

Ich küßte sie, ich fand tausend liebe Worte, wir gingen hinunter nach unserer Bank, und dort saßen wir wieder, während unablässig die Wellen anliefen, Hand in Hand, Arm in Arm, Wange an Wange, Mund an Mund.

Aber jäh fragte Maria:

— Wie sieht Herzeloïde aus?

Ich wunderte mich, ich meinte, längst hätte sie den Namen vergessen, und ich gab zurück:

— Lieb und gut.

— Ist sie hübsch? — fragte Maria eifrig.

Ich drohte ihr mit dem Finger:

— Man ist doch nicht eifersüchtig?

Da fiel sie mir um den Hals, und unter Küssen gestand sie mir, ganz verschämt, flüsternd ins Ohr, sie glaube, sie könne doch eifersüchtig sein, ja, sie gönne mich niemand, niemand, niemand. Sie lehnte sich an meine Schulter und sagte immer noch ganz leise, als fürchte sie, es könne doch jemand hören:

— Fritz, ich habe dich ja so wahnsinnig lieb. Weißt du, was ich möchte?

— Nun?

— Mit dir später ganz allein leben. Nicht in der Stadt, in Berlin. Irgendwo, wo uns niemand kennt, daß ich nur dich hätte, nur dich allein.

Mir kam ein Gedanke: Maria sollte Herzeloïden kennen lernen. Sie sollte sie sehen in aller ihrer Güte und Aufopferung für andere, dann schwänden gewiß alle leisen Stimmungen der Eifersucht. Ich sagte es ihr. Sie dankte mir mit einem Seufzer des Glückes, als hätte ich ihr ein großes Geschenk gemacht, und sofort sprachen wir mit den Eltern. Am nächsten Tage wollten wir Herzeloïde in Mentone besuchen. Damit wir sie aber zu Hause träfen, schrieb ich ihr vorher.

Maria wartete mit ihren Eltern im Garten des Hotels. Ich fragte nach Fräulein von Leristow. Sie sei oben, hieß es. Ich ließ mich anmelden und dachte, sie käme herunter, aber ich wurde gebeten, sie in ihrem Zimmer aufzusuchen.

Als ich eintrat, eilte sie mir bis zur Tür entgegen. Ihre Augen strahlten. Sie drückte mir die Hand und sagte mit einem tiefen Seufzer, wie der Erleichterung:

— Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind!

Ich fragte besorgt, ob sie etwa krank gewesen sei, doch sie meinte, und nun schien sie ein wenig verlegen zu sein:

— Nein, durchaus nicht.

Dann war es mir, als ob sie sich bemühte, über diese Worte hinwegzukommen. Sie begann eifrig, eilig zu sprechen, dabei dachten wir nicht daran, uns zu setzen. Ich ließ sie reden, und ich muß die Wahrheit sagen: ich hörte nur halb zu. Meine Gedanken weilten unten bei meiner Braut, die doch gewiß ängstlich auf mich wartete. So konnte ich denn nicht anders, und, unfähig meinen Wunsch, mich und mein Glück zu offenbaren, länger zurückzuhalten, unterbrach ich Herzeloïde:

— Ich muß Ihnen etwas sagen!

Sie sah mich erstaunt an. Ich wiederholte:

— Ich bin hierher gekommen, um Ihnen eine Botschaft zu bringen, eine frohe, eine — eine Botschaft, wie ich so etwas in meinem Dasein noch nie einem Menschen habe mitteilen können . . . .

Ich stammelte nur noch etwas. Ich wußte nicht, wie mein Glück in Worte fassen, war es doch das erste Mal, daß ich gegen einen Dritten davon sprach. Da, ja da . . . . ging mein Temperament völlig mit mir durch. Mir war es wie in seligen, jungen Leutnantstagen, wenn mich eine Stimmung überkam, daß ich die Arme hätte breiten mögen und rufen bei einem Ritt am Morgen durch den taufrischen Wald: „Gott, wie herrlich sind deine Werke!“ Mir war es wie in jenen Augenblicken junger Freundschaft, wie damals, als zum ersten Mal die Liebe an mein Herz gepocht,

wie einst, als ich gleichsam wie im Traume einherschritt, stehen blieb vor jedem hübschen Geschöpf, zu rufen: „Wie bist du schön!“ Mich überkam es wie immer noch, wenn mir etwas Besonderes, Großes bevorstand, daß ich vor Erregung, vor Jubel, vor Freude den Maßstab der Dinge vergaß.

Und im Aufschwung meiner Seele, daß ich zum ersten Mal jemand erzählen sollte von all meinem unsäglichen Glück, ergriff ich Herzeloïdens Hand — war sie nicht meine Freundin, mein Kamerad? — und rief mit lachenden Augen, mit roten Wangen, mit fliegendem Atem:

— Herzeloïde! Ich will es Ihnen nur sagen. Herzeloïde, ich bin doch eigens dazu von Pernese herübergekommen, mit ihnen, mit ihr, die unten wartet. Ich bin ja der glücklichste Mann unter der Sonne geworden. Ich habe nie geglaubt, daß mir armem, elendem, altem Kerl noch so etwas passieren könnte. Mir ist das größte Glück widerfahren! Ahnen Sie es denn nicht? Herzeloïde! Herzeloïde! Ich habe ein Mädchen gefunden, das denkt wie ich, das glaubt wie ich! Ein Mädchen, das mit mir lacht und mit mir weinen würde. Aber, Herzeloïde, wir weinen nicht! Wir lachen, wir jubeln den ganzen Tag. Herzeloïde, und sie ist schön, reizend, lieblich. Sie ist schwarz mit hellem Teint. Das Wunder der Wunder! Sie hat schwarze Augen! Sie hat winzige Ohren, kleine Hände, einen ganz

dünnen, königlichen Hals. Und eine schlanke, zarte, biegsame Gestalt! Herzeloïde, freuen Sie sich mit mir. Sie müssen teilnehmen an meinem Glück. Sehen Sie, deshalb bin ich gekommen, um es Ihnen zu erzählen! Herzeloïde, sie will Sie gern sehen! Darf sie kommen? Oder kommen Sie hinab? Sie . . . sie . . .

Ich hatte wie ein Wirbelwind gesprochen, und obwohl ich Herzeloïde in die Augen geblickt, während ich redete, hatte ich doch nicht sie vor mir gesehen, sondern Maria, die ich schilderte. Nun fühlte ich aber, daß Herzeloïdens Hand in der meinen weich und widerstandslos wurde, nachließ und mir zu entgleiten begann. Ich griff fester zu, schaute das Mädchen an und gewahrte ein entfärbtes, wachsgelbes Gesicht mit geschlossenen Augen.

— Was ist Ihnen? — fragte ich noch, dann fiel Herzeloïde steif wie ein Stück Holz um. Ich versuchte sie zu halten, ich stützte sie mit aller Anstrengung, doch sie entglitt mir und sank auf den Teppich. Ich rief — niemand kam. Da ich gemeint, nebenan Kinderstimmen zu vernehmen, eilte ich an die Tür zum Nebenzimmer, öffnete und rief:

— Bitte, ist jemand hier? Kommen Sie schnell...

Die Erzieherin, mit den beiden Mädchen am Tisch sitzend, fuhr auf:

— Was ist denn? Bin ich erschrocken!

— Dem gnädigen Fräulein ist unwohl geworden.

— Ach, um Himmels willen . . .

Wir stürzten ins Zimmer zurück. Aber Herzeloïde hatte sich erhoben. Sie lehnte an einem Schrank, das Taschentuch vor den Lippen. Noch immer sah sie gelb aus wie Wachs, aber sie faßte sich, und als ich fragte, ob es ihr besser ginge, nickte sie. Ich trat mit der Erzieherin zu ihr. Wir wollten ihr zureden, etwas Wein zu trinken — sie lehnte ab, obwohl sie ganz schwach war. Nur eines tat sie auf meine Bitten: sie setzte sich. Da kehrte allmählich die Farbe in ihre Wangen zurück, und sie begann zu lächeln, etwas müde noch und gezwungen, aber es war doch ein Zeichen, daß sie wieder Herr über ihre Sinne zu werden begann. Nun bat sie förmlich um Entschuldigung, daß sie die Besinnung verloren und meine Freude gestört hätte. Es war rührend, wie sie sich anklagte, als ob sie zu nichts nütze wäre auf der Welt, als den andern ihr Glück zu vergällen. Es klang zart und rücksichtsvoll, und doch schwirrte fast unhörbar ein Oberton mit wie Vergrämtheit und Schärfe. Etwas, das ich an ihr noch nie wahrgenommen hatte.

Ich erhob mich. Sie sollte sich erst erholen, darum schlug ich ihr gar nicht vor, meine Schwiegereltern und Maria heute noch kennen zu lernen, und verabschiedete mich:

— Leben Sie wohl, Herzeloïde. Schonen Sie sich. Gute Besserung. Und schreiben Sie mir eine

Karte, wann wir einmal zu gelegener Stunde wiederkommen können!

— Sie wollen wiederkommen? Oh, das ist hübsch von Ihnen und wann?

— Wann Sie wollen.

— Ja, ich weiß nicht . . . vielleicht . . .

— Meine Braut möchte so gern Ihre Bekanntschaft machen.

Sie griff es lebhaft auf. Ihre Züge veränderten sich, sie lächelte jetzt wirklich. Sie fragte, indem sie meine Wort wiederholte:

— Sie will meine Bekanntschaft machen?

— Dazu sind wir ja hier!

Herzeloïde schien zu erwachen, als wären ihr meine Eingangsworte, wo ich von Maria erzählt, ganz entgangen. Sie erhob sich:

— Kann ich sie sehen?

Ich rief jubelnd:

— Soll ich sie Ihnen bringen?

Aber sie ging mit mir zur Tür, und nun war sie wieder ganz das einfache, natürliche, bescheidene Wesen, als das ich sie kannte. Doch ich litt es nicht, daß sie hinunterging: sie war vielleicht noch schwach, der Schwindel, Blutarmut — oder was es war, hätte sich wiederholen können. Ich kämpfte mit mir, ob es nicht doch besser wäre, den Besuch zu verschieben, aber die Eitelkeit siegte. Ja, die Eitelkeit, denn ich war so

stolz auf meine Maria, daß ich den Augenblick nicht erwarten konnte, sie Herzeloïden zu zeigen. Darum bat ich, Herzeloïde möge einen Augenblick nur warten, ich käme sofort zurück. Dann rannte ich die Treppe hinab in den Garten, wo die drei warteten. Ich erzählte, was geschehen, und bei meinen Worten blickten sich die Eltern an, dann entschied der Geheimrat, sie würden auf keinen Fall mit hinauf gehen, nur Maria sollte mit mir den Besuch machen.

— Es werden zu viel Menschen! Wir kommen einmal wieder! — meinte Frau von Fryburg.

Ich ging mit Maria. Langsam schritten wir durch den langen Gang des Hotels, dann stiegen wir Stufe um Stufe die Treppe hinauf. Auf dem Absatz blieb Maria stehen, griff nach meiner Hand und sprach leise:

— Ich habe solche Angst!

— Wovor denn, du Närrchen?

— Vor Herzeloïde.

Ich lachte sie aus, doch ich fühlte Marias kleine Hand zittern, und ich scherzte:

— Herzeloïde ist wie alle anderen Menschen. Nur besser, als die meisten. Aber nicht so wie meine kleine, liebe, süße, einzige Maria.

Ein dankbarer Blick belohnte mich. Nun standen wir vor der Tür. Maria flüsterte mir noch zu:

— Aber du hilfst' mir!

Ich nickte. Ich klopfte. Maria sagte ängstlich:

— Du mußt dicht neben mir sitzen!

Dann ging die Tür auf, und wir traten ein. Herzeloïde stand mitten im Raum. Gegen das Licht erblickten wir nur eine dunkle Gestalt, und um den Kopf ward von der Blendung das leicht abstehende Blondhaar vergoldet, als trüge sie einen Heiligenschein. Die beiden Mädchen blieben einen Augenblick voreinander stehen. Herzeloïdens Blick schien Maria durchdringen zu wollen, um zu erkennen, wer sie sei. Marias Augen ruhten auf dem lieben, armen Wesen, dessen Blässe noch von dem Unfall sprach. Aber eine Blutwelle färbte bald die Züge, wie auch Maria errötete über das ganze Gesicht bis tief in den Hals hinein.

Dann, als mich schon der Zweifel überkam, was geschehen sollte, öffnete Herzeloïde die Arme, trat auf Maria zu, und die beiden hielten sich umschlungen. Lange blieben sie so, und als sie sich endlich losließen, ward ich eines seltsamen Schauspieles Zeuge: voreinander standen sie, sich bei beiden Händen haltend, Herzeloïde blond, bleich, zitternde Tränen in den Augen, Maria schwarz, mit strahlenden Augen und lachenden Wangen, versöhnt, beruhigt, die Siegerin. Wie ich die beiden Mädchen so sah, schoß es mir wie ein Blitz in die Seele, ein jähes Ahnen, ja fast Begreifen. Empfindungen kamen mir herauf aus vergangenen Jahren, das Bewußtsein einer einstigen Schwärmerei für dieses blonde, nun langsam alternde Mädchen dort. Im

Untergrund der Seele hatte es geschlafen, aufgeflammt war es, dann verdämmert, durch mangelnde Gelegenheit, durch Zufälle gänzlich verlöscht. Es hätte etwas werden können. Können — aber war nichts geworden.

Oder doch: zur Liebe nicht gewachsen war es Kameradschaft, Freundschaft geworden. Und mein schwankendes, morsches, totes, leeres, altes Herz stand heute in sengenden Flammen für eine andere.

Sie aber, Herzeloïde, hatte es anders empfunden. Das wußte ich nun in diesem Augenblick. Wie wir oft jahrelang blind herumtappen im Verkehr mit Menschen und eine Sekunde bringt uns die Erleuchtung. Warum nicht früher? — Zufall, oder war unser Fassen noch nicht reif? Warum überhaupt? Was wissen wir davon? Genug, daß das Erkennen kam! Nun begriff ich auch die letzte Verstimmung, verstand, warum sie mir, dem einzigen aller Bekannten, damals die Todesanzeige nicht geschickt hatte, im mädchenfeinen Zartgefühl, daß ich nicht aufmerksam würde auf ihr Alleinstehen, damit es nicht klänge wie ein Ruf nach mir. Jetzt wußte ich, warum das arme Geschöpf vorhin vor mir zusammengebrochen war.

Nun, ich, wir, wir beide, Maria und ich, wollten es ihr vergelten. Ich trat zu meiner Braut, nahm ihre Hand und ergriff die Herzeloïdens. Dann sagte ich:

— Herzeloïde, seien Sie gut gegen sie!

Sie antwortete nicht, sie nickte nur langsam. Ich sprach zum zweiten Mal:

— Maria, habe sie lieb.

Meine Braut sah mich an, als habe sie nur solches Wort von mir erwartet. Sie versuchte Herzeloïdens Hand an die Lippen zu ziehen und sagte bewegt:

— Ich habe Ihnen etwas abzubitten.

— Sie, Maria, mir?

— Ich . . . . ich bin eifersüchtig gewesen . . . . .

— Auf mich?

— Ja, ja auf Sie, oh, so eifersüchtig! Ich haßte Sie . . . . . ja, ich haßte Sie!

Da begann Herzeloïde zu lächeln, während noch immer in ihren Augen Tropfen zitterten. Sie zog Maria an sich und küßte sie:

— Auf mich Arme? Aber jetzt nicht mehr, Maria?

— Nein, jetzt nicht mehr.

Die Ältere zog die Jüngere nieder aufs Sofa und bat:

— Nennen Sie mich beim Namen.

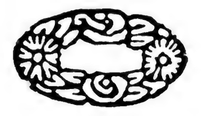
Maria fragte zögernd:

— Herzeloïde? So nennt Sie Fritz. Den richtigen Namen weiß ich nicht!

Nun rief Herzeloïde, und ihr Lächeln war zurückgekehrt, fast mit einem Jubel im Ton:

— Ja — Herzeloïde!

Ich aber ging leise hinaus, während die beiden miteinander sprachen, ohne aufzublicken.



Mein Urlaub ging zu Ende. Auch der Geheimrat mußte nach Berlin zurück. Wir wollten zusammen reisen. Die Trennung von meiner Braut lastete die letzten Tage auf mir und schon dachte ich daran, den Abschied zu nehmen, doch mein Schwiegervater redete mir zu, nicht einen Schritt zu tun, der unwiderruflich und den ich möglicherweise bereuen würde. Auch Maria schloß sich ihrem Vater an. Ich wußte, daß ihr an Berlin und daran, Offiziersdame zu sein, nichts lag. Hatte sie nicht ganz in der Einsamkeit leben wollen? Aber sie liebte mich eben. Sie glaubte ihrem Vater, daß ein Weiterdienen besser für mich wäre, so unterdrückte sie ihren eigenen Wunsch.

Herzeloïde war mit „ihren Kindern", wie sie die Mädchen nannte, schon zweimal in Pernese bei uns gewesen, und wir alle hatten sie in Mentone besucht. Sie kannte, wie herauskam, in ihrem Hotel keinen

Menschen und war glücklich, Anschluß an uns zu finden. Außer dem einen Besuch von Monte Carlo hatte sie nichts von der Riviera gesehen. Sie konnte die kleinen Mädchen, die regelmäßig leben und in ihrem Unterricht nicht unterbrochen werden sollten, nicht mitnehmen. Die Erzieherin mußte bei ihnen bleiben und allein wollte sie nicht „in der Welt herumstreichen".

So waren wir mit ihr in Nizza gewesen, hatten die Fahrt über die Route de la Corniche gemacht und einen Bootsausflug, bei der jedoch meine Schwiegermutter zu Haus blieb, denn allein der Gedanke an das Schwanken eines Schiffes schlug ihr auf den Magen.

Bei alledem war Herzeloïde wie eine liebe, alte Freundin mit meiner Braut. Zuerst fühlte ich mich befangen ihr gegenüber, aber keine Miene, kein Wort von ihr verriet, daß ich mit meiner jähen Vermutung recht gehabt hätte. Sie war immer die Gleiche, nie von einer Stimmung ergriffen, immer freundlich, herzlich. Sie tat Maria zuliebe, was sie ihr an den Augen absehen konnte. Höchstens in einem schien sie verändert: ich hatte das Gefühl, als wiche sie jedem Gespräch mit mir allein aus. Verließ Maria das Zimmer, so folgte sie ihr, als häufe sie das, was sie etwa mir entzog auf meine Braut.

So war es uns denn auch nicht überraschend, daß Herzeloïde den Entschluß faßte, gleichfalls ins Hotel Pernese zu ziehen. Sie sagte:

— Ich will Maria über die Trennung hinweghelfen!

Am Morgen des Tages vor unserer Abreise kam Herzeloïde an. Sie hatte Zimmer neben denen der Frau von Fryburg erhalten. Aber außer zu den Mahlzeiten war sie nicht sichtbar. Sie müsse „ihre Kinder" und sich erst einrichten, hieß es. Als wir den letzten herrlichen Nachmittag auf unserer Bank saßen, meinte Maria:

— Herzeloïde will uns nicht stören, deshalb hat sie auszupacken!

Und sie sprach über ihr Zartgefühl. Sie lobte sie, sie schwärmte fast von Herzeloïde. Sie meinte, außer ihrer Mutter kenne sie nicht eine Frau, mit der sie sich so gut verstünde. Ich fragte scherzend:

— Nun, Maria, bist du noch eifersüchtig?

Sie gab strahlend zurück:

— Nein, und deinetwegen werde ich es auch niemals sein!

Dann aber schwiegen wir, und nur unsere Seelen pflogen Zwiesprache miteinander. Mich überkam eine entsetzliche Traurigkeit, daß ich morgen Maria verlassen mußte. Immer und immer wieder dachte ich daran: „Du nimmst doch den Abschied. Du bringst es ja doch nicht viel weiter." Der Gedanke, meine Braut hier zurücklassen zu sollen, erschien mir fast unmöglich.

Wir saßen Hand in Hand. Ich zog Marias Fin-

ger an die Lippen. Dann fragten wir uns alle die tausend Dinge, die Verliebte und Verlobte einander fragen: ob ich bald wiederkäme, ob sie mir auch täglich schreiben würde, und ich ihr natürlich auch. Wir gaben uns Versprechen, wir wurden wie die Kinder, machten Strafen aus, wenn eines von beiden irgend etwas nicht hielte, und geizten auch mit Belohnungen nicht für jeden langen oder zweiten Brief an einem Tage.

Diese Belohnungen aber konnten nur mündlich erteilt werden, und da wir uns so lange nicht sehen würden, nahmen wir sie der Sicherheit halber vorweg.

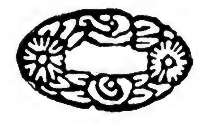
Es war ein milder, warmer Märztag, ein Tag wie bei uns im Norden im späten Mai, wenn das Jahr günstig ist. Wie an jenem ersten Abend trug leiser Lufthauch Düfte zu uns, von den in Glutfarben prangenden Beeten am Hotel. Der Himmel war ohne eine Wolke, fast glatt das Meer. Kaum eine Brandung gab es heute am Felsen unter uns, nur ein leises Glucksen und Plätschern verriet, daß das Wasser nicht gänzlich ruhte. Immer und immer wieder quälte mich der Gedanke: „Du mußt fort, mußt fort!" Es peinigte mein Herz wie einst in jungen Tagen die Liebe. Ich sagte mir, ich sei doch ein vernünftiger Mann, einer, dessen Schläfen schon zu ergrauen begannen; doch nichts half. Mir war so unendlich weh ums Herz, daß ich es gar nicht wagte, vom morgenden Tage zu sprechen,

denn ich fürchtete, mir würden sofort die Tränen in die Augen treten.

Auch Maria redete nicht davon. Sie ward stiller und stiller. Ich fühlte, ich wußte, daß auch sie daran dachte. Ich empfand, wie auch sie meine Gedanken erriet. Wir blickten uns an. Wir lasen einer in des anderen Seele, und fast zugleich, während unsere Augen sich eins ins andere senkten, sagten wir:

— Morgen!

Dann hielten wir uns plötzlich umschlossen. Wir hatten uns verstanden. Wir fühlten zu gleicher Zeit. Wir wußten immer, was in des anderen Seele vor sich ging. So gehörten wir zusammen, so waren wir eins geworden, ich und Maria.



Als der Abschied nun aber wirklich kam, waren wir — wie so oft im Leben — gefaßt. Maria sagte, daß wir uns ja in vierzehn Tagen wiedersehen würden. Sie sprach so vernünftig, als herrsche bei ihr nur der Verstand, während doch ihr kleines Herz

dieses Menschenkind regierte. Nicht, daß sie kopflos gewesen wäre, nein, die Klugheit redete aus diesem langen, schmalen Gesicht, so gewiß sie nur je aus einem Antlitze gesprochen; aber was Maria tat, geschah mit dem Herzen. Nie habe ich von ihr ein liebloses Urteil über einen Dritten gehört. Wohl erkannte sie Schwächen, aber immer fand sie die Entschuldigung, zum mindesten die Erklärung dazu. Und die kam aus ihrem Herzen.

Beim Abschiede fehlte Herzeloïde. Maria lief hinauf, um sie zu holen. Sie kam herab ohne Hut. Maria, die sich nun du mit ihr nannte, fragte:

— Kommst du nicht mit zum Bahnhof?

Sie ward ein klein wenig rot:

— Ich habe oben zu tun!

Der Geheimrat jedoch, der mit ihr auf dem Fuße stand wie ein Vater, stellte sich empört:

— Aber, Herzeloïde! Das tun Sie Ihrem Pflegepapa an? Sie lassen ihn so ganz ohne Sang und Klang abschwirren? Na, hören Sie mal, das hätte ich aber von Ihnen nicht gedacht.

Nun ward die Arme ganz rot und lief schließlich auf ihr Zimmer, um sich fertig zu machen. Wir gingen langsam voraus, denn mein Schwiegervater hatte fürchterliches Eisenbahnfieber. Er lachte selbst darüber, aber es war nun einmal so. Die Koffer hatten wir schon abgeschickt, die Fahrkarten besaßen wir, so

hätten wir eigentlich Zeit gehabt, aber schon nach den ersten Schritten artete unser Gehen in einen Wettlauf aus, und wir waren richtig eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhof. Die arme Herzeloïde konnte uns gar nicht mehr einholen.

Sie erschien erst sehr viel später mit „ihren Kindern", die neben ihr standen, rechts und links, als wollte sie sagen: seht, ich habe auch etwas, ich bin nicht ganz allein, bin nicht zu bedauern. — Aber sie nahm gleich Abschied und ließ sich auch nicht bewegen, zu bleiben. Maria küßte sie, dann reichte sie mir die Hand und sprach — sie hatte oft besondere Worte:

— Glück auf den Weg!

Ich sagte nur:

— Dank, Herzeloïde.

Nur halb war ich mit meinen Gedanken dabei, ich sah Maria an; als ich mich zu Herzeloïde wenden wollte, war sie verschwunden. Dann gab es einen kurzen Abschied. Maria winkte mir noch lange nach. Jetzt hatte sie doch die Tränen in den Augen.

Während ich dann dem Geheimrat gegenüber saß, verglich ich seine Züge mit denen meiner Braut. Die Ähnlichkeit war so groß, daß ich immer Maria wiederfand. Ab und zu jedoch nahm ich meine Brieftasche heraus, in der ich ein Bild verwahrt trug, das mich mit ernsten Augen anblickte. Gott sei Dank, nicht lächelnd. Ist ein Lächeln nicht furchtbar auf die Dauer?

Es wird notwendig zur Fratze. Maria war oft ernst. Meist ernst, wenn sie auch lachen konnte, daß einem selbst vor Freude die Tränen in die Augen traten.

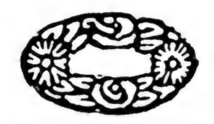
Wie diese schwarzen Augen mich ansahen! Wie der kleine Mund zusammengepreßt war in süßer Herbigkeit! Und dieses tiefschwarze Haar! Auf dem Bild sah die glatte, weiße Haut blaß aus, und darin log es: denn es unterschlug das zarte Rot der Wangen!

Da übermannte mich eine solche Sehnsucht, daß ich die Photographie an die Lippen drückte.

Der Geheimrat hatte es bemerkt und fragte lächelnd:

— Was küßt du denn da?

— Maria!



Auch diese Prüfungszeit ging vorüber, und Mutter und Tochter kamen nach Berlin. Es gefiel Maria nicht, trotz unseres Glückes des Wiedersehens. Sie verlangte nach dem Meer und den Blumen, nach der weichen, warmen Luft. Wir hatten einen ver-

späteten, häßlichen Frühling, es war, als sollte es in diesem Jahre gar nicht grün und warm werden. Erst als unsere Hochzeit stattfand, war der Lenz und mit ihm zugleich der Sommer eingezogen.

Natürlich war Herzeloïde eingeladen, doch sie schrieb an Maria einen langen Brief, aus dem die Angst klang, wir möchten ihre Absage übel nehmen. Als äußerer Grund war angegeben, daß sie, die ungesellig lebe, kein Kleid zur Hochzeit besitze und die Kinder nicht längere Zeit verlassen könne. Sie hielt sich mit ihnen in der Schweiz auf. — Meine Braut antwortete sehr traurig und redete ihr zu, doch zu kommen, aber wir sahen bald ein, daß es vergebens war. Je näher dann der Jubeltag rückte, der unser Glück voll machen sollte, desto mehr vergaßen wir Herzeloïde. Das ist nun einmal Menschenart! Und wir waren keine höheren, größeren, besseren Menschen als andere. Wir fühlten uns mit unseren Angelegenheiten so beschäftigt, daß die ganze übrige Welt hinter uns versank.

Wir lebten jenen Traum, von dem ich nicht mehr gehofft hatte, daß er mir beschieden werden sollte, jenen Traum junger Seelen, die allein füreinander sind. Die Erde berührten wir nicht mehr mit unseren Gedanken, wir befanden uns in einem fremden, nie gekannten Land, jenem erster Liebe, wo Bäume wachsen nie geahnt und nie gesehen, wo Blumen duften nicht von dieser Welt, wo Wasser rauschen, deren Tropfenfall und

Wellenschlag Märchen erzählen und Sagen von der Liebe — immer von der Liebe.

Als wir vor der Hochzeitsgesellschaft standen, wußten wir nicht, wer diese Leute waren, die hier zusammengeeilt, uns zu verbinden. Wie im wachen Traum knieten wir nebeinander vor dem Altar. Nur dumpf klangen die Worte an unser Ohr, nur dumpf benebelnd umschwirrte uns der Gesang. Und dann, als die Hochzeitsgesellschaft uns begrüßte, reichten wir freundlich lächelnd die Hand und wußten nach einer Minute nicht, was die mit uns gesprochen.

Wir haben es uns später gestanden.

Dann aber ging es in die Welt hinaus, nicht mit Urlaub — ich hatte mehr getan, ich war ein Jahr à la suite gegangen. Ich sagte mir: setzen sie mich dann in ein Regiment, das mir nicht paßt, betrachte ich es als Orakel und nehme sofort meinen Abschied. Sonst bleibe ich. So meinte ich einen Mittelweg zwischen dem Rat meines Schwiegervaters und den eigenen Wünschen gefunden zu haben.

Nun fühlte ich mich so frei, wie nie während meiner ganzen Dienstzeit bisher. Ich genoß zum ersten Mal jenes herrliche Bewußtsein, das der Unabhängige nicht schätzt: kein Mensch darf mir befehlen. Und doch eines, ja, eines Menschen Knecht war ich, der hieß — Maria. Nur gehörte sie mir so gut wie ich ihr. Und was ich wollte, tat auch sie. Wir wa-

ren eins, als hätten wir nur einen Willen, einen Gedanken.

Ich hatte immer an die Ehe gedacht wie an ein Mysterium, ein Rätsel. Wie war es möglich, daß zwei Menschen miteinander lebten, die doch verschiedenen Temperaments wären, und trotz aller Liebe nicht einmal aneinander gerieten? Ich hatte gemeint, trotz allem guten Willen von beiden Seiten müsse dieses geschehen! Und daß ich es nur ehrlich sage — ich hatte mich gefürchtet davor.

Aber zwischen uns beiden, Maria und mir, gab es nie einen Streit, eine Spannung, ja auch nur ein Mißverständnis. Nie, niemals hat etwas zwischen uns gestanden, nie hat auch nur ein Gedanke sich zwischen uns gedrängt. Ich habe nie das Gefühl empfunden, daß sie etwas anderes wollte, etwas anders ansähe, als ich.

Wie in den ersten Tagen ist es geblieben.

Diese ersten Tage waren ein reines Glück, wie ich geglaubt habe, es könnte uns Menschen auf dieser unvollkommenen Erde nicht zuteil werden, ein Glück, mich so beseligend, daß es mir war, als würde ich wieder jung, als erwachten in mir alte Gedanken und Wonnen meiner ersten Leutnantsjahre, da mein Herz, mein armes Herz täglich für eine andere gebrannt. All dieses Feuer, das da unruhig, zwecklos geloht hatte, schien sich wieder zu entzünden mit derselben Glut, mit gleicher

Poesie, die damals jene Mädchen alle umkleidete mit Tugenden, die ihnen nicht eigen waren, mit einer Schönheit, die sie nicht beschien.

Aber alles entbrannte nur in einen, alles galt allein diesem einzigen köstlichen Geschöpf, das ein Zufall mir in den Arm geführt, das zu gewinnen ich mir selbst nicht wert schien.

Ich umgab Maria mit aller Liebe und Sorge, die mir ein gütiger Gott für sie geschenkt, und sie reichte mir alles doppelt und dreifach zurück. Es war Kinderei in unserer Liebe, wenn ich es heute bedenke, aber selig sind die, deren Herz nach dem Kampf der Jahre, bei allem dem Ernst, dem Ekel, dem Schmutz des Daseins noch sein kann, wie das eines Kindes. Kinder lernen. Wir lernten, nicht allein sie von mir, dem Manne, dem Erfahrenen, dem soviel Älteren, sondern auch ich von ihr. Ich lernte die Hingebung des liebenden Weibes kennen, die da ohne Grenzen ist, von der jener nichts ahnen kann, der sie nicht an sich erfahren hat. Ich lernte die Kraft der Liebe, jener Liebe davon der Apostel spricht, denn ich sah wie im Verkehr mit mir, unter dem Hauch meiner Worte, dem Anwehen meiner Gedanken, Wünsche, Überzeugungen, jene junge Mädchenseele, die sich mir geschenkt hatte, sich veränderte, wuchs, andere Gestalt annahm und mir ähnlich ward.

Ich spürte aber auch zugleich, wie meine verknöcherte

Altjunggesellenseele weich ward, schmolz, sich bog und anders formte durch den Einfluß meiner jungen Frau.

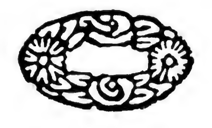
Wir beide, Maria und ich, gaben nach, wie es in einer rechten Ehe sein soll. Wir gaben nach, nicht unter dem Zwang eines Druckes, sondern im Gefühl, daß es nicht anders ging. Beide glaubten wir immer voneinander, der andere habe recht. Und abends, ehe wir das Licht löschten, nahm ich die kleinen Hände meines Weibes in meine großen und sprach zu ihr:

— Maria, ich danke dir, daß du mein geworden bist. Durch dich erst bin ich zum Leben erwacht, denn das, was vorher gewesen ist, war des Lebens nicht wert. Das erkenne ich heute.

Wenn meine Frau mich dann küßte, gab sie zurück in ihrer lieben, stillen Art:

— Mein Leben war zu kurz, um das zu wissen. Es fing erst an, als ich dich zum ersten Male gesehen.

Da ward in jenen Tagen der jungen Ehe mein Weib für mich mein eigen Selbst. Und mir schien es gewiß, daß fortan für mich ein Dasein nicht mehr möglich wäre ohne — Maria!



Ja, wir waren wie die Kinder, wir waren arglos, vertrauend, heiter, sorgenlos. Wir lebten in den Tag hinein, von der Hand in den Mund, denn ich, der schon ein Stück Kleinmeister geworden war, der jeden Pfennig, wenn auch nicht umzudrehen, so doch aufzuschreiben gelernt, führte nicht mehr Buch. Ich hatte keine Zeit — wahrhaftig! Von früh bis abends dachte ich an Maria, von früh bis abends saßen wir beieinander, gingen wir zusammen, lebten einer nur für den anderen.

Abends, wenn wir nicht zu müde waren von dem Herumstreichen den ganzen Tag, nahm Maria ein Buch und las mir vor. Sie las nicht mit Kunst, wie ein Schauspieler, im Gegenteil ganz schlicht und einfach, fast ohne Betonung. Aber wenn sie las mit ihrer ein wenig verschleierten Stimme, klang es so heimelig, so einschmeichelnd, so weich, so zart, daß es mir nicht möglich war, die Augen von ihr zu wenden. Sie saß gerade im Stuhl am Tisch, den einen Ellenbogen aufgestützt, mit der Hand die Augen beschattend. Der Arm in seiner runden Schlankheit bildete einen sanften Bogen, einen Linienfluß, an dem ich mich nicht sattsehen konnte.

Da verlor ich oft den Faden, hörte nicht mehr zu, sondern in den Anblick meiner Frau versunken, dachte ich an all mein unsägliches Glück. Ich erhob mich dann leise und schlich auf den Zehen hinüber zu Maria.

Sie merkte es nicht, vertieft in das Buch. Da kniete ich nieder neben meinem Weibe, ganz sacht, und während sie immer weiter las, immer ihre verschleierte Stimme klang, senkte ich behutsam meine Lippen auf ihre Hand, die im Schoße ruhte.

Nun sah sie auf. Sie schien erschrocken im ersten Augenblick. Doch sofort schob sie das Buch zurück und schlang die Arme um meinen Nacken. Ich lehnte den Kopf an ihre Schulter und sprach:

— So möchte ich ewig bleiben!

Maria rührte sich nicht, aber sie flüsterte, als sagte sie es nur so vor sich hin:

— Hast du mich denn so lieb?

Ja, wir hatten uns lieb, lieb, wie nur zwei Menschen sich haben können. Nie hatte ich geahnt, daß es so wäre, wenn zwei füreinander leben. Nie hatte ich für möglich gehalten — solche Seligkeit, solches Genügen, solchen Frieden. Und ich neigte mich von Tag zu Tag mehr Marias Wunsch zu, allein zu leben, fern von den anderen Menschen.

In dieser seligen Zeit junger Liebe hatten wir so das Bedürfnis, allein zu sein, daß wir unseren Plan, Herzeloïden in der Schweiz zu besuchen, von Woche zu Woche verschoben. Wir trösteten uns immer mit der Redensart: „Wir gehen später hin." Über diesem ‚später' aber verstrich der Sommer, und der Herbst stand vor der Tür. Es war das eingetreten, was im Welten-

lauf, solange eine Tochter das Vaterhaus mit dem des geliebten Mannes vertauscht noch je und je die Eltern gekränkt haben wird: in unserem Glück hatten wir sie ein wenig vergessen. Wir schrieben wohl, aber der Gedanke ward nicht ausgesprochen, oder doch nicht greifbar, in einen Plan umzusetzen, daß wir sie sehen wollten.

Das gab eine Verstimmung, und einmal kam Maria weinend mit einem Briefe ihrer Mutter zu mir. Ich fragte, was denn sei. Und ich erfuhr, wie die Eltern traurig darüber schienen, daß ihr Kind, sie über ihrem Manne ganz vergesse! Meine Frau aber kniete nieder an meiner Seite, öffnete ihre Arme, schlang sie mir um den Hals, blickte mich an und sprach:

— Das kommt daher, daß ich dich so lieb habe.

Wie ich sie küßte, gestand sie mir, indem sie zum ersten Male über das sprach, was in unseren Herzen zitterte:

— Ich habe dich so lieb, daß ich an keinen anderen Menschen mehr denke auf der ganzen Erde. Und sieh, Fritz, es ist wahr, was meine Eltern schreiben. Aber soll ich lügen? Ich liebe doch nur dich. Ich denke an dich den ganzen Tag. Was soll denn nur werden, wenn du wieder zum Dienst mußt. Ach, ich fürchte mich so sehr davor!

Aber so glücklich ich auch war, ich redete ihr zu, daß wir ihre Eltern sehen wollten. Wir trafen uns mit ihnen acht Tage darauf, denn Maria und ich hatten

ihnen einen Brief geschrieben, offen und ehrlich von unserem alles vergessenden Glück. Ich dankte ihnen tausendfach, weil sie mir ihr Kind gegeben, das mich so glücklich gemacht, wie ich nicht glaubte, es könne ein Lebender je so glücklich sein. Sie dankte den beiden, für ihre Einwilligung, dem Manne anzugehören, der sie täglich — wie sie schrieb — lehre, daß auf der Erde alles schön und herrlich ist, weil vier selige Augen es erblicken, daß nur eines hienieden Geltung hat: „Darum liebet einander!“

Sie gab das Gefühl wieder, das in unseren Herzen zitterte, das einst ausgesprochen jener Sang aus fernen Rittertagen, dessen von der Vogelweid: „Minne ist zweier Herzen Wonne!“

Und in dem Land, da jener Walter einst geboren ward, von seinem Haus und Herd nicht weit, in Bozen, trafen wir mit den Eltern zusammen. Als sie dem Zuge entstiegen, hielt ich mich etwas zurück, daß sie allein mit ihrer Tochter wären. Doch der Geheimrat zog mich zu ihnen, und dann blickten wir uns alle vier an, ohne ein Wort zu reden, als wollten wir feststellen: „Wir sind doch noch die gleichen!“ Ich ging mit meinem Schwiegervater Arm in Arm voraus. Die beiden Damen folgten. Er sagte:

— Lassen wir sie ein wenig für sich. Mutter und Tochter werden sich manches zu erzählen haben!

Mit keinem Wort war die Rede von einer Ver-

stimmung. Die Trennung ward nicht erwähnt. Mir schien es, als wären wir immer zusammen gewesen. Der Geheimrat erzählte mir von den Bergfahrten, die er dieses Jahr gemacht, mit all der Begeisterung, mit der Gegenständlichkeit, mit der er immer redete, und nur ganz leise klang durch, wie ihnen die Tochter auf Schritt und Tritt gefehlt hätte. Dann, als in den nächsten Tagen einmal Vater und Tochter mitsammen gingen, sagte mir Marias Mutter das Gleiche. Ich aber empfand unter diesen Menschen, mit denen ich im Denken und Fühlen übereinstimmte wie mit meiner Frau, das hohe Glück, sich eins zu fühlen in Rasse und Abstammung, in Lebensverhältnissen, Anschauungen — in allem.

Es waren herrliche Tage im herbstlichen Bozen. Wir wohnten im ‚Greiff', dem lieben, bewährten Hause am Walterplatz, auf dem das marmorne Bild jenes seligen Sängers sich erhebt, der einst so süß gesungen hat von der Minne! Vor dem Hotel standen die Tische und Stühle weit hinaus auf dem Platz, ein Viereck, umgeben von südländischen Bäumchen in Kübeln, Taxus, Thuya, Evonymus, Juniperus. Noch abends war es warm, wenn wir dort draußen unter freiem Himmel saßen. Ach, es waren köstliche Stunden! Rundum Tisch an Tisch besetzt: die Nachzügler aus den Bergen, die hier den schweren Abschied nahmen vom schönen Land Tirol, ehe sie den Zug bestiegen, der sie

schnaufend über den Brenner, der Heimat zuführte. Oder andere, die nach dem Süden, nach Italien reisend noch einmal Halt machten in der letzten Stadt deutscher Junge.

Deutsch klang um uns herum. Die Kellnerinnen sprachen es, die in ihren weißen Kleidern oder dem Bunt ihrer Tracht hin und her eilten, an Stelle des Fracks der welschen Hotels, dem Gast die Gemütlichkeit der süddeutschen Art kündend. Die Leute, die dort saßen, nicht so elegant wie die Beefs und Yankees und Madames, aber Leute, die nicht übersättigt waren und von der Kultur verdorben, sondern die Augen offen hatten für all die Schönheit rundum. Sie trugen Lodenrock und derbe Stiefel und machten ihren Damen keinen Wind vor, aber sie waren mit eigener Kraft durch die Natur gegangen und ihre Lebensgefährtinnen mit ihnen wie ein treues, deutsches Weib.

Deutsch klang's von allen Seiten. Das Breite des Mecklenburgers, das Weiche des Thüringers, hart aus dem Munde des Ostpreußen, anheimelnd vom Bayern, vom Wiener. Deutsch, Deutsch überall. Und deutscher Sang tönte uns entgegen. Auf einer Bretterbühne saßen Mädchen und Burschen in Kärtnertracht. Koschatlieder klangen. Eine große Blonde, Blauäugige sang mit tiefer Altstimme: „Verlassen, verlassen, verlassen bin i!"

Maria und ich aber drückten uns unter dem Tisch stumm die Hand.

Dann schwieg die Musik. Es war Nacht geworden. Lampen und Lichter brannten, aber kein Tisch wurde leer. Der Tiroler, weiß oder rot, spiegelte in den Gläsern. Süße, gewaltige Trauben aus den Lauben des Etschlandes prangten auf den Tellern, und der Geheimrat, der von allem Bescheid wußte, schaute zum weißen Standbilde dessen von der Vogelweide auf und erzählte uns von ferner Minnesängerzeit. Er sprach von den Zweifeln, ob jener Walter wirklich dort oben auf dem Vogelweidhofe geboren worden sei. Aber er schloß:

— Und wäre er auch aus einem anderen deutschen Gau — er ist doch der erste jener Sänger, in dem neben der Liebe das Vaterlandsgefühl, die Klage über das deutsche Elend, aber auch der Jubel über die deutsche Herrlichkeit erwacht ist. Und darum gehört er uns allen!

Wir hoben die Gläser gegen den steinernen Sänger über uns, der bewegungslos, weiß, marmorglitzernd dort oben stand, und der Geheimrat sprach halblaut jene wunderbaren Verse Walters:

— „Unter den Linden
Auf der Heide,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide

Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall,
Tandaradei!
Sang im Tal die Nachtigall!"

Dann, nachdem wir getrunken, standen wir auf und gingen auf den Platz hinaus. An dem milden Abend schritten gleich uns die Fremden auf und nieder. Dazwischen einheimische Paare: dunkle Mädchen mit schwarzem Haar, junge Burschen, die brennend rote Nelke hinter dem Ohr. Sie lehnten im Schatten der Türen und Tore. Sie standen dicht an der Kirche mit ihrem mosaikartig musterfarbig gedeckten Dach. Sie saßen auf den Stufen am Walterdenkmal. Alle Mädchen barhaupt, alle Burschen ohne Rock.

Ich ging hinter den Eltern drein, stumm, Arm in Arm mit Maria. Ich kam mir nicht anders vor wie einer der jungen Verliebten rund um uns, denn die Meine war schwarz, die Meine war jung, die Meine liebte mich — und ich sie.

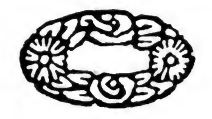
Der Mond, der bisher hinter einer Wolke gestanden, trat mit einem Mal hervor, und wir erblickten drüben das Wahrzeichen des Bozener Talkessels, den Rosengarten. Ein langer Rücken, eine Riesenmauer, links, von den überkühnen, nadelgleichen Türmen von Vajolett flankiert, erhob sich das gewaltige Dolomitriff vor unseren erstaunten Blicken. Wir blieben stehen,

das Wunderschauspiel zu betrachten. An den Graten und in den Einschnitten und Rinnen, unten auf dem Geröll, leuchtete es phantastisch weiß wie Neuschnee oder nur vom Mondenschein. Und über uns wölbte sich der dunkle Himmel, an dem in unausgesetzt wechselndem Licht zitternd, flimmernd, die Sterne funkelten.

Da preßte ich Marias Arm und deutete zum schimmernden Rosengarten. Wir sahen lange hin. Auch die Eltern blieben stehen und staunten hinüber. Ich flüsterte der Geliebten meiner Seele ins Ohr:

— Maria, sind wir nicht zwei glückliche Menschen?

Sie nickte nur, legte leise den Kopf an meine Schulter und — im Schatten von Walters marmornem Bildnis erblickte es kein fremdes Auge — ich fügte meine Lippen auf die ihren, und wir waren dankbar dem, dessen unbewegliche Gestalt Schutz gab unserem Kusse, dem, der da einst in fernen, fast verschollenen Rittertagen jene Verse gesungen, die in unseren Herzen zitterten, die in der Menschenbrust Widerhall finden werden, so lange diese unsere Erde steht, so lange zwei aneinanderhängend ihr Schicksal zusammentun, als wäre es nur eines: „Minne ist zweier Herzen Wonne!"



Alles ebbt, wie es geflutet, alles, was sich gebildet, vergeht wieder. Nur mit unserer Liebe war es nicht so. Sie veränderte sich, wie nichts in der Welt stehen bleibt, aber sie ward nicht geringer. Sie wuchs mit jedem Tage, nur legte sie allmählich das Gewand ab, das sie zuerst getragen: Stürmischkeit und Taumel. Es wurde Besseres, Tieferes daraus, ein ganz Sich-in-einander-versenken, ein völliges Aufgehen eines in dem anderen. Ruhiger wurden wir beide, doch immer lieber hatten wir uns gewonnen.

Es muß wohl mit aller Liebe so sein, daß sie entweder matter wird und matter, flügelmüde sich niederläßt aus den Höhen, oder daß sie enger, bedeutsamer, tiefer wird von Tag zu Tag. Wir können nicht immer im Rausch des Gefühles überhöht, unwirklich leben, sondern wir müssen einmal zur Erde zurück. Dann erst hat die Liebe ihre Probe zu bestehen.

Wir kehrten ganz zur Erde zurück, aber es tat uns nichts. Aus keinem Traum wurden wir gerissen. Wir litten nicht unter der Ernüchterung. Gemeinsam fügten wir uns in die Kleinlichkeiten und Peinlichkeiten des Lebens. Ja, sie machten uns Spaß. Wir litten nicht unter dem, was uns an die Schwerfälligkeit der Erde gemahnte. Die Widrigkeiten des Daseins wurden lachend entgegengenommen und überwunden. Sie stellten sich uns entgegen, sobald ich wieder in den Dienst zurückkehren mußte: man setzte

mich nicht in mein altes Regiment, sondern ich bekam eine Schwadron in einem winzigen Ort, der den Ruf genoß, langweilig, öde, verkehrs- und nachbarschaftslos zu sein.

Mein erster Gedanke war — Abschied nehmen. Ich konnte die Schwadron höchstens zwei Jahre behalten, dann wurde ich Major und damit höchstwahrscheinlich abermals versetzt, oder ich wurde — gar nicht Major. Das sagte ich Maria. Aber sie meinte, wenn sie mich abhalfterten, so schadete das nichts. Sie würde nicht traurig darüber sein, sich auch nicht schämen. Sie redete mir zu, ich müsse eine Beschäftigung haben, kurz, ganz den Einsamkeitsgedanken der ersten Zeit, entgegengesetzt, war nun sie es, die für mich das Leben unter Menschen wollte.

Ich weiß wohl, warum sie es tat — nicht für sich, denn sie hatte ihre Meinung nicht geändert. Es war nur Besorgnis und Liebe zu mir. Die zeigte sie, als wir wirklich in dem kleinen Orte saßen vom Morgen bis zum Abend.

Wir hatten ein winziges Haus gemietet, das einzige, das zu haben war. Das ließen wir nicht nach üblichem Muster von einem „Dekorateur" aus Berlin einrichten, sondern wir machten alles selbst. Erst das Schlafzimmer, damit wir doch wenigstens ein Gelaß für uns hätten, das in Ordnung war. Dann folgten die anderen Zimmer. Alles stellten wir selbst, alle Bilder

hingen wir beide auf. Ich stand auf der Leiter und hämmerte. Maria mit dem „berühmten Augenmaß“, wie wir zum Scherze sagten, rief: „Weiter rechts — höher — tiefer“. Und nach jedem Bilde gab es eine Freude über unser Heim, eine Bewunderung, die vielleicht andere Menschen nicht teilten, die uns aber selig machte.

Nun erst das Ereignis, als wir Gäste bei uns hatten! Maria war aber auch zu reizend als junge Hausfrau. Drei Tage vorher begann schon die Erregung. Alles wurde mit mir besprochen: die Anzahl der Butterbrötchen zum Tee — denn — nun mögen andere, die Diners von vierundzwanzig Personen geben, über unsere Aufregung lachen — es war nichts als ein Tee! Dann, ob nur der Bursche servieren oder auch die Jungfer helfen sollte, am Ende gar die Stallordonnanz? Doch nein, das war ein braver pommerscher Junge, der die Pferde blank hielt wie einen Spiegel, aber aufwarten konnte er nicht. Ich glaube, er hätte sofort beim Eintreten den Teetisch umgerissen!

Endlich rückte der große Tag heran. Marias Mutter hatte aus Berlin allerlei Süßigkeiten geschickt, die wir in silberne, durchbrochene Körbchen, das Hochzeitsgeschenk eines Freundes, verteilten. Das Teewasser summte, denn es sollte nicht draußen aufgegossen werden, Maria wollte ihre schöne Teemaschine zeigen, die

sie von den Eltern bekommen hatte. Ich hatte für die Herren in meinem Zimmer Zigarren bereitgestellt. Wir beide standen im Wohnzimmer — dem Raume, in dem wir lebten — denn Marias „Boudoir" betrat sie fast nie.

— Es ist nur da, weil ich die hübschen Rokokomöbel habe — pflegte sie zu sagen.

Sie war einfach gekleidet. Nie zog sie sich wie eine Modedame an — nie aber sah sie altmodisch aus oder vernachlässigt. Ihr stand alles, was sie nur anlegen wollte, denn alles wußte sie auf besondere Art zu tragen, so daß ich immer das Gefühl hatte: das besitzt nur sie so und keine andere. Sie verstand die Hüte zu biegen, zu drehen, und sie bekamen dadurch eine völlig andere Gestalt. Sie zog Falten und Falbeln zurecht, daß sie für ihre Größe paßten. Sie wählte Farben, die wie eine Ergänzung zu ihrem schwarzen Haar, zu ihrer weißen Haut stimmten.

Wie sie so dastand neben der summenden Teemaschine, konnte ich nicht anders, fiel ihr um den Hals und küßte sie zum Ersticken. Sie rief zwar empört:

— Du zerdrückst mich ja ganz!

Aber sie war nicht böse. Wir hatten auch noch Zeit, bis die ersten Gäste wirklich kamen. Als sie dann erschienen — nur Herren und Damen vom Regiment — kam Maria ihren Hausfrauenpflichten nach, als hätte sie nie anderes getan. Sie saß bald hier, bald dort unter den Gästen und redete mit ihnen, als kennte sie

alle seit Jahren. Sie führte die zusammen, die besonders zueinander paßten. Sie trennte solche, von denen bekannt war, daß sie sich nicht verstanden. Sie wußte auf alle Leiden und Freuden dieser Menschen einzugehen, die von sich oder vom Nächsten erzählten mit jener Wichtigkeit kleiner Orte, wo das Geringste zum Ereignis wird.

Dabei blickte sie mich ab und zu an, und es war, als fühlten wir beide den Augenblick, denn zu gleicher Zeit suchte auch ich ihren Blick. Und im Grunde hatten wir beide nur einen Gedanken. Als ich neben sie zu stehen kam, flüsterte sie ihn mir ins Ohr:

— Wenn wir doch erst wieder allein wären!

Mir ging es durch alle Glieder, es durchzuckte mich wie ein elektrischer Schlag: eine unendliche Sehnsucht überkam mich, wieder allein zu sein mit meinem Weibe. Den Augenblick konnte ich nicht mehr erwarten, daß die Gäste uns verließen. Am liebsten hätte ich jeden einzeln gefragt: „Wieviel Uhr ist es eigentlich?" oder: „Sie versäumen doch nichts?" Mir brannte der Stuhl. Mich quälten die Dienstgespräche der Kameraden; das Gerede der Damen über die Bekannten, die Mode, die Gesellschaften hätte mich rasend machen können! Und immer, immer noch fanden unsere Gäste nicht den Weg zur Tür.

Endlich standen einige auf. Einzelne gingen. Andere setzten sich von neuem, und ich blickte Maria

verzweifelt an. Es waren Damen, die meiner Frau eigens beweisen wollten, daß man sich angenehm bei uns fühlte und bestrebt war, ihr näher zu kommen. Es waren liebe, gute Menschen, über die wir uns hätten freuen sollen, die unsere Ungeduld nicht verdienten.

Doch als wir endlich die letzten Gäste, den Major mit seiner Frau, zur Tür geleiteten und als das Ehepaar, fast schon draußen, noch einmal umkehrte, um uns für den kommenden Sonntag zu Tisch zu bitten, da hätte ich fast „Nein“ gesagt, nur um sie los zu werden. Wir taten aber anders; nach einer kurzen Verständigung durch einen Blick nahmen wir an. Dann: Händedruck und Handkuß, die Tür fiel zu, und wir traten in das Wohnzimmer zurück. Sobald wir allein waren, hielten wir uns umschlungen und küßten einander, als hätten wir uns viele lange Jahre nicht gesehen. Dann aber kam die Glückseligkeit des Bewußtseins über uns, daß wir wirklich wieder für uns waren. Wir begannen zu tanzen wie auf dem Ball. Wir drehten uns unter dem Kronleuchter im Kreise auf dem Teppich. Und als der uns zu stören begann, schoben wir Stühle, Sofa, Tisch beiseite und arbeiteten im Schweiße unseres Angesichts wie die Kuli, um Platz zu machen, den Teppich umzuklappen.

Aber gerade als wir mit unserem Werke fertig waren, trat der Bursche ein. Er blieb fassungslos

stehen. Unser freiwilliges Reinemachen, an das er wohl glaubte, begriff er nicht. Und auch wir mochten nun nicht mehr tanzen. Wir ließen alles stehen, wie es war und retteten uns in mein Zimmer. Dort setzten wir uns auf den Diwan, sahen uns in die Augen, und ich fragte lachend:

— Nun sage mir einmal, Maria, was hat man davon?

Sie stöhnte nur:

— Gott sei Dank, daß es vorbei ist!

— Nicht wahr, das tun wir nie wieder?

— Nie wieder!

Dann aber erzählten wir uns unsere Eindrücke. Sie wollte genau wissen, was jeder einzelne geredet, wovon ich mit dieser Dame gesprochen hätte, wie lange mit jener. Wir befragten uns ängstlich, wie unsere Gäste den Tee und wie sie die Butterbrote gefunden hätten. Ob der Bursche sich anständig benommen hätte, ob die Leute zufrieden gewesen wären. Schließlich fanden wir alles gut und gelungen, und waren mit Allerhöchstunsselbst sehr zufrieden. Am zufriedensten aber darüber, daß wir allein waren. Wir zogen uns sofort um — ich bequemes Zivil, denn heute war ich entschlossen, nicht einen Fuß mehr aus dem Hause zu setzen — Maria ein Hauskleid.

— Das kann ich zerknautschen, wie ich will! — meinte sie dazu.

Darauf gingen wir ins Wohnzimmer, wo noch vor einer halben Stunde förmlich und feierlich die Teegesellschaft gesessen, und begannen uns zu erzählen.

Wovon sprachen wir? Von unserem Glück — nur immer und immer von unserem Glück. Von dem, das wir gehabt, uns zu finden. Ich sagte zum Scherz:

— Wenn ich nun in Pernese einen Tag vor eurer Ankunft abgereist wäre?

Maria war erschrocken:

— Um Gottes willen, das wäre ja fürchterlich gewesen!

Doch bald tröstete sie sich und meinte nun ganz beruhigt:

— Dann hätten wir uns in Mentone getroffen, in Bordighera, San Remo, in Nizza, in Nervi oder irgend wo anders. Denn getroffen hätten wir uns ganz bestimmt.

Ich zog meiner Frau Stuhl zu mir, und wie wir so nebeneinander saßen, die Schläfen aneinander geschmiegt, die Hände verschränkt, daß meine großen, langen Finger ihre zarten, kleinen umspannten und unsere Schultern sich berührten, fragte ich:

— Weißt du denn das so gewiß?

Sie war ernst geworden, als handle es sich um eine große Feierlichkeit, sie antwortete langsam:

— Ganz gewiß!

Ich dankte ihr durch einen Kuß. Es war schon

dunkel geworden, denn die Tage wurden kurz. Wir liebten beide diese Dämmerungsstunde, in der die Gedanken freier irren als am lichten Tage, in der die Seelen sich weiter öffnen, wie eine Iris im Menschenauge größer wird in der Dunkelheit. Mir schwirrten Fragen durch den Sinn, aber ich schwieg und ließ den Zauber der Stunde auf mich wirken. Maria begann zu sprechen. Ganz leise, als hauche sie mir ein tiefes Geheimes ein. Ich sah sie nicht an, ich lauschte nur ihrer leise verschleierten Stimme:

— Ich bin immer überzeugt gewesen, daß Menschen füreinander bestimmt sind! Ich glaube, ich hätte tun können, was ich wollte — dir wäre ich begegnet. Ich habe denen, die früher um mich angehalten haben, nein gesagt, weil ich immer nur den wollte, zu dem es mich auf den ersten Blick triebe. Als ich dich damals in Pernese sah, denke dir, wußte ich sofort: der ist es.

Sie schwieg, und ich küßte im tiefer niedersinkenden Dunkel ihre Hand. Sie sprach weiter:

— Und denke dir, ich hatte nicht Angst, du möchtest mich nicht sehen und weitergehen. Ich wußte, du mußtest kommen! Fritz, ich habe so eigene Gedanken oft, und heute möchte ich dir etwas beichten, das Einzige, das ich in unserer Ehe für mich behalten habe. Du brauchst nicht zu erschrecken. Es sind nur Gedanken, Gedanken, ja . . . . oder, wie soll ich es nennen?

— Ahnungen vielleicht. Es sind dumme, dumme Gedanken, aber ich kann nichts dafür, daß sie mir gekommen sind. Mir ist es, als wäre mein Glück zu groß!

— Zu groß? — fragte ich leise, und sie fuhr flüsternd fort:

— Ich bin so glücklich, so namenlos glücklich, daß ich fühle, wie es nicht so bleiben kann. Ein Mehr ist nicht möglich. Was soll da also geschehen? Ich .... ich denke manchmal, das Glück der Menschen dürfte doch nicht so ungerecht verteilt sein, daß die einen alles haben und die anderen nichts. Dann weht mich der Gedanke an, nur von fern, nur ganz leise, das könnte so nicht bleiben.

— Wie — wie meinst du das?

Maria legte den Kopf dicht an meine Wange und sprach nun so leise, daß ich kaum mehr verstand:

— Ich meine, mein unsägliches Glück kann nicht lange dauern! Es ist zu groß, zu herrlich. Es muß enden, bald einmal. Ja, Fritz, sei mir nicht böse, ich muß dir doch sagen, was ich fühle. Es muß — ich glaube — ich werde nicht lange leben!

Das traf mich jäh. Ich fuhr zurück von ihr. Doch nur für einen Augenblick, dann schloß ich mein Weib in die Arme, küßte ihr Wangen und Stirn, Augen, Schläfen und Mund, streichelte und liebkoste sie, nannte sie mit zärtlichen Namen. Aber eine fürchterliche Angst

hatten die Worte in mir erweckt. Vor meine jäh erregte Phantasie trat der Gedanke, ich könnte Maria wirklich verlieren, so lebhaft, so schmerzlich, daß ich sie an mich preßte, sie hielt, als müßte ich sie verteidigen, und ich rief als wollte ich mich selbst vor dem Gaukelspiel der Sinne schützen:

— Maria, du darfst mich nicht verlassen, nie, hörst du? Was sollte aus mir werden ohne dich?

— Ich will bei dir bleiben!

— Immer, Maria?

— Immer und ewig!

Wir waren ruhiger geworden. Wir kehrten zur Wirklichkeit zurück, und es schien uns beiden, als hätte irgend etwas Sonderbares auf uns gelastet. Etwas Unerklärliches, das wir jetzt gar nicht mehr begriffen. Wir richteten uns auf. Maria sagte nachdenklich:

— War das nicht eigen? Welche Ahnungen man doch manchmal hat!

Nun begannen wir beide zu lachen über die Stimmung, die uns noch eben im Bann gehalten hatte.

Es war jetzt ganz dunkel geworden. Ich stand auf, um die Lampe anzuzünden. Maria ließ die Vorhänge herab. Sie sagte, es sei besser, Licht zu machen, denn die Helle vertriebe alle traurigen Gedanken. Sie setzte sich ans Klavier und begann zu spielen. Schumann, den sie allen anderen vorzog. Ich bedeckte, wie ich es immer tat, die Augen mit der Hand und lauschte.

Das waren meine herrlichsten Stunden, die ich erst genossen als Ehemann, denn damals an der Riviera hatte ich gar nicht gewußt, daß Maria Klavier spielte. Noch viel weniger aber, daß sie sang, denn sie schämte sich, beides zu sagen. Und doch gab es für mich nichts Köstlicheres als die stillen Abende, an denen ihre tiefe, so seltsam warme Stimme über den Flügel strömte. Sie sang nicht mit tadelloser Schulung — davon verstand ich auch nichts — sie sang mit einem natürlichen Gefühl für Kunst, Ausdruck, sogar für das Technische, das ihr in die Wiege gelegt schien. Wie sie graziös und fein war, in dem leichten, selbstverständlichen Gang ihrer schlanken, biegsamen Gestalt, wie ihre geschickten Finger alle weibliche Handarbeit spielend beherrschten, so hatte sie, nach nur wenigem Gesangsunterricht, den Liedersängerinnen die sie in den Konzerten gehört, den Vortrag, den Ansatz, die Mundstellung, die Atmung nachgefühlt. Ein Künstler hätte gewiß manches an ihr getadelt, mir war der Naturgesang dieser lieben, weichen, vollen Stimme das Köstlichste, das es für mein, sonst gar verwöhntes Ohr gab.

Und nicht lange hatte sie am Flügel gesessen, so bat ich:

— Maria, singe mir etwas!

Sie freute sich. Sie wandte sich um mit der Frage, wie jedes Mal:

— Was denn?

Wie immer gab ich zurück:

— Schumann.

Sie brauchte die Noten nicht. Ein paar Griffe auf den Tasten, dann klang mit der verschleierten Stimme, die aller Sehnsucht, aller Trauer, aber auch aller Liebe, allen Glückes der Menschen fähig war, jenes wunderbare, tiefe, deutsche Lied, das so tönt, als könne es in seiner Hingebung keinem anderen Volke verständlich sein als dem unseren: „Du meine Seele, du mein Herz!"

Es folgte von mir kein Dank, keine Anerkennung, die Entweihung bedeutet hätte, nur tiefes, langes Schweigen, während Maria sinnend am Flügel saß. Endlich erhob sie den dunklen Kopf, nahm Noten, und, warm geworden, sang sie mir alle ihre Lieblingslieder: Schuberts „Die linden Lüfte sind erwacht", Brahms' „Feldeinsamkeit", „Auf dem Kirchhof", „Es kehrt die dunkle Schwalbe", „Hier, wo sich die Wege scheiden", dann Straußens herrliches „Und morgen wird die Sonne wieder scheinen".

Einzelne sang sie zweimal, ohne daß ich darum bat. Sie fühlte, daß es meine Freude war. Die Lichter auf dem Flügel waren jetzt tief heruntergebrannt, und der Docht neigte sich. Da hob das Lied an, das in seiner einfachen, volksliederartigen und doch dramatischen Vertonung ihrer Stimme, ihrer Art, ihrem

Wesen lag, wie keines: das Lied, mit dem sie immer ihren Gesang schloß, Chopins Litauisches Lied:

Schön war der Morgen, und hell schien die Sonne,
Fröhlich war ich auf die Wiese gegangen.
Mütterlein saß schon am Fenster und fragte:
‚Dein Haar ist feucht, was hast du angefangen?‘
Ich ward ängstlich, ach so ängstlich, wußte nichts zu sagen:
„Feucht ward mein Haar, da Wasser ich getragen.“
‚Das ist nicht Wahrheit!
Bist gegangen in des Frührots Stunden
Hast dort im Feld den Geliebten gefunden.‘
„Ach ja, liebe Mutter, ich will dir's eingestehen.
Er wollt' bei Tagesanbruch gerne mich sehen.
Hielt mich auf so lange,
Sprach von Lieb' und Sehnen,
Und dabei und dabei
Wurden feucht mir Haar und Wangen,
Feucht von seinen Tränen!

Maria hatte geendet. Sie saß wieder da mit gesenkter Stirn, wie immer, wenn sie die Stimmung verklingen lassen wollte. Ich wartete, doch sie blieb in der Stellung, und plötzlich sank ihr Haupt tief, tief herab, und ihre Schultern zuckten. Ich sprang auf, kniete neben ihr nieder, bemüht, ihren Kopf emporzuheben. Sie weinte. Sie lehnte sich an mich an, die

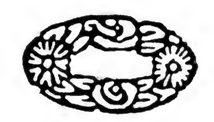
Arme um meinen Hals fest gekettet, und schluchzte laut. Ich streichelte ihre Schultern, ihren Nacken, ihre Wangen und bat sie leise, mir zu sagen, was ihr sei

Da hob sie ein wenig das Haupt und flüsterte mir ins Ohr, tränenundeutlich und erstickt:

— Du darfst nicht vor mir sterben!

Mit einem Lächeln, machte ich ihre Arme los, sah ihr ins Gesicht, küßte sie, indem ich sie an mich preßte, versprach ich ihr, als läge das in meiner Macht, mein eigener Herr über Leben und Tod:

— Ich werde nicht vor dir sterben, Maria!



Aber wir konnten auch lustig sein! Solche Gedanken wie an dem Abend waren bald vergessen, denn wir freuten uns aneinander. Gab es für mich im Dienst einmal Unannehmlichkeiten, wie sie nie und nirgends zu vermeiden sind, so sorgte Maria schon dafür, daß ich sie nicht zu tragisch nahm. Sie ließ mich tüchtig schimpfen. Sie meinte, das erleichtere. Sie hörte ruhig zu, gab mir in solchen Augenblicken

immer recht, aber wenn ich ausgetobt hatte, begann sie so herzlich zu lachen, daß ich bald mit einstimmen mußte. Dann setzte sie mir den Fall auseinander, führte mit ihrem ruhigen, klaren Verstand alles auf das richtige Maß zurück — denn der Zorn vergrößert — und bewies mir, daß das alles so unbedeutend und gleichgültig sei, wie nur je etwas gewesen.

Sie hatte eine Redensart dabei, die immer Wunder wirkte. Wenn gar nichts helfen wollte, wenn ich mich in meinen Ärger verbiß, pflegte sie zu sagen:

— Fritz, ob du das wohl übers Jahr noch weißt?

Da ging mir immer etwas auf wie eine Ewigkeitsperspektive. All unser Tun, unser Ärger, unsere Sorge für den Augenblick erschien mir so nichtig, so gleichgültig! „Übers Jahr!" Mein Gott, was konnte da alles geschehen sein! Und ich erinnerte mich mancher Menschen, mit denen ich im Gegensatz gestanden. Was war von ihnen übrig geblieben? Sobald unsere Beziehungen, die uns aneinandergebracht, gelöst worden — was hatten sie noch für Bedeutung? Ein Feind kam mir in den Sinn. Ja, ein Feind. Ein Vorgesetzter, dessen Eitelkeit ich einmal als junger Offizier tödlich verletzt hatte, ohne es zu wollen. Er hatte die redlichste Absicht gehabt, mir dienstlich das Genick zu brechen. Es war ihm nicht gelungen. Vielleicht mangelte ihm nur die Zeit, denn der Gewaltige regierte nicht lange. Eines Morgens hatte er den

Abschied. Er sank in sein Nichts zurück. Gestern noch bedeutete der Mensch möglicherweise für mich Verlassen des Dienstes und ein neues Leben beginnen — heute besaß er nicht mehr die Macht, mich auch nur die Hand zum Gruß heben zu lassen.

Als ich das einmal Maria erzählte, begriff sie nicht, wie der Mann gegen mich so rachsüchtig hatte sein können. Ihr Herz, das immer nur weich war, für andere schlug, konnte Haß nicht fassen. Ja, ihr Herz war nur dem Wohle, dem Glück anderer zugewendet. An sich selbst dachte Maria erst zuletzt, und auch das vergaß sie noch bisweilen. Sie fragte immer nur darnach, was ich wünsche, wie sie mir dienlich und behilflich sein könne. Sie räumte in stiller Arbeit alle Steine des Anstoßes aus meinem Wege. Sie suchte all meine kleinen Liebhabereien und Bequemlichkeiten zu ergründen. Sie erforschte meinen Geschmack, sie beobachtete mich, zu wissen, wo mir etwas fehle, was mir angenehm sei. Sie behorchte mein Herz, ob es nach irgend etwas verlange, was ich gewohnt gewesen und nun in der Ehe vielleicht entbehren müsse. Mein Herz, das so ruhig geworden, nur noch den einen gleichmäßigen Takt schlug, der da immer klang Ma—ri—a, Ma—ri—a, Ma—ri—a.

Ich sah nur sie, ich dachte nur an sie. Wo ich ging und stand, fiel sie mir ein. Alles tat ich nur noch mit dem Gedanken: was wird meine Frau dazu

sagen? Wenn ich einen Entschluß zu fassen hatte, so geschah es mit der Überlegung: das wird ihr Freude machen, das würde sie so wünschen! Oder wenn es ging, schob ich die Entscheidung hinaus, bis ich mit ihr gesprochen hatte. Denn in dem Instinkt ihrer Liebe traf sie immer das Rechte, das für mich, für uns Gute.

Indem auch ich ihr so entgegenkam, nichts mehr tun konnte ohne sie, auch ich mich sorgte, nur ihr zu leben, zu gefallen, hilfreich zu sein, hoffte ich ein wenig von dem zurückzuerstatten, was sie mit ihrem ganzen vollen Herzen mir geschenkt.

So währte unser Glück die ganze Zeit in jenem kleinen Orte. Wir freuten uns, nicht in größeren Verhältnissen zu leben, denn dort hätten wir uns weniger angehören können, wo es mehr Verpflichtungen gab. Auch hier zogen wir uns zurück, soviel es wegen der Kameradschaft ging. Wir lebten in unserem stillen Häuschen fast, als ginge uns die ganze Welt nichts an. Wir arbeiteten zusammen im Garten, von hoher Mauer eingefaßt, so daß uns kein fremdes Auge entdecken konnte. Dort gruben und pflanzten und jäteten wir, banden Wein und Obstbäume an die Geländer, saßen in der Laube Hand in Hand und sahen dem Wachsen und üppigen Ranken all der bescheidenen und doch so heimlichen deutschen Blumen zu, die nicht anders, nicht edler, gefüllter, fremdartiger bei uns gediehen als im Gärtchen irgend eines Bauern.

Als nun der Zeitpunkt kam, wo ich Major werden sollte, fürchteten wir uns fast davor, denn damit mußten wir unser Haus verlassen. Zum Frühjahr würde es sein. Im Winter, als der Fasching zu Ende ging, gab das Offizierkorps noch einen Ball, nur einen kleinen, denn Nachbarschaft fehlte. Die Verheirateten pflegten dazu ihre Verwandten und Bekannten einzuladen und ließen sie meist bei sich wohnen. Wo das nicht ging, mußten die beiden Gasthöfe aushelfen, die sich stolz „Hotel" nannten.

Wen sollten wir bitten? Ich dachte an meine Schwiegereltern, doch der Geheimrat hätte nicht abkommen können, und meine Schwiegermutter machte sich nicht viel aus derartigen Scherzen. Sie schrieb denn auch, sie käme lieber zu einer anderen Zeit. Junge Verwandte, denen wir durch eine Einladung eine Freude gemacht hätten, besaßen wir beide nicht, und schon sagten wir uns: „Dann laden wir niemand ein," als Maria mit strahlendem Gesicht rief:

— Ich weiß, wen wir bitten können. Nein — müssen!

— Nun?

— Herzeloïde!

Herzeloïde! So lange hatte ich an sie nicht mehr gedacht, daß es mir ganz unerwartet kam. Ich empfand ein Unrecht gegen sie. So ist es aber doch mit den Beziehungen von uns Menschen! Man geht

aneinander vorbei, eilt weltenferne Bahnen, kommt plötzlich in Erdennähe, wird angezogen und zieht an, läuft ein Stück mitsammen, und dann kommen die Zufälle des Lebens, die Wege führen wieder auseinander, man sieht sich, räumlich getrennt, kaum einmal, schreibt wenig, gibt auch das beinahe auf, und man ist fast tot einer für den anderen.

Herzeloïde schrieb wohl ab und zu, und Maria antwortete, aber man hätte sich sehen müssen, um einander nahe zu bleiben. So gingen wir doch getrennte Wege.

Maria schrieb ihr also, und tagelang fragten wir uns: ob sie wohl kommt? Ob sie an der Riviera sei wie gewöhnlich, wußten wir nicht, denn ihr letztes Lebenszeichen war aus Freiburg im Breisgau gekommen, wo sie entfernte Verwandte besaß. War sie im Süden, so war die Einladung wohl zwecklos. Wie sollte sie die weite Reise machen zu einem kleinen Tanzfeste von wenigen Personen in einem winzigen Provinzneste?

Während dieses Wartens sprachen wir wieder von Herzeloïde, von ihrer Güte, ihrer Einfachheit. Sprachen so lange, bis ihre Antwort eintraf. Sie war mit „ihren Kindern" in Meran. Der Arzt wollte ein etwas härteres Klima für die Mädchen, damit sie, jetzt ganz gekräftigt, allmählich den Übergang nach Deutschland fänden, um vielleicht schon den nächsten Winter in der Heimat zu verleben. Aber Herzeloïde dankte, kom-

men könne sie nicht, sie dürfe sich nicht von den Kindern so lange entfernen. Rührend klangen diese Zeilen in ihrer Anhänglichkeit und Treue, doppelt rührend für mich, den sie immer nur mit gewisser scheuer Zurückhaltung in den Schlußgrüßen erwähnte. Und dennoch — schon am nächsten Morgen sprachen wir von Herzeloïde nicht mehr, denn der Tag forderte sein Recht. Noch einmal sagte Maria:

— Getanzt hätte sie ja doch nicht!

Dann dachten wir nur noch an den Ball, der hier zum größten, wohl zum einzigen Ereignis des Winters ward. Und Maria nahm daran teil mit kindlicher Freude. Sie meinte lachend:

— Einmal wollen wir uns unterhalten, Fritz, dann wird das Alleinsein um so schöner!

Maria war stolz, o sehr stolz, denn sie mußte mit empfangen. Der Major war nicht verheiratet, so war sie nach der Frau des Obersten die rangälteste Dame. Während sie sich sonst, ihren achtundzwanzig Jahren nach, zu den jungen Frauen hielt, machte ihr die Würde, mit der sie an dem Abend auftreten sollte, unendlichen Spaß. Wir hatten den Zettel mit den Namen der Eingeladenen schon zum so- und sovielten Male durchgegangen, und immer noch fragte sie, ob man diese oder jene Dame besonders ehren müsse. Wir hielten im Wohnzimmer Probe ab. Ich ging hinaus, dann trat ich ein und sagte zum Beispiel:

— Ich bin Frau von Berwigk mit zwei jungen Damen.

Ich machte ein möglichst würdiges Gesicht als Frau von Berwigk, während ich eiligst zwei Stühle heranzog, die nun als die jungen Damen neben mir Maria ihre Lehnen entgegenstreckten.

Maria reichte mir die Hand, ich küßte die rosigen kleinen Finger, aber Maria rief statt ihrer Anrede empört:

— Das darfst du doch nicht! Frau von Berwigk küßt mir doch nicht die Hand, abgesehen davon, daß sie Exzellenz ist.

Nun lachte ich:

— Siehst du, Maria, das wollte ich ja nur wissen. Aber wer sind denn die beiden jungen Damen?

Ich tippte auf die Stuhllehnen rechts und links.

Da antwortete sie ganz von oben herab, denn sie ließ sich nicht fangen:

— Du denkst natürlich, das sind ihre Töchter? O nein, fällt ihnen gar nicht ein. Sie hat gar keine Kinder. Es sind ihre Nichten.

— Berwigk? — fragte ich.

Beinahe verachtungsvoll gab sie zurück:

— Gräfinnen Randohr. Der Vater war der bekannte Zentrumsabgeordnete. Auch die Mutter lebt nicht mehr.

— Bravo, bravo! Aber nun ist das Examen zu

Ende! — rief ich, nahm Maria beim Kopf und schloß ihren Mund mit meinen Lippen.

Sie machte auch an dem Ballabend ihre Sache tadellos. Nur ich machte sie schlecht. Ich benahm mich wie ein Rüpel, denn um keine Menschenseele habe ich mich gekümmert. Ich betrachtete nur immer meine Frau, wie sie stand, wie sie ging, wie sie sprach, und wie sie tanzte. Sie tanzte, daß ich mich nicht sattsehen konnte daran. Was sage ich: tanzen! Sie glitt über das Parkett, sie drehte sich und ließ sich nicht drehen. Sie wiegte sich in Hüften und Schultern hin und her, immer mit leise geneigtem Kopf, daß vom schwarzen Haar bis zum Kleide der Nacken eine feine, sanft gebogene Linie zeigte. Und wieder bewunderte ich den dünnen, schlanken Hals, auf dem das Haupt nur lose zu ruhen schien. Nie war mir das strahlende Weiß ihrer Haut so schön erschienen, das so seltsam abstach vom Dunkel der schweren Flechten.

Wenn mich jemand anredete, gab ich eine zerstreute Antwort, nur mit Maria beschäftigt.

Ab und zu ging ich zu ihr und flüsterte ihr zu:

— Macht es dir Spaß?

Dann strahlten ihre dunkeln Augen mich an:

— Ja, Fritz, heute macht's mir Spaß. So mal ist's hübsch, aber wenn ich oft auf solchen Ball gehen sollte — nein! Ich mochte es als Mädchen auch nicht. Mal tanzen, ja, das habe ich gern, aber berufsmäßig

von einem Ball zum anderen laufen, bis der Winter hin ist — das ist ein furchtbarer Gedanke.

Dann tadelte sie mich, daß ich nicht tanze. Ich solle ihr doch die Freude machen, es zu tun, und ich versprach ihr, mit der Kommandeuse, mit sämtlichen Regimentsdamen, mit den Gästen, kurz mit jeder wenigstens einmal zu tanzen. Den Anfang aber machte ich mit Maria. Als ich mit meiner Frau über die spiegelnde Fläche flog, war mir altem Ehemann zu Sinn, wie in jungen ersten Leutnantstagen, da ich durch die Ballsäle in einem so rasendem Tempo stürmte, daß den Damen ganz ängstlich zumute ward. Ich preßte Maria an mich. Ich fühlte sie an meiner Brust. Ich sah diesen schneeweißen Nacken unter mir und sog aus dem Haar den Duft ein. Ich umspannte ihre enge Taille mit meinen großen, täppischen Händen, als wollte ich einen Grashalm knicken.

Maria aber blickte während des Tanzes zu mir auf, lächelte mich an und rief:

— Nicht so schnell, nicht so schnell!

Doch immer rasender jagte ich durch den Saal, bis Maria mit glühenden Wangen bat:

— Wir wollen uns setzen, ich kann nicht mehr.

Dann blieben wir in einem Winkel. Maria hielt sich den Fächer vors Gesicht, bewegte leise ab und zu die Stäbe, daß ihre schwarzen Stirnlöckchen emporwehten, und rief außer Atem in abgerissenen Worten:

— Fritz . . . so . . . so . . . schnell darfst du aber . . . mit den anderen . . . nicht tanzen. Die nehmen es sonst . . . übel.

Und sie lachte hinter dem Fächer, während ihre Schultern sich in heftigem Atem hoben. Dann blickte sie sich vorsichtig um, ob es auch keiner sähe, und hinter der schützenden Wand spitzte sie die Lippen, als wollte sie mir einen Kuß senden. . . .

Der Ball dauerte bis gegen Morgen. Am Sonntag gab es keinen Dienst, da konnten wir ausschlafen. Maria hatte mich schon ein paarmal gefragt, ob wir nicht gehen wollten, doch sie unterhielt sich offenbar, und sie sollte den Tag auskosten. Es wurde nicht mehr getanzt. Die Musik war längst fortgeschickt worden. Wir saßen noch bei der üblichen, nächtlich-morgendlichen Tasse Kaffe. Das Gespräch plätscherte nur noch müde dahin, trotzdem konnte man sich nicht trennen. Maria aber machte mir ein Zeichen, daß sie gehen wollte. Wir verabschiedeten uns.

Draußen warteten die Krümperwagen. Ich rief den von meiner Schwadron und wollte eben mit Maria einsteigen, als sie mich darauf aufmerksam machte, daß eben jene Exzellenz von Berwigk mit ihren Nichten ratlos dastand und mit der Lorgnette etwas zu suchen schien. Maria saß schon in unserem Landauer, ich aber ging noch einmal die paar Schritte zu den Damen zurück und fragte, was fehle, ob ich ihnen

nützlich sein könne. Sie meinten, sie begriffen nicht, was geschehen sei, es müsse ein Mißverständnis vorliegen, ihr Gastgeber, der Kommandeur, der ein Bruder der Frau von Berwigk war, habe ihnen gesagt, ihr Wagen warte draußen. Er hatte schon früher fortgemußt, um den Brigadekommandeur zur Bahn zu geleiten.

Ich konnte die Damen nicht stehen lassen. Ich rief die Kutscher — richtig, der Wagen des Kommandeurs fehlte. So bot ich den Damen an, sie in meinem Krümper mitzunehmen und unterwegs beim Obersten abzusetzen. Zuerst sträubte sich die Exzellenz und wollte in Anbetracht der kalten Schneenacht nicht zugeben, daß ich mich auf den Bock setze. Aber wo sollte ich anders beiben? Und mir tat es auch nichts, ich war nicht heiß und trug zudem meinen dicken Pelz. Die Damen aber hatten nur die Ballumhänge, während ihre Mäntel in dem Wagen lagen, dessen verschlafener Kutscher offenbar den Befehl überhört und längst ausgespannt hatte.

Ich half den Damen, die nur so klapperten, in den Landauer und sah Maria wehmütig an, wehmütig war auch der Blick, den ich von ihr empfing. Er schien zu sagen: Und ich hatte mich so auf das Alleinsein gefreut, um dir zu erzählen! — Die Tür schlug zu, und ich kletterte auf den Bock. Als wir vor dem Hause des Obersten ankamen, hörte ich schon des Komman-

deurs Stimme, der vor uns neben einem Wagen stand. Er erklärte Frau von Berwigk, das Rhinozeros von Kutscher wäre ruhig hier vor dem Hause halten geblieben. Er habe natürlich geschlafen.

Aber es war schon spät, und die Damen stiegen schnell aus. Dabei gab die eine Gräfin Randohr Maria ihren Mantel zurück, und ich entdeckte, daß meine Frau nur ihren kleinen mit Schwan verbrämten Umhang trug. Ich sah sie erstaunt an, und nachdem wir uns verabschiedet hatten, hüllte ich sie in ihren Mantel. Ich machte ihr Vorwürfe, so könne sie sich erkältet haben. Doch Maria erzählte, die jüngere Gräfin Randohr hätte mehrmals gehustet, und da Frau von Berwigk gesagt, sie bekäme sehr leicht einmal einen Katarrh, habe sie ihren Mantel angeboten mit der Versicherung, sie friere nicht. Das Opfer war angenommen worden.

Als ich das Kleidungsstück Maria umgelegt hatte, war es mir, als fröre sie doch. Ich fühlte ihre bloßen Arme an — sie waren kalt. Und nun bemerkte ich wie Maria zusammenschauerte. Vorsorglich wickelte ich sie in ihren Mantel, zog sie eng an mich und umschlang sie, als wollte ich sie wärmen. Ich machte ihr keinen Vorwurf, denn sie, bei ihrem guten Herzen, hatte wie immer an andere gedacht. Aber über mich selbst ärgerte ich mich, daß ich mich nicht genügend um Maria gekümmert. Sie hatte sich erkältet, mein Kleinod, mein Alles war krank, weil ich

sorglos auf dem Bock gesessen und den lieben Gott einen guten Mann hatte sein lassen!

Sofort brachte ich Maria zu Bett. Sie fror noch immer. Schüttelfrost stellte sich ein. Ich häufte die Decken, ich zündete den Gaskocher an, ihr Tee zu machen, daß sie etwas Warmes tränke. Bald schlief sie ein, und auch ich legte mich nieder. Ich war todmüde von den bei unserem stillen Leben großen Anstrengungen des Balles. Als ich nach einigen Stunden die Augen aufschlug, war Maria schon wach. Sie lag auf dem Rücken mit rotem Gesicht und atmete kurz und mühsam.

— Was ist dir denn? — fragte ich erschrocken.

Ich sprang auf, befühlte sie — sie war heiß. Ich untersuchte mit der Uhr in der Hand ihren Puls, der rasend schlug. Mich durchfuhr ein fürchterlicher Schreck: meine Maria hatte Fieber, wahrscheinlich hohes Fieber sogar. Ich schickte Burschen und Mädchen zu zwei Ärzten, falls einer nicht zu Hause wäre, und blieb am Bett knieen, meines Weibes heiße, kleine Hand in der meinen. Immer atmete sie kurz und heftig, und als ich in die geliebten Augen blickte, sah ich einen Ausdruck in ihnen, den ich nie gekannt hatte. Sie glänzten so ängstlich, so sonderbar, so heiß, so fiebrig. Ich fragte Maria, wie es ihr ginge. Sie drückte meine Hand, aber nur kurz, nur matt, und ihre Finger glühten. Aber als ich mich losmachen wollte, um ein Tuch einzutauchen, ihr Umschläge zu machen auf die Stirn, hielten

sie mich so fest umspannt, daß ich nicht von der Stelle konnte. Sie hatte jetzt die Augen geschlossen, und nur ab und zu kam ein Laut über ihre Lippen, keine Klage, nur einmal die Bitte um Wasser. Aber ich vertröstete sie, bis der Arzt käme, denn ich wagte nicht, ihr etwas zu geben.

So verrannen endlose Sekunden, nicht endende Minuten, und der Arzt erschien noch immer nicht. Ich sagte mir nicht, er müsse erst geweckt werden, erst aufstehen, sich ankleiden, ich verging vor Ungeduld. Leise fragte ich:

— Hast du Schmerzen?

Ich bekam keine Antwort. Ich strich Marias Haar, streichelte ihr die Stirn und die brennenden Wangen und fragte abermals, ob sie leide. Da wendete sie den Kopf ein wenig zu mir und meinte leise, kaum hörbar:

— Hier in der Seite!

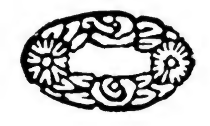
Als wäre das schon zuviel gewesen, begann sie zu husten. Nur wenig, ganz wenig, aber es erschreckte mich doch. Und mir wurden jählings die Augen naß. Ich bemühte mich, es abzuwehren, ich räusperte mich. Mit aller Gewalt kämpfte ich die Tränen zu unterdrücken, die sich für einen Mann nicht ziemten, es gelang mir nicht. Nun suchte ich mein Gesicht zu verbergen, daß Maria es nicht sähe. Da plötzlich wendete sie sich zu mir, mit aller Anstrengung bemüht,

den Kopf zu heben. Sie blickte mich an mit ihren glänzenden, wie mir schien, vergrößerten Augen, versuchte zu lächeln und sprach:

— Mein Lieb, sei mir nicht bös, ich habe mich nur ein bißchen erkältet!

Und ich bedeckte ihr glühendes Antlitz mit Küssen. Während sie leise das Haupt zurücksinken ließ, schmiegte ich meine Wange an die ihre und flüsterte ihr zu:

— Es wird besser werden! Morgen stehst du auf, Maria!



Es hatte lange gedauert, bis ein Arzt gekommen war. Kurz nach ihm erschien der zweite, dem ich für seine Bemühung dankte, ehe er das Zimmer betrat.

Maria hatte eine Lungenentzündung. Über einen Umstand tröstete mich der Arzt: er meinte, die Krankheit, der Fieberausbruch käme zwar oft ungeheuer schnell, aber die Fahrt am Morgen könne wohl die Entscheidung gebracht haben, doch nicht der Grund

sein. Es war nur der schwache Trost, daß diese Unvorsichtigkeit nicht die Veranlassung war. —

Wir überlegten. Maria gab sich Mühe nachzusinnen, zur richtigen Antwort ihre Gedanken zusammenfassen. Sie gestand, während ich gestern beim Dienst gewesen war, noch beim Ankleiden, ohne den Schutz des Kleides, eine lange Zeit am offenen Fenster gestanden zu haben. Die Vögel pflegte sie zu füttern, die zu ihr geflogen kamen, weil sie bei der dichten Schneedecke draußen Hunger litten. Sie hatte einen Schüttelfrost darauf gehabt und konnte bis zu meiner Rückkehr zum Essen „nicht recht warm werden", wie sie sagte.

Die Erhitzung beim Tanz, die Rückfahrt ohne Mantel hatten den Ausbruch des Fiebers beschleunigt. Beide Male war es ihr weiches Herz gewesen, immer für andere schlagend, das ihr die Krankheit gebracht hatte. Maria! Mein geliebtes Weib! Wie bang sah ich den kommenden Stunden und Tagen entgegen! Wie oft habe ich nicht in dieser Zeit, wenn ich an ihrem Bette saß, wenn ich nachts, halb angekleidet, beim kargen Schein des Nachtlichtes neben ihr wachend lag, mein Herz beruhigt, mein eigenes klopfendes Herz, das jedesmal stürmisch ward, wenn sie seufzte, wenn sie sich regte. Wie oft fuhr ich nicht aus dem unruhigen Schlafe auf, mit dem Gedanken: was macht Maria?

Dann tastete ich nach ihr und flüsterte: „Bist du da? Schläfst du? Hast du Schmerzen?“

Sie antwortete nicht, das Fieber schüttelte sie zu sehr — sie hatte wohl meine Worte nicht verstanden. Und ich blieb ängstlich auf dem Rücken liegen, ohne mich zu rühren, denn mir bangte, sie zu wecken. Ja, es waren fürchterliche Tage, bis der Wendepunkt eintrat, der über Tod oder Leben entscheiden sollte. Denn darum ging es, ich ließ mich durch die beruhigenden Worte des Arztes nicht täuschen. Sobald an jenem ersten Morgen das Wort „Lungenentzündung“ gefallen war, hatte ich an meine Schwiegermutter telegraphiert, und die war sofort gekommen. Wir wechselten uns ab in der Pflege. Ich hatte ja auch Dienst und mußte außer dem Hause sein. Wenn ich zurückkehrte, zog ich mich immer erst um, denn die Kranke war empfindlich gegen den Stallgeruch und den Dunst der Kleidung, wenn man vom Reiten kommt. Sie hatte es nicht gesagt, denn mit allem war sie zufrieden, aber ich fühlte es. Sie war so geduldig, so gut, so still, immer merkte ich, wie sie trotz des Fiebers sich bemühte, ihren Zustand zu verbergen. Sie griff, wenn ich an ihr Bett trat, nach meiner Hand, und mit dem glühenden Gesicht und den glänzenden Augen sagte sie:

— Fritz, mir geht es sehr gut heute!

Dann aber war es vorbei mit ihrer Kraft, und sie lag teilnahmslos in den Kissen. Ich war glücklich,

ihre Hand halten zu können, glückselig, wenn ich merkte, daß sie wußte, wer neben ihrem Bette saß. Immer war ihr das eine Beruhigung. Immer fragte sie — nicht ungeduldig, nur ganz bescheiden und einfach — ihre Mutter:

— Ist Fritz schon vom Dienst zurück?

Dann strahlten ihre Mienen, wenn ich zu ihr kam wie einst in gesunden Tagen, und sie faßte wieder nach meiner Hand, die ich ihr lassen mußte. Ich fühlte, wie ihr das Blut durch die Adern jagte, wie ihr Puls schlug, wie alles glühte, zitterte, fieberte, und wenn ich dann das kurze Atmen hörte und das liebe Antlitz sah mit seiner Röte, den in den wenigen Tagen schon eingefallenen Wangen, wenn Maria mit geschlossenen Augen dalag, oder sich unruhig umherwälzte, dann mußte ich alle Kraft zusammennehmen, um nicht zu weinen.

Aber als die Krankheit schon lange, lange gedauert hatte und die Entscheidung, von der der Arzt gesprochen, noch immer nicht eingetreten war, da erkannte mich Maria eines Tages nicht mehr. Das traf mich, als hätte ich einen Schlag über den Kopf bekommen. Ich begriff es nicht. Wie war es möglich, daß das geschah? Ich drückte ihre Hand, wie ich sie ihr nur je gedrückt. Das mußte sie doch erkennen? Sie rührte sich nicht. Ich küßte sie leise auf die Stirn, drei-, vier-, fünf-, sechs-, siebenmal, wie ich es manch-

mal tat in einer zärtlichen Stunde. — Ihr kam keine Erinnerung. Und wer küßte sie so als ihr Mann? Mußte sie nicht die Augen aufschlagen? — Dann legte ich den Mund an ihr Ohr und sprach leise Worte der Liebe, Worte, bei denen sie sonst die Arme mir um den Nacken gelegt, mich jubelnd an sich gepreßt hatte als Zeichen, daß sie in diesen Silben den Inbegriff der Liebe klingen hörte, jener Liebe, die ihr galt, ihr allein, jener Liebe, die keinem Wesen auf der Erde so ausgedrückt werden konnte, wie kein Mensch gerade diese Sätze fand als nur ihr Mann. — Maria blieb regungslos liegen.

Das schnitt mir ins Herz. Ich stand langsam auf und ging hinüber in unser Wohnzimmer. Ich war wie vernichtet, fassungslos. Ich schlug die Hände vors Gesicht und fing an zu weinen. Marias Mutter war gekommen. Sie legte mir die Hand auf die Schulter:

— Geh aus. Geh an die Luft. Mache einen Spaziergang. Du mußt einmal heraus. Es wird dir gut tun.

Ich nahm die Mütze draußen auf dem Gang vom Nagel, band den Säbel um, zog den Mantel an und eilte fort. Ich verließ den Ort. Weit hatte ich nicht zu gehen, denn unser Haus war eines der letzten an der Chaussee.

Es war ein trüber Tag, dunkel, wie es aussah in meiner Seele. Rings auf den Feldern lag der

Schnee, ein einziges Bahrtuch, aus dem in der endlosen Ebene kein Baum, kein Strauch ragte; nur ganz in der Ferne zog sich am Gesichtskreise der Wald hin. Hinter dichten Nebelschleiern blieb die Sonne verborgen, alles schien grauweiß — weißgrau zu sein, soweit das Auge blickte. Die Straße war holprig, uneben, mit tiefen, gefrorenen Gleisen. Schnurgerade streckte sie sich in den Schnee und Nebel hinein, endlos, hoffnungslos wie meine Stimmung.

Die Landschaft, Nebel, Schnee, Öde, alles lastete drückend auf mir. Ich hatte das Gefühl der tiefsten Verlassenheit, der unerhörtesten Hoffnungslosigkeit, der lähmendsten Einsamkeit dazu. Einsamkeit, ja, denn immer gaukelte es mir vor der Seele, wie etwas Erschreckendes, daß Maria mich nicht erkannt hatte. Wir hatten alles zusammen gedacht, getan, alles miteinander gelebt, erwogen, entschlossen. Wir gehörten zusammen, ein Fleisch, eine Seele, ein Mensch — und sie erkannte mich nicht! Was war da geschehen? Die Verbindung zwischen uns war abgerissen. Ich konnte meine Gedanken ihr nicht mehr mitteilen, sie mich nicht befragen, mir nicht klagen, was sie bedrückte. Sie konnte mir nicht anvertrauen, was in ihr vorging. Wie sollte ich helfen, wenn ich nichts wußte von ihr? Wir waren die Menschen, die einer dem anderen am nächsten standen auf der ganzen Erde — und Verkehr und Verstehen zwischen uns war zu Ende! Mit einem

Mal hatte sie sich von der Berührung mit mir zurückgezogen. Auf sich selbst allein war sie angewiesen. Kein Mensch konnte ihr helfen — auch ich nicht. War das nicht schrecklich?

Und mich überkam die furchtbare Erkenntnis, daß wir auch von den uns am nächsten Stehenden, Liebsten getrennt sind durch die Grenze zweier Leben, zweier Menschen. Ich empfand das Tiefniederdrückende wie nie zuvor.

Da kam mir jäh der quälende Gedanke: und wenn wir nun geschieden blieben? Wenn sie nicht wieder zum Bewußtsein zurückkehrte!? So war der Tod! Und wie ich daran dachte, schoß es mir durch den Sinn: Sie ist tot! Du wirst sie nie wiedersehen. Ich hielt inne in meinem Gang. Ich drehte um und eilte mit klopfendem Herzen heim. Immer schneller wurde mein Schritt, immer eiliger. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich das Haus verlassen hatte. Ich begriff meine Sorglosigkeit nicht. Ich lief. Ich rannte. Ich klingelte. Dem Burschen, der öffnete, rief ich entgegen mit zitternder Stimme, mit großem Auge, in stockender Hast:

— Was . . . ist . . . geschehen?

— Der Herr Doktor ist da.

— Geht es . . . geht es schlechter?

Der Bursche wußte von nichts. Er begriff nicht, warum ich fragte und sagte nur mit erstauntem Gesicht:

— Es ist die Zeit, wo gewöhnlich der Herr Doktor kommt!

— So . . . so . . . — stammelte ich und sah nach der Uhr. Dann ging ich hinüber in das Zimmer meiner Frau. Aber der Arzt kam mir schon entgegen, auf den Fußspitzen, indem er den Finger vor den Mund hielt. Ich fragte in atemloser Erregung:

— Wie geht's?

— Sie schläft.

— Sie erkannte mich nicht mehr . . .

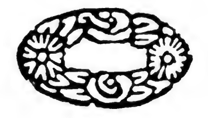
— Es ist die Krisis. Sie ist über die Höhe. Das Fieber sinkt. Sie schläft.

Ich hätte vor Jubel fast laut aufgeschrieen. So drückte ich dem Arzt die Hand, mit aller Kraft, daß er das Gesicht verzog. Dann schlich ich mich an Marias Bett und blieb lange vor der Schlafenden stehen. Sie schien weniger heiß, sie atmete weniger stürmisch. Langsam ließ ich mich nieder auf ein Knie, faltete die Hände, senkte das Gesicht hinein und erhob zum Schöpfer Himmels und der Erden meine arme, zitternde Seele, die um die andere Seele bangte, das Einzige, das ich hienieden besaß. Es war mir mit der Kraft und Ruhe, die wieder in mein Herz einzog, als kehrte auch die Verbindung zwischen meinem Weibe und mir zurück. Maria schlief; aber wäre sie wach gewesen, sie hätte mich erkannt. Und mir schien es, als ob ihre schlummernde Seele wieder Zwiesprache pflegen könnte mit mir.

Ich erhob mich. Der Arzt hatte befohlen, die Schlafende ja nicht zu stören. Stunden würden gewiß vergehen, ehe sie aus dem stärkenden Schlummer der Genesung erwache. So nahm ich wieder die Mütze, den Säbel, den Mantel und verließ das Haus. Die gleiche Straße schritt ich hinaus in die Schneelandschaft. Aber mir schien die Ebene nicht mehr trostlos, nicht mehr kalt, kein Bahrtuch der Schnee. Wohl deckte er das Land, doch ich sah nur in ihm den weisen Schutz der gütigen Natur gegen Frost und Kälte. Und die gerade, endlose Straße besaß nichts Hoffnungsloses mehr, denn sie führte, wenn man auf ihr weiter und weiter schritt, beim Wandern doch einmal in den Frühling hinein, wie Maria kam zu Genesung und Gesundheit. An Maria dachte ich während des ganzen Weges. Ich war nicht mehr einsam und sie nicht in ihrem Fieberwahn allein. Wenn sie erwachte, erkannte sie mich auch.

Ohne mich umzublicken, war ich gegangen. Ich hatte nicht bemerkt, daß die Nebel sich geteilt, daß der Himmel sich rötlich färbte, daß die Sonne durch die Wolken sich rang. Sie stand am Himmel. Sie kämpfte mit den Schleiern. Sie ward Siegerin. Immer mehr gewann sie an Macht. Nun glitzerte und blitzte und gleißte sie auf dem weiten, weißen Feld in Milliarden von Schneekristallen, und mir ward wieder gewiß in dem Feuer, dem Licht, dem Jubel der Natur, daß

alles, alles für uns Menschen gut ist auf Gottes Erde. Auch Schnee und Wolken und Nebel, auch Angst und Krankheit, Sorge und Leid; denn das Herrlichste in der Schöpfung, die Sonne, von der alles Leben kommt, muß — wenn sie auch lange mit ihrem tröstenden Lichte verborgen gewesen — uns doch einmal wieder scheinen.



Die Genesung kam, nur nicht so, wie wir gehofft hatten, nicht mit einem Schlage, nicht völlig. Der Arzt sagte, es würde noch lange, lange dauern, darauf sollte ich gefaßt sein. Und sehr geschont und gehütet sollte Maria werden. Dazu riet er Luftwechsel an, eine Reise nach dem Süden. Über den Aufenthaltsort waren wir uns nicht klar. Mehreres wurde vorgeschlagen. Ich dachte an die Riviera. Pernese schwebte mir vor. Dort hatten wir uns kennen gelernt, dort mußte sie gesund werden. — Mir schien ein Hauch von Poesie und Liebe um den Ort zu schweben. Eine Sehnsucht packte mich nach dem sonnigen Hotel, dem Meeresbranden,

dem starken Blumenduft und nach unserer Bank am Kap, wo ich mein Weib gefunden hatte. Doch andere Erwägungen trugen den Sieg davon. Die Reise sollte nicht lange dauern, ein Ort mußte es sein, den Marias Eltern möglichst leicht erreichen konnten, endlich einer, der zwar ein milderes Klima bot als das unsere, mehr Luft, Licht und Sonne, aber doch nicht zu sehr verwöhnte.

Die Wahl fiel auf Meran.

Ich reichte einen langen Urlaub ein, und so bald es ging, reisten wir ab. Die Fahrt machten wir beide allein, nur die Köchin und die Jungfer begleiteten uns. Ich hatte das Glück, eine reizende, kleine Villa in Obermais zu finden, in der wir ganz allein wohnten. Es war ein herrlicher Tag, als wir am anderen Morgen die Vorhänge öffneten. Kein Schnee, kein Staub, kein Ruß, kein Schmutz. Rein war die Luft, wie der wolkenlose, dunkelblaue Himmel, der sich über das Burggrafenamt spannte. Und still war es, kein Lufthauch regte sich. Im Garten war alles grün. Hohe Evonymushecken liefen rundum, Libanonzedern ließen ihre befiederten Äste tief hängen und neigten wie eine Fahne den Wipfel, Lebensbäume stiegen steil, hoch, riesig in Pyramiden auf. Mitten auf dem Rasenplatze vor dem Hause erhob sich eine gewaltige Konifere.

Wir steckten den Kopf hinaus auf den Balkon, der im stärksten Sonnenbrande lag, und ein seltsamer

Duft zog zu uns herauf, den wir im ersten Augenblick, aus Schnee und scharfen Winden, aus kahler, toter Nordensebene kommend, uns nicht zu deuten wußten. Doch mit einem Jubel im Ton rief Maria, mit so heller, lauter Stimme, wie ich sie seit Wochen nicht mehr gehört:

— Fritz, das sind ja Veilchen!

Ich beugte mich über das Geländer. Unten am Haus, an geschützten Stellen leuchtete es violett, und eben wieder trug der an der sonnenbeschienenen Wand emporsteigende Luftstrom mir den Duft der Veilchen zu. Da blickte Maria hinüber über den Marlinger-Berg in all die reine Himmelsbläue und sagte:

— Hier muß ich gesund werden!

— Du bist es doch schon! — gab ich zurück und streichelte sie. Doch sie schüttelte den Kopf und antwortete leise mit einem so wehmütigen Ausdruck, wie ich ihn noch nie an ihr erblickt:

— Nein, Fritz, noch nicht! Das fühle ich!

Aber als sie meine besorgte Miene sah, raffte sie sich zusammen, um mich nicht zu ängstigen, und sprach mit einem Blick der Liebe:

— Ich werde gesund, ganz, ganz gesund — für dich!

Ja sie mußte gesund werden, meine Maria! Konnte es der allerbarmende Gott zulassen, daß sie krank blieb, die nur zur Freude, zum Heil, zum Segen

anderer geboren war? Ich zweifelte nicht, ich hatte felsenfestes Vertrauen: sie mußte gesund werden!

Es ging auch von Tag zu Tag vorwärts, sie schien kräftiger zu werden, Luft und Sonne, Windstille, Trockenheit, taten ihr Bestes, nur fand ich, daß die Fortschritte nicht schnell genug gingen. Ich sagte es eines Tages dem Arzt, als einmal die Sonne nicht schien, es kalt und unfreundlich war, einer jener Tage im Süden, die ab und zu kommen, wo man ungerecht wird und, durch all die Herrlichkeit der milderen Lage verwöhnt, sich einbildet „schlechter kann es im Norden auch nicht sein!" Der Arzt sah mich an:

— Sie dürfen nicht zuviel verlangen. Ihre Frau Gemahlin ist sehr krank gewesen. Hören Sie, *sehr* krank.

Das Wort verließ mich tagelang nicht. Es hatte so ernst, so bedeutungsvoll geklungen! Und jedesmal, wenn ich Maria anblickte, die noch immer schmal ausaussah und blaß, summte es mir in den Ohren: „Sehr krank, hören Sie — *sehr* krank." Da sagte ich es ihr, wie krank sie gewesen wäre, ich wüßte es genau. Ich mußte es sagen, es hätte mir das Herz abgequält, denn es gab doch kein Geheimnis zwischen uns. Sie sah mich ruhig an, fest, unbeweglich, aber plötzlich begannen ihre Mundwinkel zu zucken, ihre Augen schienen zu schwellen, sich zu röten, ihre feinen Nasenflügel bebten, sie fiel mir um den Hals und begann gänzlich fassungslos, herzbrechend zu weinen.

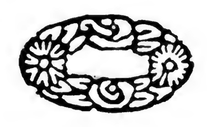
Ich hielt die zarte Gestalt an meiner breiten Brust — denn die Natur hat mich groß und ungeschlacht geschaffen — ich barg das zitternde, schluchzende Geschöpf, das in seinem Weh Schutz bei seinem Manne suchte, in meinen Armen. Ich fühlte Marias Beben, fühlte durch die Gewänder hindurch das röchelnde Atmen, den stürmischen Schlag des Herzens. Und mich überkam ein Weh, daß es mir die Luft nahm, die Kehle zusammenschnürte. Eine Ahnung, etwas nicht zu Erklärendes, ein Vorgefühl zitterte in mir. Ich wollte etwas sagen — ich brachte kein Wort heraus.

Maria aber rief, wie in einem lauten Schrei und krampfte und krallte sich an mich an:

— Ich will bei dir bleiben! Ich kann noch nicht fort! Ich habe dich so lieb!

Da faßte ich mein Weib, barg es bei mir, und ein Blutschwall strömte mir zum Herzen so mächtig, daß es mir den Zorn ins Gesicht trieb, als wollte ich Maria verteidigen gegen den, der es wagen würde, sie mir zu entreißen. Mit erstickter Stimme rief ich, sie wie rasend küssend in ihr dichtes, schwarzes Haar:

— Ich lasse dich nicht, Maria!



Täglich fuhr sie im Rollstuhl. Sie hatte sich zuerst gesträubt dagegen. Sie meinte, das sähe ja zu gefährlich aus. So schlecht ginge es doch nicht mit ihr.

Aber sie merkte doch, daß sie zu schwach war, um längere Strecken zu gehen. Ich tröstete sie, daß es vom langen Liegen sei, die Kräfte würden wiederkommen, und sie nickte voller Dank. Wenn sie dann fuhr in dem rotüberzogenen Sessel, den hinter ihr der Lohndiener schob, schritt ich daneben, die Hand, so lange es wegen der Menschen ging, auf ihren Arm gelegt, nur daß ich sie fühlte und sie mich. Meist blieben wir in Obermais, denn wir wollten allein sein. Allen Bekannten, von denen doch dieser und jener in Meran war, hatte ich gesagt, der Arzt wünsche nicht, daß sie spräche und Leute sähe; so waren wir fast immer für uns. Aber wir vermißten die Gesellschaft nicht. Irgendwo an einer geschützten, recht sonnigen Stelle kippte der Fahrer dann vorsichtig den Stuhl nach vorn, ich stützte Maria, und sie stieg aus, um ein paar Schritte am Winkelweg oder wo es sonst eben war, zu gehen. Dann setzten wir uns auf eine Bank nebeneinander und waren glücklich zu zweit und allein. Wir sprachen von der Schönheit der Gegend, machten Pläne, welche der alten Schlösser, die rings von den Höhen ins Tal herabsahen, wir besuchen wollten, waren in Gedanken im Vintschgau, wo es nach

dem Ortler ging, im Passeier, wo einst Andreas Hofer im Wirtshaus am Sand gelebt hatte. Wir ließen unsere Blicke über die hohen, schneebedeckten Berge gleiten, und sehnsüchtig sagte Maria, als ob die Kräfte des Bergsteigers in ihr ruhten:

— Wie es wohl da oben aussieht?

Ihr Vater hatte sie nie mitgenommen. Er pflegte zu sagen, er dürfe das Genick brechen, aber seine Tochter nicht. Und ich war fremd in jenen Regionen ewiger Felsen und ewigen Schneees. Maria blieb immer dabei, sobald es ginge, müßten wir einmal dort hinauf. Es wurde wie ein nicht mehr zu bannender Wunsch, als wolle sie nur Kräfte sammeln, um mit mir dort oben Luft und Blick zu genießen, dort oben, wohin nur starke, gesunde Menschen kommen können. Sie aber fuhr weiter in ihrem Stuhle, und jeder längere Gang ward mit Schwäche und ein wenig Husten bezahlt.

Der Husten machte mich ängstlich, denn jedesmal erforderte er eine größere Vorsicht. Dann kamen einmal mehrere Tage schlechten Wetters, und Maria mußte das Zimmer hüten. Sie sah blaß aus, sehr blaß, und als ich eines Abends neben ihr saß, um ihr vorzulesen, das Buch aber meiner Hand entsunken war und ich den Kopf an ihre Schläfe lehnte und ihr erzählte, sah ich ihre Hand ausgestreckt auf der Armlehne liegen. Noch nie war mir aufgefallen, wie schmal

und dünn die Finger geworden waren. Ich zog sie an die Lippen und streichelte sie. Ich umklammerte sie mit meinen Händen, daß sie ganz verschwanden. Ich war erschrocken, aber ich zeigte es nicht.

Maria klagte nie. Selbst an solchen Tagen — wie selten sie auch waren — wenn sie das Haus nicht verlassen durfte, kam nie ein Wort des Unwillens über ihre Lippen. Sie war immer heiter, immer zeigte sie mir ein freundliches Gesicht. Nie ließ sie sich gehen zu einer Klage, und ich sah doch oft, wenn sie saß, daß ihr eine Stellung unbequem war, wie sie die Arme aufstützte, um besser, tiefer Atem zu schöpfen. Nur an einem merkte man ihr an, daß ihre Lunge nicht arbeitete wie die eines Gesunden; sie bat öfters:

— Fritz, bitte, mache doch das Fenster etwas auf, ich glaube, es ist schlechte Luft im Zimmer!

Dabei war fortwährend gelüftet worden.

Marias Geduld und Sanftmut war rührend. Der Arzt, ein alter Mann, dem in seinem Leben gewiß Tausende solcher Kranken vorgekommen waren, sagte zu mir:

— Herr Rittmeister, Ihre Frau Gemahlin ist ein Engel.

Bei diesen Worten schoß mir — ich weiß nicht zu erklären, wie es kam — die Ideeverbindung durch den Kopf mit dem Himmel, als hätte Maria schon nichts Irdisches mehr. Ich konnte mich nicht beherr-

schen, und begann zu weinen. Ich schämte mich dieser Tränen nicht. Eine entsetzliche Angst kam über mich, ich dachte mit Bestimmtheit daran, ich würde Maria verlieren. War ich mit Blindheit geschlagen gewesen? Alle Worte der Ärzte daheim und hier fielen mir ein. Ich suchte überall einen versteckten Sinn. Auch jetzt las ich ängstlich in der Miene des alten Arztes. Er streichelte mir über Schulter und Arm und sagte in einem so weichen, lieben Ton, wie ich ihn noch nie aus seinem Munde vernommen hatte:

— Fassen Sie sich. Es ist doch noch nichts verloren! . . . Sie haben wohl Ihre Frau sehr lieb?

Ich blickte ihn an:

— Ja, ich habe sie sehr lieb.

— Man sieht es. Es ist sehr schön, wo es so ist. Und ich will Ihnen nur zur Beruhigung sagen: Sie brauchen den Mut noch nicht zu verlieren. Sie ist krank; sehr krank. Aber sie kann wieder gesund werden!

Nun schwiegen wir beide. Was sollte ich sagen? Mir war es ein Bedürfnis, wenigstens beizeiten die Wahrheit zu erfahren. Darum erklärte ich, ich wäre Soldat, wäre Manns genug, dem Schicksal ins Auge zu sehen. Er würde mir durch Verschweigen keinen Dienst erweisen. Er sollte mir das Versprechen geben, es mir zu sagen, sobald er über Marias Leben mit sich im klaren sei — so oder so.

Einen Augenblick sah der Arzt mich an, als wollte er mich prüfen: „Kannst du auch wirklich die Wahrheit ertragen?“ Dann hob er wie zum Schlage seine Hand, und ließ sie langsam in die meine sinken:

— Ich verspreche es Ihnen, ich werde es sagen!

Eilig war er davon. Ich blieb lange stehen. Ich wagte nicht, mich zu rühren. Ich hatte das Gefühl, als wäre irgend etwas Erstaunliches, ja etwas Furchtbares geschehen. Ich war wie gelähmt, gleich einem Reichen, der eben erfuhr, daß er all sein Vermögen verloren hat, und fortan ein armer Mann ist. Ich wagte es nicht, Marias Zimmer zu betreten, denn es wäre mir nicht möglich gewesen, ein Wort hervorzubringen. Doch wie ich an sie dachte, die stark war, schämte ich mich meiner Schwachheit. Von ihrer Selbstbeherrschung und Heiterkeit mußte ich lernen. Ich durchschritt die Zimmer und trat auf den Balkon, wo sie warm eingepackt in der Sonne lag. Sie lächelte, als ich kam, und flüsterte:

— Fritz, du bist traurig, ich sehe dir's an. Aber wozu? Es geht mir viel besser.

Ich beherrschte mich, so sehr ich es vermochte, und sagte lächelnd:

— Ja, Maria, ich . . . ich weiß es. Gott sei Dank, du wirst bald wieder ganz wohl sein!

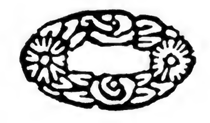
Ich hatte mir Mühe gegeben, mit Überzeugung zu reden, aber aus meiner Stimme zitterte die Be-

wegung, und aus meinen Worten klang der Zweifel. Das machte: ich hatte zum ersten Mal in unserer Ehe gelogen. Ja, zum ersten Mal, denn nicht einmal eine Notlüge hatte ich angewandt bis zu diesem Tage, keine jener üblichen unwahren Redensarten, die man meint, einem Kranken gegenüber gebrauchen zu müssen, wie: „Es wird schon besser gehen!“, wenn man selbst nicht daran glaubt. Hatte ich Maria getröstet, so glaubte ich daran. Nun brannte mir die Unwahrheit auf der Seele. Ich hatte gelogen! Schlecht und ungeschickt gelogen; denn Maria sah mich an, zweifelnd, schmerzlich. Da nahm ich ihre Hand, zog mir einen Stuhl heran, dicht an ihr Lager, und fing an zu beichten. Ich gestand, meine Worte hätten nicht dem entsprochen, was ich gedacht. Ich flüsterte ihr zu, wie ich wüßte, daß sie krank, sehr krank wäre. Ich sprach nichts mehr von bestimmter Genesung. Ich schüttelte all meine Zweifel, meine Bedrängnis, meinen Kummer aus in ihre starke, liebende Seele.

Und diese Frau, die da zum Tode verdammt schien, hörte mir zu mit einem Lächeln auf den Lippen. Sie war stärker als ich.

Sie nahm, während ich neben ihr aufs Knie sank, meine Hände und suchte sie mit ihren feinen zarten Fingerchen zu umspannen. Sie lächelte, während ich ihr sagte: „Du bist krank, sehr, sehr krank.“ Sie neigte ihren schmalen, kleinen Kopf mit dem

Rabenhaar, lehnte ihn an meine Schulter, und blickte mich an mit ihren großen, tiefen, schwarzen Augen, so ruhig, so gefaßt, so sicher, daß ich mich meines Kleinmutes zu schämen begann. Kein Wort sprach sie dabei, aber ihre Blicke redeten, ihre Züge erzählten, ihr Händedruck beruhigte mich, ihr Anschmiegen blies die Geister des Zweifels und der Feigheit aus meiner Seele. Ich fühlte ja doch Maria, ich sah Maria, ich hörte ihren Atem, ich wußte, wußte, o herrliches Glück, o selige Sicherheit, sie, die meine ist, die mir gehört mit dem letzten Gedanken, sie lebt, sie atmet noch an meiner Seite, mein Alles, meine Maria!



Noch habe ich nicht von Herzeloïden erzählt, die mit uns in Meran weilte. Oder geweilt hatte, muß ich besser sagen, denn nach den ersten Tagen, die wir gemeinsam die Luft des Etschlandes geatmet, war sie mit ihren Kindern abgereist. Sie hatte Maria nicht und mich nur ganz flüchtig gesehen. Sie freute sich über die Begegnung, das merkte ich an

ihrem Erröten, an der Hast, mit der sie ängstlich fragte, wie es Maria ginge, aber sie hatte dabei ein Scheues, ein Verlegenes, als quäle sie der Gedanke, mit uns hier zusammen zu sein. Sie sagte etwas, das ich so deuten mußte. Sie meinte:

— Wenn man nur etwas helfen könnte! Aber Maria hat ja ihren Mann, und alles andere ist nicht vonnöten.

„Nicht vonnöten," sagte sie. Seltsame, so seltsame Ausdrücke fand sie oft, und dann am nächsten Tage, als ich sie auf dem Pfarrplatze traf, erzählte sie nur flüchtig, sie müsse fort mit den Kindern, denen sie versprochen hätte, auch ein wenig in Arco zu sein. Ich fragte erstaunt:

— Fort, und Sie haben Maria gar nicht gesehen?

Herzeloïde zögerte, bis sie sprach:

— Wir kommen ja wieder, und ... und ... es ist ja doch nur einer mehr.

Damit war sie jäh davon. Erstaunt blickte ich ihr nach: „Einer mehr!" So nannte sie sich! Bitter klang das, bitter, wie es nicht klingen durfte. Aber ich dachte nicht weiter darüber nach, denn gerade an diesem Tage, als ich nach Hause kam, ging es Maria nicht gut. Sie hustete ein wenig. Sie war matt. Sie sah nicht aus wie die Tage zuvor. All meine Seele war bei meinem Weibe. Arme Herzeloïde! An sie dachte ich nicht mehr. Was ging mich Mitleid an mit einem fremden

Herzen? Was konnte meine Gedanken anderes bannen als die Frage: Wie geht es Maria? Ja, die Idee, daß es mit ihr schlechter geworden, während ich in der Stadt gewesen war, mit einem anderen Menschen gesprochen hatte, flößte mir Unruhe ein. Beschämung war es mir fast.

Ich kniete nieder an Marias Lager, nahm ihre Hand, legte sie mir auf die Stirn und sammelte alle Gedanken auf den einen Wunsch, der zum Gebete ward in meiner Seele: „Gott, lieber Gott im Himmel, mache mich nicht bettelarm und nimm mir nicht das Einzige, das ich auf deiner Erde habe, mein Weib!"

Es war etwas Unüberwindliches, dagegen ich nicht anzukämpfen vermochte, dieser Gedanke an das Ende. Kein Trost war es mir dabei, daß der Arzt mir versprochen hatte, ehrlich mir zu sagen, wann er meinen würde es sei keine Hoffnung mehr. Nein, ich war feige jetzt, feige, grauenvoll feige. Ich fürchtete mich, den Arzt zu sehen. Ich richtete es so ein, daß ich nicht zu Hause war, wenn er erschien, und die Pflegerin, die um Maria war, mußte allein des Arztes Anordnungen entgegennehmen. Wenn ich dann wiederkam — mein Gott, ich verließ ja sonst meine Frau nicht eine Minute — wagte ich Schwester Agathe, zuerst gar nicht anzublicken. Ich zuckte zusammen, sobald sie begann: „Der Herr Doktor hat gesagt . . ."

Erst wenn dann gleichgültige Sachen kamen, ward

ich mutiger. Dann ging ich zu Maria. Unter dem Eindruck, daß ihr von neuem der Tag geschenkt, war ich heiter, suchte zu scherzen und die Kranke mit dem Frohsinn zu umgeben, den der Arzt immer verlangte. Ich vergaß, ich gaukelte mir Genesung für meine Maria vor, sichere, sichere Genesung, von der doch, ich wußte es zu genau, keine Rede sein konnte.

Und doch schöpfte ich ab und zu Hoffnung, denn Maria war es selbst, die mir Mut eingab. Geduldig, gut, lieb, still, anspruchslos, bescheiden war sie immer, aber es kamen Tage, an denen schien in ihr sich etwas Besonderes zu regen, ein Aufbäumen des einst so starken, gesunden Körpers gegen die Macht der Krankheit. Dann war Maria fröhlich, streckte die Arme, richtete sich hoch auf wie einst in guten Zeiten, lachte mich an und rief:

— Heute wird nicht Rollstuhl gefahren. Heute will ich gehen. Du sollst sehen, Fritz, wie schön es wird!

Doch wenn dann die Stunde zur Ausfahrt herankam und der Lohndiener erschien mit seinem rotbezogenen Stuhl, dem immer lachenden Gesicht, der roten Nase, an der manches Viertel Roter geholfen, wenn er die Mütze mit dem roten Streifen zog:

— 's ischt herrliches Wetter heut, so an richtiger Meraner Tog! — dann sagte Maria, die ihn doch hatte fortschicken wollen:

— Also fahren wir!

Sie wandte sich zu mir und flüsterte mir zu, als wäre das der wahre Grund:

— Er ist nun mal gekommen und freut sich auf seinen Verdienst.

Dann wurde sie in den Rollstuhl gesetzt, ängstlich zugedeckt, und die Fahrt ging hinaus aus dem kleinen Garten, den Winkelweg entlang, während ich nebenherschritt, die Hand auf der Lehne, als müsse ich mit dabei sein, mit schieben, mit leiten, daß die Kranke mich in ihrer Nähe fühle. Langsam, ganz langsam fuhren wir in der windstillen, sonnendurchtränkten Luft. Es war um die Mittagsstunde. Hoch stand der feurige Ball am Himmel und brannte auf uns herab, strahlend, wohltuend in seiner belebenden Wärme. „Wo Sonne, da Licht; wo Licht, da Gesundheit" pflegte der Arzt zu sagen.

Maria sog die Strahlen ein in ihre kranke Lunge mit tieferen Atemzügen als sonst, während ihre lieben Schultern sich jetzt immer so schnell bewegten, ganz anders als in früherer Zeit. Sie schloß die Augen, während wir durch das blendende Licht fuhren, und ab und zu blinzelte sie mir entgegen, als wollte sie sich überzeugen, daß ich noch neben ihr schritt. Dann machten wir Halt irgendwo an einer geschützten Stelle, wo eine Bank stand, der Stuhl wurde gedreht, daß die Sonne von der Seite kommen sollte, und ich setzte

mich, dicht neben mir die Kranke, die mir ihre kleine Hand zu halten gab. Wir deckten darüber einen Zipfel des Schals, den Maria der Vorsorge halber immer im Wagen mit sich führte, um damit, wenn die Fahrt durch schattige Stellen ging, beschützt zu werden. So hielten wir uns heimlich, daß die Vorübergehenden es nicht sehen sollten.

Wie viele kamen da vorbei! Alle fast warfen einen Blick auf die schöne junge Frau, die so hilflos in ihrem Stuhle lag, so weiß, so blaß in ihrem rabenschwarzen Haar.

Maria fragte mich, und sie lächelte dabei:

— Was werden die wohl von mir denken?

— Daß du krank gewesen bist und dich nun erholen sollst hier in Meran!

Maria blickte mich kurz von der Seite an. O, ich sah es wohl! Und dieser Blick schien zu sagen: „Gewesen?" Aber sie sprach nichts mehr. Nach einer Weile begann sie:

— Fritz, glaubst du auch daran?

— An was?

— Daß ich mich erholen werde?

— Du sollst dich erholen!

— Du . . . sollst . . . — gab sie nur leise zurück. Es war, als suche sie diese Gespräche gerade jetzt, eben hier, wo der Vorübergehenden wegen wir an uns halten und die Fassung bewahren mußten. Aber

ich hatte sie verstanden. Wollten wir nicht wahr gegeneinander sein? Ich preßte ihre Hand unter der Decke. Sie gab den Druck zurück, so fest es die zarten Finger konnten. Wir sahen uns an, lange, lange, lange, während ab und zu der Sand neben uns knirschte und jemand vorüberkam unwillkürlich mit einem Blick auf die Gruppe.

So lange schauten wir uns in die Augen, bis mir alles verschwamm, ein Schleier niederging, ein salziger, feuchter Vorhang, der mir die Aussicht nahm in jenes Frauenauge neben mir, das mein war, mein — wie lange? Und so viel Schleier sanken nieder und lösten sich zu einer Sekunde freien Durchblicks auf Marias Antlitz, daß meine Wangen naß wurden von der Flut. Da wandte ich mich zum Lohndiener, der, während der Rollstuhl hielt, sich immer bescheiden ein Stück zu entfernen pflegte. Prantner oder Lois, wie er sich lieber nennen hörte, stand da, die Hände in den Taschen, und starrte auf die Mauer des Weingartens vor ihm. Ich rief:

— Was gibt's denn dort?

— Eidechsen — gab der Lois zurück.

Ich ging zu ihm und sah auf die in der Sonne blendende Wand weißen Gesteins. Gewahrte aber nichts, nur meine Tränen suchte ich zu überwinden.

An diesem Tage kam ein Brief von Herzeloïden. Sie schien beschämt über ihre Flucht aus Meran. Sie

stellte sich zur Verfügung, falls sie irgendwie und irgendwann einmal nützlich sein könne. Ganz bestimmt, so schrieb sie, erwarte sie eine Mitteilung, ein Telegramm von uns. Ich sagte es ihr zu, und sie antwortete auf einer Ansichtspostkarte aus Riva, wohin sie einen Ausflug unternommen hatte, sie zähle darauf, benachrichtigt zu werden: mit dem nächsten Zuge würde sie dann kommen.

Aber es ging Maria gut, wenigstens im Vergleich zur ersten Zeit. Ich gewann auch wieder Mut und empfing nun immer den Arzt, an dessen Zügen meine Augen hingen, jedesmal wenn er sich vom Stuhle neben meiner Frau erhob. Es war stets das gleiche verbindliche, freundliche Gesicht, kein Ernst huschte darüber hin, aber auch nichts Besonderes, das gewesen wäre wie ein: „Nun sind wir über den Berg!“ Die Luft, die Windstille, die Sonne, die Ruhe, die Wärme, alles half, Marias Kräfte zu heben, ihr Vertrauen zu geben und Mut. Es war aber auch ein Jahr wie selten im Süden, wie fast nie in dieser Mittelzone, wo die Berge noch zum Norden gehören und nur der Sonnenball über den Himmel zieht wie im Lande der Palmen. Maria konnte fast den ganzen Tag im Freien zubringen. Früh schon, wenn ich eintrat, waren die Läden geöffnet. Am Fenster saß die Kranke, gepflegt, gewaschen, frisch wie der junge Morgen, das glänzende Haar zierlich geordnet, denn darauf hielt

sie. Nie durfte ein Löckchen flattern, nicht eine Strähne verschoben sein. Maria streckte mir die Hand entgegen. Sie fragte, sie und nicht ich zuerst:

— Hast du gut geschlafen?

Sie erkundigte sich und nicht ich, wie die Nacht gewesen wäre, ob ich aufgewacht sei? Ich wußte weshalb. Weil sie wach geblieben war, weil sie gehustet hatte, weil sie unruhig gelegen und nun in ihrer selbstverleugnenden Liebe nur an das eine dachte, ob es mich etwa gestört hätte, ob ich aufgewacht wäre, ich auch nur eine unruhige Minute gehabt um sie.

Dann las ich ihr die Zeitungen vor, bis sie das zweite Frühstück bekam und wir uns zurechtmachten auszufahren. Dann ging es wieder hinaus auf die stillen, sonnigen Obermaiser Wege an den Villen vorbei, die im Dunkel der immergrünen Gewächse, der Nadelhölzer lagen, als wäre es nicht eigentlich noch Winter. An den Schlössern vorüber, noch ragend aus jener Minnesängerzeit, da hier das Adelsparadies gewesen, aus jenem Mittelalter, wo ein reiches, tapferes, lustiges, aber auch leichtsinniges Volk trotz des Reichtums des Bodens, trotz der Gunst des Himmels allmählich verschleuderte und vertat, was die Väter gesammelt hatten. Rundum lagen die ewigen Berge, die schon damals auf das Tal mit dem Treiben seiner Menschlein herabgeschaut, steinern, eisumgürtet, unbeweglich, ungerührt wie heute. Die Berge, die

manchen Windstoß brachen, der dahergefahren kam über die Ötztaler Ferner, die Stubaier Gletscher, die Berge, die sich über dem weingesegneten Tale erhoben bis zu zehntausend Fuß.

Da grüßte über dem Naiftale der Iffinger herein, schneebestäubt, und neben ihm das Hochland von Hafling. Von droben blinkte, in einer Senkung, eben von den Sonnenstrahlen scharf beleuchtet, das Wahrzeichen der Gegend herab, Sankt Katharina in der Scharte, mit dem Turm, der sich so scharf abhob gegen den wolkenlosen, blauen Südlandshimmel. Auf der anderen Seite des Iffinger aber öffnete sich ein breiter Einschnitt hinter ihm ein schneeglänzender Abschluß: Andreas Hofers Heimatstal, das Passeier. Und nun hob sich wieder die Talumrandung. Neben dem Küchelberg, an dem einst vor nun bald hundert Jahren die treuen Tiroler gegen die Franzosen den verzweifelten Freiheitskampf gekämpft hatten, auf dessen linker Höhe mit seiner gelben Mauer das Schloß Tirol niedersah ins Land, schoß die Muthspitze empor. Lang zog sich der Rücken hin, immer steigend, eine Riesenwand, die ihren letzten, steilen Aufschwung in der stolzen Pyramide des Tschigat fand. Das Zieltal sah man tief eingeschnitten, und den Eingang ins lange Vintschgau ahnte man durch einen schräg einfallenden Sonnenkegelstrahl, der den Marlinger Berg von der Gfallwand und Kirchbachspitze trennte.

Dort hinein ging es zum Ortler, zum höchsten Berge der Ostalpen, dem dadurch ein Nimbus um das Gipfelhaupt gewunden war wie eine Königskrone. Wenn das Auge aber weiter lief rundum, fiel es auf die doppelgipfelige Laugenspitze, die Grenzwarte des Deutschtums, denn hinter ihr lag das verwelschte Nonstal. Und immer weiter zog sich die Kette der Berge, mit dem Gantkofel jäh endend, der, ein Riesenabsturz, wie eine Nase, ein gewaltiges Profil, am Ende des Etschtales in die Tiefe absetzte.

— Von dort sieht man Bozen! — sagte ich zu Maria. Bei dem Worte „Bozen" blickte sie mich an. Ich las aus ihren Augen etwas, als kennte ich genau ihre Gedanken, und ich fragte sie, indem mir wie ein Blitz jener Tag im „Greif" durch die Sinne schoß:

— An was denkst du, Maria?

— An den Abend, als wir den Rosengarten leuchten sahen.

Ich drückte ihre Hand, und einen Augenblick bedrängte mich der Vergleich mit jenen gesunden Tagen ersten Glückes und heute. Ich mochte eine Bewegung gemacht haben, oder las mein Weib wirklich alles in meinen Zügen? Sie sagte nur mit süßer Bitte im Ton:

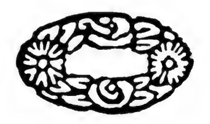
— Nicht traurig sein! Es wird alles wieder gut! Sieh nur, sieh, muß man hier nicht gesund werden?

Sie deutete in die Runde mit einer Bewegung

ihrer schmalen, kleinen Hand, als meinte sie: „Das alles gehört uns, denn es erquickt unsere seligen Augen. Wir sind reich, unendlich reich — alles umfaßt unser Blick, und alles ist unser ureigenstes Eigentum."

Und es dehnte sich rund um uns, das herrliche, lachende Burggrafenamt. In der Tiefe streckte sich das obst- und weingesegnete Etschland im Sonnengeflimmer hin. Ein leichter Dunst lag darübergebreitet gleich einem Schleier, als dürfe es sich dem Auge nicht ganz enthüllen in all seiner Schönheit. Es redete zu mir tiefe eindringliche Sprache. Es schien zu sagen: „Seht ihr, ihr Menschlein, so bin ich seit Millionen Jahren, und Tausende von Geschlechtern wurden geboren auf mir und mußten wieder sterben. Habe ich mich verändert? Habe ich mich bewegt? Müßt ihr nicht kommen und gehen, wie Herbst- und Wintersterben jedes Jahr? Ist es nicht immer noch Frühling geworden? Hat der Lenz nicht doch endlich gesiegt über den Tod der Natur? Blickt mich nur an mit den erstorbenen, Zweigen, dem Grau der Wiesen, dem fahlen Lärchenwald, dem kahlen Busch am Bergeshang. Das alles wird wieder grünen, das alles erwacht aus dem Tod. Wartet nur, geduldet euch, über ein kleines lacht die Au, grünen die Blätter, duften die Blüten, sprießt es und wächst es überall. Dann seid ihr noch hier und freuet euch des neuen Lebens, oder ihr liegt drunten, tief drunten in mir und seid glücklich im Frie-

den meines Schoßes, glücklicher vielleicht als heute, da ihr wandelt auf meinem Angesicht."



Es ging besser! Mit der erwachenden Natur schienen sich auch in der wunden Brust neue Kräfte zu zeigen. Ein glückliches Jahr begünstigte uns. Keinen Tag gab es Regen, und nur selten einmal erhob der Sturm sein drohend pausbäckiges Gesicht und blies aus dem offenen Passeier mit vollen Wangen. Da konnte denn Maria immer draußen liegen auf der Veranda, täglich ausfahren. Und wie es gut ging, immer besser wie mir schien, zog auch die Hoffnung in meine Seele. Sie streifte mich nur im Anfang. Ein Hauch war es, wie eine linde Luft, ein lebenweckender Atem. Aber allmählich gewann sie an Stärke: ich begann zu glauben an die Genesung.

Nun ging ich ganz anders einher. Ich hob den Kopf. Meine Augen leuchteten, ich redete mit Bekannten, länger, eindringlicher, wenn ich sie unter-

wegs traf. Bisher war ich den Menschen aus dem Wege gegangen. Ich wollte die ewigen Anreden vermeiden, die doch so gut gemeint waren: „Wie geht es Ihrer Frau Gemahlin?“ In der erregten Stimmung, in die mich Sorge und Aufregung versetzten, sah ich Neugierde in den Fragen, aber Teilnahme nicht. Jetzt jedoch ward es mir fast zum Bedürfnis, zu den Leuten zu gehen, um ihnen nach den ersten Begrüßungsworten zu sagen: „Es geht meiner Frau wieder ganz gut.“ Und dem nächsten: „Wenn wir abreisen, wird sie gesund sein.“ Ja, mich faßte ein solcher Taumel von Wonne, daß ich dem dritten bereit war mitzuteilen: „Wir reisen bald wieder ab. Sie ist ganz gesund!“

Gesund! Gesund! O Gott, wenn wir das Wort erst sagen konnten! Bei dem Gedanken überkam es mich wie ein Rausch von Glückseligkeit. Und ich lief jetzt oft, wenn Maria nachmittags ruhen sollte, fort, in die Umgebung Merans hinaus. Der Arzt hatte gesagt, sie sollte viel allein sein, womöglich schlafen, nicht sprechen jedenfalls. Auch Maria redete mir zu. Ich wehrte mich zuerst dagegen, denn ich mochte sie nicht allein lassen. Maria aber bat mich förmlich fortzugehen. Ich müsse Bewegung haben. Sie würde ruhiger sein, wenn ich ihr den Gefallen täte, und sie möchte gern, daß ich neue Eindrücke gewönne, um ihr zu erzählen, wo ich gewesen, wie es dort war.

Da durchstreifte ich denn die Nähe und Weite, stieg zu den Schlössern hinauf, zur Fragsburg, zu Katzenstein, Schenna, Auer, Lebenberg, Tirol, Turnstein und wie sie heißen, jene Zeugen der mittelalterlich großen Zeit des Landes. Dann fuhr ich mit der Bahn zu den nächsten Haltestellen und bald kannte ich jeden Weg im Landl. Immer aber ging ich allein, denn Menschen paßten nicht in meine Stimmung. Ich mußte allein sein, um an die denken zu können, die mein ganzes Sinnen umfaßte und Sehnen, zu der meine Gedanken zurückkehrten, sobald sie nur eine Minute ohne sie geweilt — zu Maria.

An sie dachte ich bei allem, was ich sah. Was würde sie wohl dazu meinen, sie mit ihrem Interesse für alles, mit ihrem offenen Sinn, den klaren Augen, die alles tausendmal mehr sahen, denn meine. Ich überlegte, wie ich ihr das und jenes schildern sollte, die Aussicht, die alten Schlösser, den Weg. Und so stieg ich herum und ging dahin, fast wie im Traume.

Dabei ward es Frühling im Burggrafenamt, viel zeitiger als daheim im fernen Deutschland. Frühling zuerst im tiefen Tal an den geschütztesten Stellen, in den Gilfanlagen, wo die Passer täglich stärker rauschte vom schmelzenden Schnee, droben in den Tälern, aus denen sie ihr Wasser zog. Frühling in den Gärten und Anlagen. Es war, als sängen mehr Vögel, als bekäme alles einen frischeren, freudigeren Hauch. Grün

färbten sich die Sträucher. Knospen entsprangen in dicken Knoten an den Kastanien, taten sich auf wie Hände, die ihre Finger nach allen Seiten strecken, und ließen endlich die Blätter herausschießen mit solcher Gewalt, daß man jeden Morgen zu sehen meinte, wie sie über Nacht größer geworden.

Die frühen Pflanzen hatten begonnen, die späten folgten, bald stand alles wie auf einen Zauberspruch im grünen Kleide da, und nur die Platanen zögerten noch. Auch die Weingärten zeigten helle Triebe, daß das ganze Holz sich mit frischem Grün zu überranken begann.

Wie es nun unten im Tal anfing zu grünen, zu duften und zu blühen, kroch der Lenz auch langsam die Berge hinan. In den höheren Lagen färbten und füllten sich die Wipfel der Edelkastanien, der Nußbäume, das Buschwerk, das die scheinbar unbekleideten Felsen hinankletterte, begann grün zu werden, so daß die Platten und Schroffen des Mittelgebirges ausschauten, von der Ferne gesehen, als überzögen sie sich mit einem raschwachsenden, dichtwuchernden Moosteppich. Nun setzten auch die kahlen Besen der Lärchen ein fast schrilles Grün an, befiederten und bewimpelten sich. Unten begann es, immer höher stieg es hinauf. Fast täglich konnte man die Fortschritte sehen. Dafür fraß die Sonne an den Schneeflecken, als wäre die steigende Pflanzendecke ein Feuer, das die Berge hinanleckte.

Bald leuchtete an den Platten, auf den Graten das Gestein, und nur in den Rinnen und Rissen, den Kaminen, Schluchten, Verwerfungen, Einschnitten blieb etwas Weißes liegen.

Tag um Tag nahmen Kraft und Dauer der Sonne zu. Tag um Tag stieg die Wärme. Tag um Tag sangen die Vögel heller und fröhlicher, ward das Blätterkleid dichter, die Farben junger, frischer, heller. Überall zwischen den grünen Pflanzungen, in den dunkeln, verschwiegenen Gärten, auf den lichten, fröhlichen Wiesen zeichneten sich die leuchtenden Kugeln, Pyramiden, Farbenflecke der blühenden Obstbäume ab, duftig, schneeweiß von fern, rosa, wenn man näher trat der Pracht. Und unter den blühenden Apfel- und Birnenbäumen stand hie und da, dem nordischen Auge ungewohnt, ein Mandelbaum in seiner rosigen Blütenfülle.

Ja, der Frühling zog ein ins Burggrafenamt, nicht nur in die Natur, sondern auch in die Herzen der Menschen. Alles schien fröhlich zu sein, die Gesichter strahlten, die Anzüge wurden heller, die Kleider weiß. Verschwunden die dunkeln Kopfbedeckungen, die Strohhüten Platz gemacht mit bunten Bändern, mit Blumen und Farben. Sonnenschirme, licht, freudig, wanderten die Wege hin in den Anlagen auf den Serpentinen des Tappeinerweges am Küchelberg, in der Gilf. Und immer mehr Menschen kamen an. Die Hotels, die Pensionen, die Villen füllten sich. Bei der

Kurmusik drängten sich die Leute. Die Volksschauspiele waren überfüllt. Beim Rennen wogte es auf der Tribüne. Jeden Nachmittag zogen die Menschlein hinaus nach allen Seiten, auf allen Wegen, zu Aussichtspunkten und zu Schlössern, zum Besuch, zum Tee, zum Tennis. Auf allen Wegen traf man Wagen, die Ausflügler fortführten in die Seitentäler, nach Tirol, nach Lana, ins Passeier.

Der Frühling zog ein ins Burggrafenamt, zog ein mit noch linderen Lüften als bisher, mit glühenderer Sonne, mit Düften und Wohlgerüchen von alledem, was da blühte und zum Lichte rang, zu dem Lichte, in das alles getaucht war wie in eine Flut, das alles umspielte, bis in die hintersten Winkel dringend. Das Licht, von dem der Arzt gesagt: „Wo Sonne, da Licht; und wo Licht, da Gesundheit.“

Ja, man mußte gesund werden in diesem Ansturm des Lenzes, des Sommers fast. Es war ein Wetter, eine Stimmung, ein Leuchten und Strahlen, ein Jubilieren der aus dem Winterschlaf erwachenden Erde, ein Geborenwerden, eine Feier des Lebens und des Lebensdranges, daß der Mensch, der darin stand, wenn er gesund schon war, übermäßige Kräfte in sich fühlen mußte und, wenn ihn Leid und Krankheit niederdrückte, sich erheben konnte und sprechen: „Siehe, heute bin ich wieder zum Leben erwacht!“

Und in all der Lenzespracht und Herrlichkeit, in

der ich einherging mit einem seltsam feierlichen gehobenen Gefühl, hatte ich nur einen Gedanken, während mich die Sonne beschien und das Licht umstrahlte, die Laute der Vögel umklangen und all das Werden und Wachsen, das junge Grün, nur einen Gedanken: Maria, sie wurde gesund, sie war mir wiedergeschenkt, sie war neu geboren. Ich zweifelte nicht mehr daran, eine große Sicherheit hatte mich überkommen, eine zitternde Freude, ein Jubel nicht zu sagen.

Ich wußte, Marie schlief. Ich hatte mich fortgestohlen, ein paar Besorgungen zu machen. Nun trieb es mich mit einem Mal nach Haus. Ich begriff mich nicht, daß ich mich von ihr hatte trennen können, auch nur auf eine Minute. Da eilte ich und lief, daß mir die Leute lächelnd nachsahen. Ich wollte ja zu ihr, zu ihr! Mein Herz klopfte, meine Augen leuchteten, vom schnellen Gange waren die Wangen gerötet, alle Pulse schlugen mir. Es war einer jener Augenblicke, wo wir Menschen uns stärker, größer, reicher fühlen, wir wissen nicht, warum; wo wir über den Alltag empor gehoben sind, wo uns alles leicht dünkt und einfach, wo zitternde Seligkeit uns erfüllt, daß wir liebhaben, umarmen, uns begeistern, jubeln möchten. Ich malte mir aus, während ich die Tür öffnete, ins Haus zu treten, wie Maria mir entgegenginge, ginge, ja ginge, denn mit heute war doch alle Schwäche und Krankheit von ihr genommen. Ich sah vor mir ihr

liebes, glückliches Gesicht, das zu sprechen schien: Geliebter mein, nun bin ich dir wiedergegeben.

Ich trat in das Haus. Eine Gestalt kam mir entgegen. In der Dunkelheit des Flures erkannte ich sie zuerst nicht. Ein großer, hagerer Mann mit einem glatten, kahlen Schädel. Und so wenig paßte dieses Bild in meinen Seligkeitstraum, daß ich zurückfuhr im ersten Augenblick. Da faßte ich mich und erkannte ihn nun: der Arzt. Sofort streckte ich ihm die Hand entgegen. Natürlich der Arzt! Er kam ja jeden Tag und würde mir nun sagen, mit dem glücklichen Gesicht froher Botschaft: „Wir sind über den Berg. Sie wird gesund."

Er sprach:

— Haben Sie einen Augenblick für mich Zeit?

— Gewiß!

— Können wir vielleicht in Ihr Zimmer gehen?

— Bitte.

Wir traten ein. Er begann:

— Sie erinnern sich, wir haben einmal über Ihre Frau Gemahlin gesprochen, über ihren Zustand. Ich sagte Ihnen, sie sei als eine sehr schwer Kranke zu betrachten . . . .

Ich begriff nicht, was er wollte.

— Allerdings — und —

— Und Sie sagten Sie wären Offizier und Manns genug . . .

Da preßte ich seine Hand und krampfte mich daran fest:

— Was ist mit meiner Frau?

— Es ist meine Pflicht . . . auch abgesehen von meinem Versprechen. Es ist die schwerste Pflicht des Arztes.

— Doktor, was ist . . .?

— Ich muß es Ihnen sagen . . . .

— Was . . — was, um Himmels willen, was?

Der Arzt schien erschrocken über meine Aufregung. Er wollte beruhigen, schien zurücknehmen zu wollen. Doch nun war ich ruhig geworden. Auf alles vorbereitet. Ja, ich war ein Mann, war Soldat. Nur kam eine Erstarrung über mich, als wären mir die Beine gelähmt. Es überlief mich kalt, ich fühlte meine Schläfen eisig werden, langsam glitt es durch mein Haar, daß es sich aufzurichten schien. Ein seltsames Gefühl empfand ich, als wäre ich kleiner geworden, als säße mir die Haut, verschrumpelt plötzlich, zu weit um den Leib. Ich sagte fest:

— Also, Herr Doktor, ich erwarte die Nachricht.

Er begann:

— Ich habe die gnädige Frau heute nochmals genau untersucht und, was ich längst befürchtete, bestätigt gefunden . . . . Nur durfte ich doch eben nichts mit Bestimmtheit sagen, ehe es nicht so weit war. Bereiten Sie sich darauf vor. Der Augenblick

ist gekommen. Ich — ich kann Ihrer lieben Frau nicht mehr helfen, und — ich meine, kein Arzt der Welt. Unsere Weisheit ist am Ende.

Was ich getan habe, antwortete, fragte — ich habe die Erinnerung daran nicht mehr behalten. Ich weiß nur, daß ich eines Nachdenkens mich nicht fähig fühlte. Ich hatte nur ein Bedürfnis: fort, hinaus in die freie Luft. Mir war es, als könnte ich im Zimmer nicht atmen, als müßte die Decke auf mich niederfallen, als wankten die Mauern. Ich wußte: in diesem Augenblick konnte ich Maria nicht gegenübertreten. Und ich stürzte davon. Ich sah nicht. Hörte nicht. Ich rannte hinaus auf die Straße, fort aus den Gassen. In die Weingärten ging ich, wo mich kein Auge erblickte, wo ich keine Seele sah. Dort setzte ich mich an eine Mauer, daran der Wein wuchs. Unter mir zogen sich die Lauben hin in ihrem ersten kleinen Blätterschmuck, denn die Rebe treibt spät. Den Rücken durch die lose geschichteten Steine gedeckt, blieb ich hocken und starrte hinunter auf das grünende, flimmernde Etschland mit seinen Tausenden von blühenden Obstbäumen, die wie weiße Tupfen über den Anger verstreut lagen oder in ganzen Ketten sich streckten. Ich blickte auf den blauen Wasserstreifen, der alle die Fruchtbarkeit und Frühjahrspracht durchzog, die Etsch. Ich sah auf die lange, in bläulichem Dunst schwimmende Kette der Berge, auf das burgengekrönte Mittelge-

birge, den blauen, dunkeln Südlandshimmel. Ich ließ mich bescheinen von dieser glühenden, lebenspendenden Sonne, ich hörte den jubelnden Schrei der Vögel, die zu singen schienen: der Lenz hebt an!

Und ich begriff mich nicht, nicht die Natur. Begriff nicht, daß ich weiter leben konnte mit dieser Todesbotschaft im Herzen. Verstand nicht, wie es grünen und blühen konnte, wachsen, gedeihen, lebendig werden, und die, die ich liebte, war zum Tode verdammt. Ich konnte Gottes Ratschluß und Weisheit nicht fassen, der dieses einzig gute, liebe, schöne Wesen nur die wenigen Jahre behalten wollte auf seiner weiten Erde. Ich brütete, ich starrte vor mich hin, ich zersann mir das Hirn und konnte doch keinen Gedanken fassen. Endlich stand ich auf und blickte mich um. Mir war es, als dürfe die Sonne nicht weiter scheinen. Ich blickte empor: sie sollte zittern, erblassen, verlöschen — sie strahlte weiter am wolkenlosen Himmel, ruhig, milde, warm.

Nichts rührte, nichts veränderte sich in der schönen Natur, als ginge mein Leid die Welt nichts an. Ich war förmlich erstaunt darüber. Ich setzte mich abermals. Ich war gefaßter. Ich überlegte meine Pflicht: nichts durfte ich die Kranke merken lassen. Ich mußte alle Kräfte zusammennehmen, um mein Wissen nicht zu verraten. Die letzten — — — ja wie lange gehört sie mir noch? Jahre — nein, Monate? Wochen

nur? Tage? Was hatte der Arzt gemeint? Vom Zeitpunkt hatte er nicht gesprochen.

Da kam die Hoffnung wieder ganz leise über mich. Vielleicht dauerte es noch, und ich durfte sie noch lange, lange besitzen. Vielleicht — mein Herz begann zu schlagen — vielleicht irrte sich der Arzt. Einen Augenblick durchzitterte mich Seligkeit. Ja, er irrte sich — bestimmt, er irrte sich, mußte sich irren!

Nun sprang ich auf. Ich sah nach der Uhr und erschrak. Lange, unendlich lange hatte ich hier gesessen. Maria würde mich vermißt haben und hatte ganz gewiß nach mir gefragt. Ich eilte nach Haus. Die rasche Bewegung vertrieb Träumen und Kopfhängen. Ich sagte mir: Du darfst es ihr nicht zeigen. Nichts, nichts soll sie ahnen. Du mußt vor ihr stehen, als würde sie gesund. Und als ich die Villa liegen sah und langsam schritt, war ich ganz gefaßt. Im Flur — ich war leise eingetreten — ließ ich das elektrische Licht aufleuchten und besah mich im Spiegel, als wollte ich gewiß sein, daß man mir nichts anmerke. Dann ging ich in ihr Zimmer. Sie war nicht da. Maria lag draußen auf der Veranda. Vorsichtig trat ich näher. Auf den Zehen schlich ich hinaus, falls sie schliefe, sie nicht zn wecken. Da erhob sich die Schwester, die neben der Schlummernden saß, und machte mir ein Zeichen. Ich blieb stehen. Stumm sah ich Maria an.

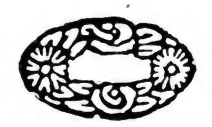
Ich betrachtete sie mit ängstlichem Blick. Mir war es, als müßte ich etwas Besonderes an ihr bemerken, nun, da ich vom Arzt die Gewißheit hatte. Aber ich gewahrte nichts. Nur hatte sich mein Auge jetzt vielleicht geschärft, und ich sah, wie mager der schlanke Hals war, wie dünn und zart die Arme, die Gelenke, die Hände, die Finger. Ich sah, daß die Wangen nicht mehr rund und voll waren wie einst und die geschlossenen Augen tief in dem Gesicht eingesunken lagen. Aber es waren doch meiner Maria Augen und Wangen.

Die Schwester war zartfühlend beiseite getreten, und ich konnte mich meinen Gedanken überlassen, ohne daß mich ein fremder Blick störte. Lange blieb ich stehen. Maria sah so friedlich aus, so sanft. Ihr schwarzes Haar hoch aus der Stirne gekämmt, hing in Wellen über das weiße Kopfkissen. Die Brust hob und senkte sich ruhiger, leichter als sonst in diesen letzten Tagen, und wie ich dieses Bild meines Weibes auf dem Lager gewahrte, umgeben von Grün, umstrahlt von der hellen Sonne, im Duft der Glyzinien, die lila in blendender Farbenpracht, in gewaltigen Dolden die ganze Veranda umrankten, da war es mir in dieser feierlichen Stille so bang ums Herz, daß ich mich fortschlich, hinüber in mein Zimmer. Dort riegelte ich hinter mir zu, dann nahm ich mein Taschentuch, setzte mich ans Fenster und wollte meine Tränen

heimlich ersticken, daß niemand von meinem Schmerze etwas ahne. Aber meine Augen blieben trocken. Ich konnte nicht weinen. Ich war starr, wie leblos, vernichtet. Ich faßte mein Schicksal nicht.

Langsam sank ich vom Stuhl herab auf die Kniee. Ich faltete die Hände und sprach mit schlichten Worten wie ein Kind:

— Lieber Gott, ich bitte dich, lasse mir meine Maria!



Der Vater im Himmel erhörte nicht mein einfältig Gebet. Der Arzt hatte wahr gesprochen, meines Weibes Kräfte gingen zu Ende. Sie litt nicht Schmerzen. Es war kein furchtbarer Kampf einer starken Natur gegen die Auflösung. Es war ein Schwächerwerden, ein weniger Widerstandleisten, ein Erlöschen.

Und sie wußte es nicht. Sie sprach immer von Genesung. Sie freute sich über die steigende Wärme, die Fortschritte der Pflanzen, den vollen luftdurchweh-

ten und sonnendurchglühten Lenz. Pläne für den Sommer begann sie zu machen. Ich hatte ihr gesagt, daß ich frei wäre; denn ich hatte nun doch ein Jahr Urlaub genommen. Ich hielt es für meine Pflicht, da ich pekuniär unabhängig war, mich ihr zu widmen, ohne besorgen zu müssen, daß mich ein plötzlicher Befehl etwa zum Dienst zurückriefe. Mein Dasein sollte fortan ihr allein gehören, solange noch Leben in ihr war. Sie blieb in dem Wahn, ich wäre dem eigenen, längst ausgesprochenen Wunsche nachgekommen.

Über eins war ich mir nicht klar, sollte ich schon jetzt ihren Eltern schreiben, sie möchten eintreffen? Ich fragte den Arzt. Der meinte, einen Zeitpunkt zu bestimmen, sei nicht möglich. Er ließ durchblicken, es könne eines Tages plötzlich zu Ende sein. So entschloß ich mich denn zu schreiben. Aber als eben mein Brief in Berlin angekommen sein mußte, erhielt ich die Nachricht, meine Schwiegermutter sei am Typhus erkrankt. Unsere Briefe hatten sich gekreuzt. So war an ein Kommen der Eltern für den Augenblick nicht zu denken. Durch Telegramme verabredete ich mit Marias Vater, daß er verständigt werden sollte, sobald Gefahr im Verzuge wäre.

Während ich nun meine Tage verbrachte an der Seite meines Weibes, dessen Leben langsam verflackerte, dachte ich an Herzeloïde, ob ich ihr schreiben sollte. Ich tat es nicht. Sie konnte nicht helfen. Die Kran-

ke brauchte Ruhe, sollte keinen Menschen um sich haben, als die Pflegerin und mich. Dazu beherrschte mich ein seltsames Gefühl der Eifersucht. Ich gönnte meine Maria keinem, keinem auf der Erde. Allein mit ihr wollte ich die Zeit verbringen, die ein mildes Geschick uns noch würde gönnen.

Ich genoß die Stunden, die Tage. Ich geizte um jede Minute, in der ich Marias Hand halten durfte, während ich ihr vorlas oder still an ihrem Lager saß. Dann mußte ich ihr erzählen, wie es draußen wäre, denn sie fuhr nicht mehr aus, sie fühlte sich zu müde dazu, und der Arzt fürchtete die Frühjahrswinde. Maria wollte wissen, welche Menschen ich getroffen, und, wenn es Bekannte gewesen, was wir gesprochen hätten. Dann sagte sie wohl:

— Sobald ich kräftiger bin, gehen wir nach Schloß Tirol! Das muß ich doch auch einmal sehen.

Ich biß mich auf die Lippen und zwang mich zuzustimmen.

Es kamen aber Tage, wo sie zu ahnen schien, wie es mit ihr stand. Sie hielt meine Hand und bat:

— Nicht wahr, du telegraphierst Papa und Mama? Ich möchte sie doch gerne noch sehen! Mama wird wohl können!

Was sollte ich antworten? Sie wußte, daß ihre Mutter krank war, nur nicht, wie schwer. Mein Schwiegervater hatte dringend gebeten, es seiner Tochter nicht

zu sagen. So versprach ich Maria, daß sie ihre Mutter sehen würde. Inzwischen verstrichen die Tage, und ich fühlte, des Lebens Sonne stieg abwärts. Die Sonne meines Lebens, des Lebens meines Weibes. Es wurde Abend. Die Kräfte nahmen zusehends ab. Sie hatte nun schon seit länger denn einer Woche das Haus nicht mehr verlassen. Sie verlangte auch gar nicht danach. Sie wollte still in ihrem Zimmer bleiben oder auf der Veranda liegen. Das genügte ihr. Sie sagte nur immer mit einem halben Lächeln, während sie meine Hand suchte:

— Fritz, ich bin so müd

Müde! Ja, sie war müde am Leben. Nicht, daß sie die Hoffnung hätte sinken lassen, denn immer machte sie noch Pläne für die Zukunft, wie diese Kranken es fast alle tun, die bis zum letzten Atemzuge meinen, es wird wieder Licht werden um sie — das Versöhnende ihres langsamen Heimganges. Maria aber dachte sonst nicht an die Zukunft. Ihre Pläne bestanden nur darin, daß sie sich etwa ausmalte, wo wir den Sommer verbringen wollten, und in manchen Stunden sich zurücksehnte nach Haus, in ihr, in mein in unser Haus, in die Umgebung ihrer Möbel und kleinen Habseligkeiten, in ihre Wirtschaft, in ihr Heim. Sonst aber gingen ihre Gedanken nicht zum Kommenden. Sie schweiften zurück zu den Tagen unserer ersten Seligkeit, zu den Wochen unseres jungen Glückes, zu

den Monaten des Brautstandes und der beginnenden Ehe. Es war, als verweile sie dabei am liebsten. Mir ging es nicht anders: als müßte ich in mein Gedächtnis zurückrufen, was meine Maria mir geschenkt hatte, erzählte ich ihr von den Tagen, da in mein einst so wild bewegtes Herz ihr Bild sich niedergeschlagen wie das einer Heiligen. Ich wurde nicht müde, aufzufrischen, wie wir uns zum ersten Mal gesehen, wie wir auf unserer Bank gesessen hatten am Meer.

Maria meinte dann, und ihre Züge wurden lebhafter, kräftiger klang die Stimme:

— Ich möchte so gerne noch einmal auf unserer Bank sitzen.

— Wir fahren hin!

— Wann?

— Den Herbst vielleicht! — gab ich zurück und zwang mich mit aller Macht, meine Fassung zu bewahren. Maria wollte wissen, ob die Bank noch stünde. Das beschäftigte sie sehr. Sie kam darauf in den nächsten Tagen noch mehrmals zurück, bis ich ihr versprach, bei den Wirt des Hotels anzufragen. Sie ließ sich den Brief vorlesen und war gespannt auf die Antwort.

Dann redeten wir wieder von den Tagen, da wir uns kennen gelernt hatten. Nun war ich es, der nicht müde wurde, zu fragen und zu erzählen. Ein seltsamer Gedanke beherrschte mich. Ich saß hier ne-

ben meinem Weibe, dem Wesen, das mir am nächsten stand auf dieser Erde, ich hielt ihre Hand, ich fühlte ihren Atem, ich empfand ihre Gedanken, ich sah durch das Mittel ihrer großen, lieben Augen in ihre Seele tief, tief hinein, alles lesend, kennend, was in ihr vorging, und ich wußte: nur eine kurze Spanne Zeit noch, und alles ist aus. Dann liegt sie nicht mehr hier, dann hältst du ihre Hand nicht mehr, dann blickst du nicht mehr in ihre Augen und durch sie in ihre Seele. Dann ist um dich alles tot und leer. Dann bist du allein, und sie ist fort, fort, fort, auf ewig fort. Du kannst sie nicht mehr fragen, du weißt nicht mehr, was sie denkt, ob ihre Gedanken bei dir weilen, du ahnst nichts mehr von ihr.

Mir schien es notwendig, so lange ich noch ihre Hand in der meinen fühlte, die kurzen Minuten auszunutzen, sie zu fragen, um tausend, um millionen Dinge unseres Lebens. Und wenn ich sie erforscht hatte und in ihrer Seele, in ihren Zügen gelesen, war ich mir doch ängstlich bewußt, wie viel mir noch fehlte, das ich nicht ahnte, wie viel Wesenszüge ich nicht ergründet, welch Liebes dieser Frau ich nicht ausgekostet hatte.

Da meinte ich ihr näher sein zu müssen, denn ich geizte mit den Stunden. Ich ließ mir ein Zimmer neben ihrem herrichten, und nachts blieb die Tür nur angelehnt zu dem Raum, in dem nun immer ab-

wechselnd zwei Schwestern bei ihr wachten. Ich ging nicht mehr aus, denn die stille Angst quälte mich, wenn ich heimkehrte, fände ich sie vielleicht ohne Atem. Nachts fuhr ich empor, schlich mich an ihre Tür und lauschte, ob sich etwas rege. So müde wurde ich dadurch, daß ich manches Mal, wenn ich an ihrem Lager saß, bemüht, die Augen offen zu halten, im Lehnstuhl eineinschlief und wir so nebeneinander ruhten. Doch bald schreckte ich auf, und mein erster Blick war nach ihrer Brust, ob der Atem auch noch ginge. Erst als sie dann erwachte, war ich völlig beruhigt.

Die Kranke war ein Engel, wie der Arzt von ihr gesagt hatte. Wir wußten oft nicht: litt sie Schmerzen? Verbarg sie sie uns? So quälend war manches Mal die Atemnot. Aber nie hatte sie eine Klage. Immer nur war sie um uns alle besorgt. Ob die Schwestern auch gut zu essen bekämen, ob sie sich nicht übernähmen? Sie sollten länger schlafen und sich besser ausruhen. Mich aber schickte sie fort unter allerlei Vorwänden, damit ich mich erholen sollte. Immer wollte sie allein sein:

— Mein Lieb, die Stille tut so gut!

Oder:

— Laß mich ein wenig schlafen!

Doch wenn ich an der Tür lauschte, schlief sie nicht; und oft, wenn sie müde getan, lag sie mit fiebrigen, glänzenden Augen da. Dann kam ich zurück, sie neigte

neckisch wie in guten Tagen den Kopf und lächelte leise:

— Du sollst dich nur ausruhen.

Das Fieber stieg in dieser Zeit. Sie war immer heiß. Der Arzt — er kam jetzt täglich zwei- auch dreimal — sagte zu mir:

— Ich wäre dafür, Ihre Schwiegereltern zu benachrichtigen.

Mich traf es, und ich machte Ausflüchte, wie um zu sehen, ob es wirklich so ernst gemeint wäre:

— Meine Schwiegermutter wird nicht kommen können.

— Dann der Herr Geheimrat allein.

— Ist das . . . ist das eilig?

— Ja.

Nun fügte ich mich der Wahrheit, aber mir war es wie ein Todesurteil. Ich telegraphierte, und die Antwort lief ein paar Stunden darauf ein. Sie liegt heute vor mir, wie ich dann jedes Blatt bewahrt habe:

„Bin morgen abend neun Uhr Meran. Mama begleitet mich. Maria soll keine Angst für sie haben. Arzt erklärt, daß es möglich sei. Gott schütze Maria.

Papa."

Der Arzt hatte geraten, die Ankunft der Eltern Maria vorsichtig mitzuteilen, damit sie nicht aus dem plötzlichen Erscheinen sähe, wie es mit ihr stände. Ich

bereitete sie also langsam vor, doch kaum hatte ich von den Eltern gesprochen, als sie ganz gefaßt sagte:

— Es ist gut, daß ich sie noch einmal sehe.

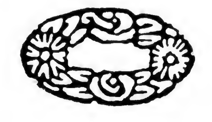
Ich warf ein:

— Du wirst sie noch oft sehen . . . Maria . . .

Doch meine Worte waren unter ihrem Kopfschütteln und ihrem Blick zögernd und zögernder geworden, und ich sah, wie sich ihre Augen plötzlich umflorten. Ich stürzte auf die Kniee, ich warf meine Arme um ihren Nacken, und sie, die auf das Gebot des Arztes sich trotz meiner Bitten immer geweigert hatte, mich auf den Mund zu küssen, küßte mich, küßte mich wie in den ersten Tagen unseres Glückes.

Dann zuckten noch lange leise ihre Achseln, während sie ihr Gesicht der Wand zugewendet hielt, damit ich ihre Bewegung nicht sehen sollte.

Das ist bis zu ihrem Ende das einzige Mal gewesen, daß diese starke, tapfere Frau eine Schwäche verraten hat.



Und das Ende kam, kam, wie alles Erdending einmal gehen muß. Je mehr der Lenz in den Sommer sich wandelte, je stärker die Sonne schien, je herrlicher die Tage wurden, desto mehr nahmen Marias Kräfte ab. Es war, als sollte die Kranke dann scheiden, wenn die Natur sich zu ihrer ganzen Pracht entfaltet hatte. Die Tage waren lang, immer länger geworden. Das Licht vom Himmel brannte mittags in der windstillen Luft unbarmherzig, fast zu heiß auf die dürstende Erde nieder, und wären nicht überall durch die Weingärten und Anlagen glucksende, plätschernde Wasserläufe geflossen, so hätte alles vertrocknen und versengt werden müssen. An den Feigenbäumen saßen längst die Früchte, in den Lauben der Weingärten hingen in ihren dicken Dolden die Trauben herab, die Glyzinien an den Veranden zeigten nur noch wenige Blüten, nicht lila mehr, sondern gebleicht von Licht und Luft, fast weiß, matt aber, welk zum Abfallen, zum Sterben bereit.

Die Kranke konnte mittags nicht mehr draußen liegen, es war zu heiß. Nur morgens und abends rollten wir das Bett hinaus oder hoben sie auf und trugen sie auf das Sofa, das im Schutze der niedergelassenen Vorhänge draußen stand. Sie hatte immer das Bedürfnis danach, denn sie verlangte nach freier Luft und fand, im Zimmer könne sie nicht atmen. Aber dann wieder strengte sie der Trans-

port so an, daß sie manchmal bat, sie nicht zu bewegen.

Wenn sie dann so bleich, so mager, so zart, so schwach in den Kissen lag, faßte ich mich wohl an die Stirn und begriff nicht, wie das die Frau sein konnte, die einst lebensfrisch, kräftig im Übermut einhergesprungen, daß man förmlich sah, wie ihre schlanken Glieder federten, wie es für sie der Zurückhaltung bedurfte, nicht zu singen, zu laufen, zu springen vor allen Menschen.

Die Veränderung, die mit Maria vorgegangen war, hatte die Eltern so erschreckt, daß das Wiedersehen fast peinlich wurde. Marias Mutter war noch schwach von der eigenen Krankheit, nervös und auch wohl ermüdet von der Reise, als sie am Morgen zu uns kam. Sie kniete am Bett und fing an herzbrechend zu schluchzen. Ihr Mann wollte sie beruhigen, aber er brachte kein Wort heraus, so daß er sich abwenden mußte und mit einem Male das Zimmer verließ. Nun zeigte sich erst Marias Kraft und Seelengröße. Sie nahm die Hand ihrer Mutter und begann sie zu trösten mit leisen schmeichelnden Worten, denn laut konnte sie nicht mehr sprechen. Sie sagte, wie glücklich sie wäre, die Eltern wiederzusehen, fragte nach dem Wetter in Berlin, erzählte von der wunderbaren Wärme hier, berichtete von allem, was sie in der letzten Zeit erlebt hatte. Und was hatte sie erlebt? Nur die Pflege, nur die Krankheit, nur Schmerzen und Atem-

not, Beklemmung und Beängstigung. Sie sprach aber, als wäre alles das nur Segen und Glück gewesen. Und mit ihrer Überredungskunst, mit dem lieben, schwachen Ton ihrer Stimme brachte sie es dahin, daß ihre Mutter sich aufraffte, aufzumerken begann, und teilnahm, hinweggehoben über allen Jammer, der eben noch unüberwindlich Tränen ihren Augen entlockt hatte.

Dann kam Marias Vater zurück. Nun bewillkommnete sie ihn, fragte nach seinem Dienst, erkundigte sich nach den Bekannten und zog auch ihn in ihren Bann. Endlich aber war sie bei der Krankheit der Mutter und erfuhr erst jetzt genau, daß es Typhus gewesen war. Da sah sie die Genesene an, fand, daß sie schmal geworden, bat sie, sich zu schonen. Sie befragte mich, ob die Mama im Hotel auch alle Bequemlichkeit gefunden habe, und hätte mit geröteten Wangen noch lange weiter erzählt und sich um andere bemüht, wäre ich nicht mahnend dazwischengetreten mit der Bitte an die Eltern, lieber später wiederzukommen, denn es dauerte zu lange für Marias Kräfte.

Der Rückschlag blieb auch nicht aus. Als die Eltern gegangen waren, sank Maria in die Kissen, matt, bleich, todmüde. Ich fragte ängstlich, ob es nicht zu anstrengend gewesen, doch sie meinte nur:

— Einmal mußte das Wiedersehen sein, und solche Freude kann nicht schaden.

Nein, sie schadete nicht. Der Zustand blieb un-

verändert. Es ging nicht stärker abwärts. Ein Stillstand schien eingetreten. Das gab den Eltern Hoffnung, doch der Arzt nahm sie ihnen. Es wäre seine Pflicht, sagte er, denn das Ende könne nicht mehr fern sein.

Ja, das Ende kam, kam, wie alles Erdending einmal wieder gehen muß. Es kamen die hellen Sommertage, während die Sonne glühend an Gottes Himmel stand, hoch oben in der reinen, satten Bläue des Sommers und Südens.

Das Ende kam. Es kam an einem Tage, da alles Leben der Natur doppelt gelebt schien, doppelt kraftvoll, doppelt heiter. Es war ein Morgen voller Duft und Klarheit. Ein Morgen, an dem die Erde so herrlich erwacht, daß es nicht möglich schien, die Augen von dieser Pracht zu wenden. Die Nacht war nicht schlimmer gewesen als Tage und Nächte vorher. Nur die Schwäche der Kranken schien ausnehmend groß. Ich ahnte nichts, ich glaubte nicht das Ende nahe. Der Arzt sollte erst um zehn Uhr kommen, und kaum sieben zeigte die Uhr an der Pfarrkirche von Meran, die ich von meinem Zimmer aus sehen konnte. Da klopfte es an meine Tür, und aus dem Südzimmer nebenan, in dem Maria gebettet lag, trat Schwester Agathe. Mit dem milden Ausdruck, den vielleicht die Natur ihren Zügen und ihrer Stimme verliehen, vielleicht auch Leiden und Sterben, das sie seit vielen Jahren gewohnt war zu sehen, sagte sie:

— Herr Rittmeister, ich meine, es ist besser, zu den Eltern der gnädigen Frau zu schicken.

Ich, der ich doch vorbereitet, der ich stark gewesen war, zitterte wie ein furchtsames Kind. Es wollte mir nicht in den Sinn. Nicht heute. Nein, heute nicht, wo die Natur alles zu versprechen schien, nur nicht sterben.

— Meinen Sie wirklich? — fragte ich.

Die Schwester nickte. Viele Menschen mochte sie wohl bis an das dunkle Tor geleitet haben. Darum raffte ich mich auf und sandte eines der Mädchen ins Hotel, ein anderes zum Arzt. Dann trat ich leise ein.

Die Vorhänge waren aufgezogen. Es war hell im Raum. Scheinbar regungslos lag Maria im Bett. Einen Moment blieb ich stehen. Ich suchte mich zu fassen. Ich sammelte alle Kraft. Es war also der Augenblick, da ich den bittersten Kelch meines Lebens zu leeren hatte. Und wie immer es mir noch gegangen, daß die Stunde wirklicher Entscheidung mich ruhig und sicher gefunden hat, trat ich an das Lager und faltete die Hände. Sind wir Menschen nicht so, daß wir zittern und zagen, solange unsere Phantasie uns alles das vorspiegelt, was geschehen könnte, und daß wir erst ruhig werden, wenn die Wirklichkeit eintritt?

Ich stand ruhig neben meinem Weibe. Ich habe ihre lieben Züge lange betrachtet, als müßte ich mir das Bild meiner lebenden Maria unauslöschlich ein=

prägen. Ich strengte mich an, jede Linie ihres Ant-
litzes mit den Blicken zu umfassen. Ich verfolgte die
Falten, die das lange Leiden an der Nasenwurzel,
auf der Stirn, zwischen den Augen, gegraben hatte.
Das Haar war so schön, so schwarz, so glatt, so glän-
zend. Der Mund so klein, so fest. Wie viel tausend-
mal hatten darauf meine Lippen gelegen! Ich ver-
folgte die Linien der schmal gewordenen Wangen, des
schlanken Halses, der noch immer königlich war wie
einst. Und meine Augen ruhten auf den Schultern,
die ich so oft umfaßt. Sie hatten die Bürde des Da-
seins bis heute so stark und tapfer getragen, daß ich
nicht begriff, wie sie nun zusammensinken sollten un-
ter der Last, sich nie wieder heben zu einem Atem-
zuge.

Ja, atmete sie denn noch? Langsam ließ ich mich
nieder auf ein Knie, auf die Laute in ihrer Brust zu
horchen. Kurz ging der Atem. Zu mühsam, als daß
man ihn nicht vernommen hätte. Ich fragte leise:

— Maria?

Sie antwortete nicht, und ich blieb wartend un-
beweglich. Aber so durfte sie nicht von mir gehen.
Eine Blutwelle stieg mir ins Hirn, ich mußte sie doch
sprechen, von ihr Abschied nehmen. Nochmals bat ich
und nahm dabei ihre Hand:

— Schläfst du, Maria?

Sie öffnete die Augen. Ihre Lider schienen schwer.

Langsam hob ich mich, daß sie mich sehen sollte, denn nur mühsam schien sie den Kopf zu wenden:

— Erkennst du mich, Maria?

— Fritz?

— Ich bin es!

Sie drückte kaum merklich meine Hand. Die Lippen senkte ich darauf. Und sie fragte ganz, ganz leise:

— Bist du es auch?

— Ja, ich bin es, dein Fritz!

Dabei erhob ich mich, und nun sah ich den seltsamen Ausdruck in ihren Augen: ein Suchen, ein Irren, eine Unsicherheit. Diese dunklen Sterne, die mich so oft in Liebe angeblickt hatten, schienen mich nicht mehr zu erkennen. Ich flüsterte an ihrem Ohr:

— Mein Lieb, es ist dein Mann, der mit dir spricht.

Ein Lächeln, kaum merklich, zog um ihren Mund, und sie sagte:

— Gottes Segen komme über dich.

Ich beugte mich nieder, als hätte sie die Hand erhoben, senkte die Stirn auf ihre Finger herab, die mit kaum merklichem Druck die meinen umspannten, und so blieb ich regungslos. Ich wollte sie noch einmal fragen. Mir schossen tausend Dinge durch das Hirn, die ich noch wissen wollte von ihr. Doch ich durfte ihr Sterben nicht stören. Da begann sie zu sprechen:

— Fritz, hörst du mich?

— Ich höre.

— Grüße die Eltern.

— Mein Lieb, gleich müssen sie kommen.

Doch sie flüsterte nur:

— Ach Gott, die Reise ist zu weit.

Hatte sie das Gedächtnis verloren? Ich ließ sie dabei und sagte nur:

— Ja, sie werden kommen, Maria.

Aber sie schien nicht zu hören auf meine Worte. Sie fuhr fort mit mir zu sprechen, jetzt mit geschlossenen Augen:

— Sage Mama Adieu. Sie soll nicht traurig sein. Du mußt sie trösten, Fritz. Und Papa ... ich wäre sehr glücklich mit dir gewesen. Ich danke ihm, daß er ... daß er ... mir erlaubt hat ... dich zu ... ja dich ...

Sie schluckte. Sie räusperte sich. Sie rang nach Atem. Schwester Agathe trat hinzu, wir stützten sie, richteten sie auf, daß sie leichter Luft bekäme. So hielten wir sie eine Weile. Endlos verstrichen die Minuten. Ich dachte in der Angst meiner Seele: ‚Kommt denn nicht bald der Arzt?‘ Ich lauschte. Nichts rührte sich. Da begann die Sterbende wieder zu sprechen. Nur wenige Worte waren es. Abgerissen kamen sie heraus und in großen Pausen. Es war ein Dank an mich für alles, was ich ihr getan, ein Dank dafür,

daß ich sie liebgewonnen und zur Frau genommen hatte. In zarten Worten sagte sie mir das, in Worten, die begannen, mir alle Kraft und Fassung zu nehmen. Sie sprach nur leise vor sich hin. Hätte sie Antwort von mir geheischt — ich hätte sie nicht geben können.

Da kam ein Hustenanfall. Sie verfärbte sich dunkel, und ich sehe noch heute der Schwester Blick vor mir, den entsetzten, der zu sagen schien: es geht zu Ende. Aber noch einmal siegte das Leben. Maria atmete ruhiger, und meine Hand, die ich ihr gelassen, drückte sie leise. Es war mir, als finge sie an zu stöhnen. Ich fragte:

— Hast du Schmerzen?

Sie lächelte und versuchte den Kopf zu schütteln. Dann blieb alles still. Lichter und lichter war es im Zimmer geworden mit der höhersteigenden Sonne, als ziehe nicht Trauer in dieses Haus, sondern als entschwebe diese mit ihrem Körper ringende Seele bei Sonne und hellem Tage frei und leicht. Die Schwester hatte das Fenster geöffnet, daß Luft hereindränge, mit frischem Sauerstoff die schwerarbeitende zerstörte Lunge zu füllen. Da hüpfte eine Amsel auf den Tisch, der draußen auf der Veranda stand. Sie wippte mit dem Schwanz, drehte den Kopf, daß man die klugen Augen einmal rechts sah, einmal links, dann piepte sie laut.

Maria richtete sich auf, öffnete die Augen und schien mich mit den Blicken zu suchen.

— Fritz?

— Ich bin hier.

Nun erkannte sie mich. Sie war bei klarem Bewußtsein. Sie versuchte zu lächeln. Ich stützte sie, und ganz nahe bei ihr war mein Kopf. Flüsternd sprach sie mit schwacher Stimme, doch ganz deutlich und mit dem alten lieben Ausdruck, dem Ton, der mein Herz schlagen machte:

— Ich muß ..... Abschied ..... es ist nun so weit ..... habe dich so lieb gehabt. Ich danke dir ..... nicht traurig, mein Fritz ...... doch glücklich gewesen. Du .... so gut ...... dich so lieb. ...... Es wird mir nicht schwer .... habe dich so lieb, daß ich gern ....

Maria beendete den Satz nicht. Sie ward mir schwer im Arme. Ich sah, wie ihr Kopf langsam zurücksank, und ich ließ sie in die Kissen nieder. Sie lag ruhig da, ganz ruhig. Ich blickte sie an. Ich sah auf ihre Brust. Ich horchte. Es war alles still. Nun schaute ich auf, und ich gewahrte, daß Schwester Agathe niedergekniet war.

Da begriff ich und sank auch langsam nieder.

Es war feierlich still. Nur im offenen Fenster wippte der Vogel. Er flog davon, jetzt rührte sich nichts mehr. Draußen blendete die junge Sonne und erfüllte den Raum mit Licht, dem Licht des Tages, des Sommers, des Lebens.

Es war zehn Minuten nach sieben Uhr, da mein Weib von mir Abschied genommen und mich allein gelassen hatte. Ihre Seele flog davon, durch den Ätherraum der Unendlichkeit zu. Ihre liebe Seele, mit der ich noch vor Sekunden Zwiesprache gepflogen, die ich befragt hatte und sie mich. Nun war alles zu Ende.

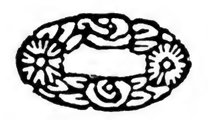
Diese Hülle gab keine Antwort mehr. In ihr stand das Herz still. Das Hirn konnte nichts fassen, die Augen mich nicht sehen, die Ohren mich nicht hören, die Lippen nicht mehr zu mir sprechen. Schweigen. Schweigen.

Ich stand auf. Ich wollte beten. Ich wußte nicht, was. Mir war alles ein unfaßbares Rätsel. Der Gedanke kam mir, Maria anzureden, aber ich fürchtete mich vor dem Klang der eigenen Stimme. Und sie, mit der ich redete, gab ja keine Antwort mehr. Ich war allein — allein in diesem Leben wie ein hilfloses Kind. Denn nur einen Menschen hatte es doch für mich gegeben, der mich verstand, der mir gehörte. Ein Mensch — er war nicht mehr.

Ich vernahm Bewegung, Sprechen, Schritte im Garten. Dann wurde geklingelt. Die Eltern oder der Arzt. Ich ging hinaus. Auf dem Flur traf ich sie alle drei, und ehe ihre fragenden Mienen zu Worte kamen, trat ich vor sie hin. Ich habe um mich in die

dunkeln Winkel draußen geschaut, die Achseln gezuckt und mit sinkenden Händen gesagt:

— Maria ist nicht mehr da . . .



Du bist von mir gegangen an jenem lichten, heiteren Tage, du hast deinen Schmerz, von mir zu scheiden, Licht und Leben zu lassen, verborgen, damit ich weniger unglücklich wäre. Du hast gesagt: „Es wird mir nicht schwer." Das heißt: du hattest mich lieb, du warst mein Weib, mein deutsches Weib, das da Treue hält bis zum bitteren Tode, das sich sterbend noch überwindet, heiter von dieser Erde zu gehen, nur um dem Geliebten eine Sekunde der Trauer zu ersparen.

Maria, ich segne dich! Ich segne dein Andenken, deine Liebe, deine Seelenkraft, deinen starken Tod! Maria, bleibe gesegnet!

Ehe ich dich gekannt, verstand ich nicht zu leben, begriff nicht, wozu Menschen auf der Erde sind. Ehe ich dir begegnet, habe ich nicht gewußt, was eine Frau

ist, was ein Weib dem Manne bedeutet. Du lehrtest mich Geduld, du zeigtest mir, was es ist, wenn zwei einander helfen, das Dasein zu tragen. Du hast nichts für dich verlangt, du schenktest alles nur mir. Deine Liebe ist still gewesen und demütig und doch groß und tief. Du lebtest ein eigenes Dasein und gingest doch in dem meinen auf. Du hast nur geduldet und nie geklagt, und wenn ich die Fassung verloren, bliebest du stark.

Maria, ich segne dich! Bleibe gesegnet!

Nun siehst du lächelnd herab auf mich, der ich hier unten meinen Weg schreite, den Weg, ich weiß nicht wohin, den Weg, den ich gehe — ich weiß nicht wozu. Warum ließest du mich allein? Hättest du mich mit dir genommen! Könnte ich sprechen mit dir! Siehe, das ist das Schwerste! Du hörst mich nicht. Du antwortest mir nicht. Ich möchte dich dringend fragen nach etwas, das du erlebt, wozu nur du den Schlüssel besaßest, und du nahmst die Antwort mit dir fort.

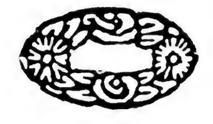
Ich habe einen Kummer, den will ich ausschütten, mich zu erleichtern, in deine Seele. Du hörst mich nicht. Was gingest du von mir? Warum ließest du mich allein? Wohin bist du entschwebt?

Da liegt vor mir der Leib, das schöne Gefäß, in dem deine Seele wohnte, aber habe ich den allein gesucht, solange du schrittest über der Erde? War deine Seele nicht der beste Teil, hat sie nicht erst den Körper

zu dir gemacht? Und nun ist sie fort, hat ganz allein — ohne mich, der ich auf Schritt und Tritt neben und mit ihr ging hier unten, den Weg zurückgelegt. Den Weg — — — — wohin?

Wir gingen zusammen vom Morgen bis zum Abend. Wir ruhten Seite an Seite, Hand in Hand. Wir haben eines dem anderen alles gesagt, gedacht miteinander und uns mitgeteilt unser Leid. Mitgeteilt? Was rede ich? Wir haben empfunden, was dem anderen wehgetan, ohne es uns durch Worte zu sagen.

Und das alles soll plötzlich zu Ende sein?



An meines Weibes sterbliche Hülle bin ich getreten, nicht fassend Gottes Ratschluß. Und wie sie so dalag, als ob sie schliefe, war es mir, als hätte ich nur zu rufen: „Maria, wache auf!“ und sie müßte die Augen öffnen und aufstehen und wandeln. Ich setzte mich neben die Tote und schaute sie stundenlang an. Sie war nicht gestorben, nein, nein, nein, sie

konnte nicht tot sein! Jeden Augenblick mußte sie sich regen, sich zu mir wenden. Doch sie blieb unbeweglich. Und ich sah hinüber wie auf ein Rätsel. — — —

Dann geschah alles, was zu geschehen hat, wenn ein Mitmensch von uns scheidet. Was sie taten, weiß ich nicht mehr, aber ich fand mich wieder im selben Zimmer, nur war alles hinausgeräumt, was darin gestanden hatte. Stühle hatte man rundum gestellt, und an der Wand war ein Kreuz, das aus Blattpflanzen des Südens ragte. In ihrem dunkeln Blättergrün sahen sie kalt aus, so wie Maria nicht gewesen. Ich ließ sie entfernen. Blumen wurden verstreut, und so lag die Tote da mitten in der Blütenpracht, die sie am Süden so geliebt hatte.

Es kamen Menschen. Ich drückte Hände. Nicht eben viele, denn Meran war schon ausgestorben, die Zeit war dem Sommer zu nah. Der Geistliche trat an den Sarg und sprach. Ich blickte ihn an, aufzumerken, aber bald fiel mein Auge wieder auf das jetzt so gelbe Gesicht, die schmalen Wangen dort unter den Blumen. Und wie nun so der Duft mir fast betäubend entgegenströmte, ein unbestimmter, gemischt von allen Blumen, die Südenssonne erzeugt, irrten meine Gedanken ab, flogen weit, weit davon.

— — — Wir waren in Pernese. Auf unserer Bank saßen wir am Meer. Unter uns schäumten, zerbrachen, zerspritzten die Wellen, und draußen, weit draußen am

Horizont, wo der blaue Himmel zusammenging mit der blauen See, zog ein Dampfer, die lange schwarze Wolke aus dem Schornstein hinter sich lassend. Wir saßen Arm in Arm. Maria im Glanz und Schmuck ihrer jungen Jahre, mit dem leuchtenden Dunkel ihres schönen Haares, das so herrlich sich abhob von der blendend weißen Haut. Sie schmiegte sich in meinen Arm. Hintenüber sank der Kopf, und wie sie mir die Lippen bot, blickte ich tief hinein in die schwarzen Augen, darinnen die köstlichste Seele war, die mir in meiner Erdenzeit begegnet.

Dann lagen wir Arm in Arm, und sie sprach leise süße Worte des Dankes für meine Liebe. Dabei plätscherten die Wellen, dabei schien die Sonne, und ein leiser Lufthauch trug von den Blumenbeeten am Hotel weiche betäubende Düfte herüber wie Wolken, in Stößen, immer durchdringender, immer satter, Blumenduft wie . . . .

Ich kehrte zurück aus meinen Träumen. Ich stand ja vor den blühenden Blumen, die sich hinter Maria hoben, aber Maria, Maria war tot.

Der Geistliche hatte geendet. Er wandte sich zu der, die regungslos dort lag, hob die Hände und sprach den Segen über sie. Und meine Seele, die zurückgekehrt war zum harten Heute, meine Seele wiederholte seine Worte, den Segen über mein Weib.

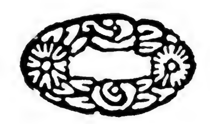
Dann sah ich mich draußen. Hände streckten sich

mir wieder entgegen. Gesichter zogen an mir vorbei. Zuletzt klang eine Stimme, die ich kannte, dicht neben mir. Sie sprach mit Marias Eltern. Ich sah hin. — — Es war Herzeloïde. Und sie war der einzige Mensch, dem ich etwas zu sagen den Wunsch empfand. Ich nahm ihre Hand:

— Sie ist fort.

Herzeloïde aber gab zurück mit ihrer tiefen, trostesreichen Stimme:

— Sie ist heimgegangen.



Nun war ich allein. Alles kehrt zum Ausgang zurück. Man tritt ins Leben — man verläßt es wieder. Allein hatte ich begonnen. Spät war mir die Erkenntnis gekommen der Liebe, der echten, der, die da bleibt — nun war ich abermals allein. Vorher hatte ich ja nicht geahnt, wie der Mann erst durch das Weib, durch die Ehe zum vollen Menschen wird, wie er lernt, um des geliebten Wesens willen Selbstsucht und Kleinlichkeit zu überwinden. Nun schien es

mir, als wäre die eine Hälfte meines Selbst von mir abgebrochen. Ich konnte mich nicht zurechtfinden in der Welt. Wenn mich auch nur auf einen Augenblick der Gedanke an meine Maria verlassen hatte, sofort kam er wieder über mich, und ich hätte aufschreien mögen: Maria ist tot!

Die Eltern Marias waren abgereist, nachdem in Meran auf dem evangelischen Friedhofe meine Maria dem Schoße der Erde übergeben worden. Sie hatte es ihrer Mutter gesagt mit den Worten: „Ich möchte gern hierbleiben. Immer hierbleiben."

Ich fühlte daraus, daß sie ihren Wunsch nicht mir mitgeteilt hatte, das zarte Bestreben, mich nicht an das zu erinnern, was kommen mußte.

Meine Schwiegereltern hatten mir zugeredet, sie zu begleiten. Sie wollten nun, wo es für die Mutter Marias, die einer kräftigen Luft bedurfte, um sich ganz von ihrer Krankheit zu erholen, zu heiß geworden war, Höhenluft aufsuchen. Aber ich konnte nicht fort aus Meran. In der Nähe meines Grabes wollte ich bleiben. Und die Menschenleere in dem nun gänzlich verlassenen Kurort tat meiner verwundeten Seele wohl. Unerträglich wäre es mir gewesen, ein bekanntes Gesicht zu sehen. Jedem, mit dem ich hätte sprechen müssen, würde ich aus dem Wege gegangen sein.

So irrte ich vom Morgen bis zum Abend über die menschenleeren Straßen, durch die öden Anlagen,

in denen nur noch die Kinder der Einheimischen im Schatten der Bäume an der rauschenden Passer spielten. Ich ging früh am Morgen irgendwohin in die nun schon mit dichtestem Rebengerank überwucherten Weingärten. Durchstreifte die Obstpflanzungen des Etschtales, stieg hinan zum Mittelgebirge, zu den Burgen und Ruinen, oder saß dort oben im Naiftale, am Haflinger Berg, an den Hängen beim Schloß Tirol, im Schatten einer gewaltigen Edelkastanie oder unter den kräftig duftenden Blättern eines riesigen Nußbaumes und blickte von der Höhe hinab in das sonnendurchglühte Tal.

Nie nahm ich mir ein Buch mit zum Lesen. Ich blieb meinen Gedanken überlassen, die in dumpfen Träumen immer, immer wieder zurückkehrten zu Maria.

Ein kleiner Fleck Erde zog von all den umliegenden Höhen aus meine Blicke mit stets erneuter Gewalt auf sich. Ein kleiner Fleck, am Unterlauf der Passer gelegen, von weißer Mauer umhegt, mein Liebstes bergend: der Friedhof.

Ihn sah ich leuchten, wo ich auch saß und stand. Und in ihm eine Stelle, winzig, nur mit einem einfachen Kreuz von Marmor aus den Laaser Bergen: der Hügel, unter dem schlummerte, was sterblich war von meinem Weibe. Ich sage „schlummern", aber war es das? Ging nicht dieser Körper, der einst in seiner Wohlgestalt die Blicke entzückt, dieses Auge,

das voller Liebe auf mir geruht, diese Hände, die ich in den meinen gehalten, dieser Mund, der an meinen Lippen gehangen, der nur, nur Liebes gesprochen hatte zu mir, ging alles das nicht gräßlicher Verwesung entgegen? War es nicht heute schon zerstört, vielleicht kaum zu erkennen? Mich ergriff ein Schauder bei diesem Gedanken. Aber war es nicht Menschenlos? Hatte ich nicht an dem gehangen, das mehr ist als der Leib, den die Würmer fressen? An der Seele?

Ich sann. Mir war es, als müßte ich Zwiesprache pflegen mit dieser lieben Seele, und ich wußte doch, eine Antwort bekam ich nicht. Da klammerte ich mich an alles, was offenbar war von meiner Maria, an die Erinnerungen und Andenken. Ich blieb einen ganzen Tag zu Haus, in den Sachen und Schriften zu wühlen, die ich von ihr besaß.

Das Zimmer, in dem sie heimgegangen war, wie Herzeloïde gesagt, hatte ich gelassen, wie es war. Wir hatten alle Möbel genau wieder so gestellt wie zu Marias Lebzeiten, auch das Bett, in dem sie gestorben war. Nur das Bettzeug war entfernt. Leer stand die Lagerstatt da, eingesunken, mit einer einfachen dunkeln Decke behangen. Der Nachttisch stand noch daneben mit einer Marmorschale, in der die Verklärte allerlei verwahrte: ein paar Knöpfe, einen Taschenkalender, einen Bleistift. Armselige kleine Gegenstände, die mir doch um keine Herrlichkeit der Welt feil gewesen wären.

Ein paar Schächtelchen mit Pulver, eine Flasche mit Medizin und Marias Taschenuhr, die an einem kleinen Lederständer hing, das war alles, was übrig geblieben war, denn die Ringe, einfach nur, von keinem besonderen Wert, hatte ich meiner Schwiegermutter auf deren Bitte geschenkt. Den Trauring allein behielt ich für mich, und da er zu eng war, als daß ich ihn über meinen großen Finger gebracht hätte, trug ich ihn an der Uhrkette.

Jeden Abend aber zog ich Marias Taschenuhr auf und stellte sie dann wieder an ihren Platz, genau so, wie ich es während der letzten Zeit getan hatte, weil die Kranke zu schwach war, um sich zu bewegen. Dann saß ich in dem Raum, der meine bitterste Stunde erlebt hatte, und starrte auf das leere Bett, faßte mich an die Stirn, als wollte ich fragen: Ist das alles möglich und wahr?

Es war eine Zeit, da in mir alles ausgelöscht und gestorben schien, eine Zeit, wo die Lebenskraft in mir versiegte, wo ich nicht mehr denken, nichts mehr fassen und tun konnte. Ich war nicht fähig, einen Brief zu schreiben, und doch war ich Dutzenden von Menschen, die mir ihre Teilnahme ausgedrückt hatten, wenigstens einen Dank schuldig. Die meisten Briefe las ich nicht einmal, sondern schloß sie ungeöffnet fort. Ich war so haltlos, so gleichgültig. Ich fühlte mich so unnütz auf dieser Welt! Jede Entschlußkraft hatte

ich verloren. Es kam mir wohl der Gedanke abzureisen, denn in besseren Stunden sah ich ein, daß es für mich richtiger wäre.

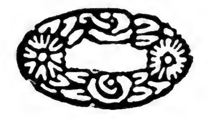
Und der nächste Tag? Da verließ ich beim Morgengrauen das Haus, denn es litt mich nicht mehr auf meinem einsamen Lager, das der Schlaf floh. Ich ging den Weg, den ich jetzt täglich ging: zum Grabe. Dort saß ich und las die Inschrift: den Namen, die Jahreszahlen und den Spruch, den Maria sich auf ihr Grab gewünscht hatte. Unbeweglich stand er in goldenen Buchstaben nun vor meinen Augen wie eine letzte Versicherung, als spräche noch einmal ihre weiche Stimme, als redete ihr Herz, ihre Seele zu mir, Trost, Ruhe, Gewißheit und Frieden für mich, der Spruch aus dem Korintherbriefe: „Die Liebe höret nimmer auf!"

In jenen dumpfen Tagen war mir das immer wie ein letzter, täglich neuer Gruß von ihr, den ich mir holen mußte, ohne den ich gemeint hätte, meine Pflicht versäumt zu haben.

Der Gang zum Friedhof war meine einzige Beschäftigung, die einzige Pflicht, der ich noch nachkam, denn mein Hirn war erstorben, mein Herz war tot.

Ja, mein Herz war tot. Nicht wandelbar mehr wie einst, nicht einer ergeben bis zum Ende, wie es gewesen — nein, mein Herz war tot. Dort in der

Brust regte sich nichts mehr. Es schlug für nichts. Nicht pochte es höher bei allem, was mir teuer gewesen, Vaterland, Armee, die Kameraden, meine Pferde. Ob sie waren oder nicht, ob es ihnen wohl ging, ob sie zugrunde gingen — mein Herz war tot.



Ein äußerer Anstoß lenkte mich ab. Wie es im Leben der Menschen nun einmal ist, wo im Grunde nicht die großen Beweggründe uns leiten, sondern Zufälle uns schieben. Nicht nur uns Kleine, auch die Größten. Es bot sich die Gelegenheit, das Haus, das wir in meiner Garnison bewohnten, zu vermieten, und der Wirt fragte an, da er gehört habe, daß ich den Abschied genommen, ob ich die Miete fortsetzen wolle, sonst wäre die Möglichkeit da, einen Offizier, der in das Regiment versetzt worden sei, in meinen Vertrag eintreten zu lassen.

Das schreckte mich auf und gab mir jäh die Spannkraft zurück. Ich konnte das Packen nicht fremden Händen überlassen. Zwar fürchtete ich mich, die Räume

wiederzusehen, in denen wir glücklich gewesen waren, die Gegenstände zu finden, die sie in Händen gehabt hatte, aber ich sah ein, es mußte sein. Und meine Rückkehr in die Heimat glich einer Flucht. Ich habe einpacken lassen mit Windeseile, und dann bin ich, kaum waren die Koffer geschlossen, auf den Bahnhof gefahren, ohne noch einmal nach dem Grabe zu sehen. Ich wagte es nicht. Ich wußte, wenn ich hinträte, hielt mich der kleine Hügel für immer zurück. Ich fürchtete mich.

Vom Zuge aus blickte ich hinüber nach dem Friedhof, denn wir kamen nahe vorbei. Ich sah die weiße Mauer, sah etwas blinken, ein Kreuz, einen Stein, und dann rauschte die Etsch, die Bäume wehten, betäubend duftete es zum Fenster herein, das ich geöffnet hatte, denn im Abteil des Wagens war es zum Ersticken. Immer mehr entfernte sich der Zug. Dort drüben schaute noch Schloß Lebenberg herüber, auf der anderen Seite erschien noch einmal oben am Berge die Fragsburg, dann verschob sich das Bild, und durch den heißen Tag, das sengende Tal keuchte der Zug Bozen entgegen.

Ich lag, in die Kissen gelehnt, in halbem Traum. Mir war es eigentlich ganz gleich, wohin ich fuhr. Wenn ich schon einmal Meran verließ, ob nach Süden oder Norden, in die Heimat — alles ganz gleich. Kein Ort auf der Welt schien mir dem anderen vorzu-

ziehen. Nur ein Bedürfnis empfand ich, so schnell als möglich daheim fertig zu werden. Aber ein Merkwürdiges geschah. Als ich am anderen Morgen in München auf dem Bahnhof frühstückte und, da ich einen Zug überschlug, ein wenig in die Stadt hineinging, tat mir das Lärmen und Brausen der Straßen wohl. An die Stille Merans und des Sterbehauses gewöhnt, blieb ich an einer Ecke stehen und ließ mich von dem Geräusch des Verkehrs betäuben. Ich setzte mich am Maximilianplatz auf eine Bank, müde und lässig, und mir schien plötzlich die ganze Zeit dort unten, all das Sterben, das Leid wie ein ferner Traum. Es war mir, als läge das alles schon unendlich weit hinter mir, als wäre ich lange, lange, ja fast immer Witwer gewesen.

Doch während ich so Gedanken spann, klang mit einem Mal neben mir Marias Stimme, so laut, so deutlich, daß ich zusammenfuhr und mich umwandte. Zwei fremde, gleichgültige Damen gingen vorüber. Ich hörte, was die eine, die erzählte, redete, und es war keine Spur von Ähnlichkeit. Ein Laut, eine Wendung, ein Wort nur mußte so geklungen haben, wie meine Maria sprach, sonst war nicht der geringste Anklang. Doch das vertrieb mich, und fortan war die Tote wieder an meiner Seite. Es schien mir, als ginge ich mit ihr. An einem Laden blieb ich stehen, wo es Lederwaren gab. Ich wußte, vor der Krankheit hatte

sich Maria ein Portemonnaie gewünscht, das sie nachher in Meran nicht mehr haben mochte. Ich wollte mich zur Seite wenden und fragen: „Maria, ist dieses das rechte?“

Ich erschrak, als niemand neben mir stand, erschrak so, daß ich zum Bahnhof eilte, eine Stunde und länger vor der Zeit, um nur bald, wie ich hoffte, allein im Abteil zu sitzen. Ich begriff mich nicht. Das war doch wie eine Vision. Wahrhaftig, ich fürchtete, Dummheiten zu machen. Ich ward erst ruhig, als ich im Zuge saß und — glücklicherweise wirklich allein — mich in die Ecke drücken konnte, meinen Gedanken überlassen.

Wo weilten sie? Ist es möglich, anderwärts als bei ihr? Ach, jenes Vergessen in München, im Lärm der Gassen war nicht die Beruhigung der Zeit, bloß ein Ausspannen des Hirns, das nur noch des einen Gedankens fähig gewesen: Maria ist nicht mehr! — Nun sah ich sie vor mir während dieser ganzen entsetzlichen Fahrt. Sie saß an meiner Seite. Sie lehnte in den Kissen mir gegenüber. Sie beugte sich zu mir, daß ihr schwarzes Haar meine Stirn streifte. Ihr Atem flog mir entgegen, und als ich die Reisetasche öffnete, daß mich ein Buch auf andere Gedanken bringen sollte, hielt ich beim ersten Griff ihren kleinen Taschenspiegel in der Hand, den sie mir auf der Reise immer zur Aufbewahrung übergab, seitdem er einmal

in ihrer kleinen Tasche zerbrochen worden durch die Brennmaschine, die darauf gefallen war.

Dann kam ich an in der kleinen Garnison. Ich hatte keinen Wagen bestellt, man sollte nichts wissen von meiner Anwesenheit. Hinten herum schlich ich mich, durch Seitengassen, zur Villa, die draußen einsam an der Straße lag. Mit den geschlossenen Läden sah sie aus wie erstorben. Ich rief die Hausmannsfrau. Sie sagte ein paar teilnehmende Worte. Stumm drückte ich ihr zum Danke die Hand. Dann trat ich ein. Es war heiß, dumpf in den Zimmern. Der scharfe Geruch des Kampfers schlug mir entgegen. Es sah so unwohnlich aus in diesen Räumen, mit ihren abgenommenen Vorhängen, den zusammengerollten Teppichen, den beiseite geschobenen Möbeln, die verhängt waren mit hellen und dunkeln Tüchern. Wie große Särge starrten mir die Betten entgegen, und die unter der langen Decke in der Mitte zusammengeschobenen Kissen machten den Eindruck, als läge dort jemand aufgebahrt. Ich riß die Hülle fort von Marias Lager und setzte mich dorthin, wo sie geruht, neigte mich zum Kopfende und dachte an mein Weib.

Es war mir, als läge gefangen in den Kissen noch der Duft ihres Leibes, als atme der Stoff ihn aus. Und als ich mein Gesicht in den Polstern vergrub, kam solch zwingende Vorstellung über mich derer, die ich liebte, daß meine Hände sich verwühlten und ver-

krampften, als umschlössen sie die lieben Schultern, und ich die Wange in den Stoff niederdrückte im Gefühl, ihr rosiges Fleisch warm und glatt neben mir zu empfinden. Ihre Brust, die da atmend sich hob, ihr Leib, der da lebte. Lebte, lebte! Ja, Leben war noch in ihr. Sie war mein. Ich hatte doch eben noch mit ihr Zwiesprache gepflogen, Wort war von Mund zu Munde gegangen. Sie lebte! Den Duft ihres dunkeln Haares hatte ich eingesogen, eben, eben noch. Sie lebte, sie mußte leben!

Freudigkeit, neuer Mut überrannen mich. Sie stand vor mir. Maria! Und ich blickte mich erschrocken um in der öden Leere der Wohnung. Ich sah nur das zerwühlte Bett. Die Kissen waren herabgefallen. Alles schwieg. Kein Mensch war hier. Kein liebender Laut tönte mir entgegen. Ich befand mich allein, allein, wie ich nun immer durch dieses trostlose Leben schreiten sollte!

Da floh ich aus dem Zimmer. Ich setzte mich drüben nebenan an den kleinen Schreibtisch Marias. Ich hob das Tuch, das lang bis zum Boden hängend ihn bedeckte. Da stand noch alles, wie es gewesen war. Die Bilder, die kleinen Gegenstände, die eine Frau um sich liebt, unnütz und doch nötig zur Bequemlichkeit, zum Schmuck, zum Wohlgefühl der Behaglichkeit. Das alles hatte sie bis zum letzten Augenblick so gelassen. Vielleicht sollte es noch fort-

geräumt werden oder mitgenommen nach Meran? Ich wußte es nicht. Es war wohl vergessen worden in der Krankheit, der Eile der Abreise von den Leuten, die es bequem gefunden hatten, einfach die Decke darüber zu breiten.

Mir aber war es, als müßte ich jener unbekannten Hand, die sich die Arbeit erspart hatte, dankbar sein für ihre Lässigkeit. Da lag noch die Mappe, etwas schräg, als ob der Besitzer sie eben erst zugeklappt und ein Stück beiseite geschoben hätte. Ich strich zärtlich über das Leder, das so oft meines Weibes zarte, feine, schlanke Finger berührt hatten. Dann nahm ich ein Tuch und begann den Staub von der Tischplatte zu wischen und von den Rahmen mit den Bildern, die im Halbkreise standen. Marias Eltern schauten mich an, weich, mild die Mutter, ernst der Vater, im Anzug des Bergsteigers, mit dem Seil über der Schulter, den Pickel in der Hand, als wollte er sagen: Dort gehöre ich eigentlich hin, in die Berge, in die Natur.

Wie ich das Auge über die Bilder vor mir gleiten ließ, fiel der Blick auf eine kleine, unscheinbare Photographie in einem schmalen Metallrahmen: Herzeloïde. Es war das einzige Bild, das ich von ihr kannte. Sie hatte zu Maria einmal gemeint, sie eigne sich nicht zum Photographieren. Ich nahm den kleinen Rahmen in die Hand und besah die ruhigen Züge des alternden Mädchens. So lieb und vertraut blickten mich

die großen Augen an, so ruhig, so selbstverständlich, als sprächen sie: Fasse Mut, und dir wird die Sonne wieder scheinen. In meiner Einsamkeit war es mir, als befände ich mich nicht mehr ganz allein, als redete wirklich eine freundliche Stimme mit mir, und leise klang es mir in den Ohren, jenes letzte Wort, das ich von Herzeloïden gehört, mit dem die Erinnerung an sie verknüpft schien: „Sie ist heimgegangen."

Heimgegangen! Ja, heim zu Frieden und Schmerzlosigkeit, zu dämmerndem Warten auf mich, der ich einmal doch wiederkehren würde zu ihr. Da empfand ich etwas wie Dankbarkeit gegen Herzeloïde. Sie erschien mir als einziger Mensch, der mir noch Trost und vielleicht ein wenig Ruhe brachte, nur durch ihre stumme Gegenwart auf diesem kleinen Bilde. Ich fühlte mich nicht mehr so allein. Maria hatte Herzeloïde liebgehabt und Herzeloïde Maria. Ich stellte das Bild vor mich hin. Es sah gerade mich an, und dieser weiche, ruhige Blick schien mir zu sagen: Ja, sie ist heimgegangen, aber könnte sie noch sprechen zu dir, sie neigte sich herab aus Himmelshöhen und flüsterte dir ins Ohr: Fasse Mut, lebe wieder dem Leben. Bin ich in Verzweiflung von dir gegangen? Habe ich geweint? Habe ich nicht lächelnd dem harten jungen Tode ins Auge gesehen? Und ich bin nur eine Frau, du aber bist ein Mann. Sei ein Mann, Geliebter!

Durch Herzeloïdes Mund schien Maria zu spre-

chen. Da faßte ich Mut, richtete mich auf und stellte das kleine, unscheinbare Bild zurück, dorthin, wo es gestanden hatte, mitten hinein zwischen die Photographieen vor mir, die Maria einst vor sich gehabt, wenn sie schrieb. Hier schrieb sie. Hier ruhten ihre Arme. Hier ihre Hände auf der Mappe. Ich schlug sie auf und blätterte die Löschpapierseiten um: ein paar Briefumschläge und Bogen lagen da, lila, ihre Lieblingsfarbe. Ich nahm sie in die Hand, einen nach dem anderen. Sie waren leer. Ein Duft, den ich begierig einsog, schien daran zu hängen. Ein zarter, leiser Duft, nur so, daß man fühlte, dieses Papier war in einer belebten Hand gewesen, hatte einem gedient. Langsam schob ich sie zusammen. Ich blätterte weiter. Nichts fand ich mehr. Unwillkürlich fühlte ich in die Seitentaschen, und wie ich tastete, knisterte es darin. Einen halben Briefbogen zog ich hervor: Marias Schrift.

Ich hielt das Blatt ans Licht. Ich sah. Ich las. Meine Augen blieben haften. Von neuem flogen sie über die Worte, die dort standen, und wieder, immer wieder begann ich zu lesen jenen angefangenen Brief an mich, der vielleicht nicht beendet wurde, weil ich vom Dienst zurückgekehrt war, während sie mir schrieb, oder weil sie unterbrochen worden war und schnell das Blatt verborgen hatte, darauf Liebe stand, nur, nur Liebe.

Diese Zeilen hießen:

„Du mein Leben, Du mein Glück, laß es Dir sagen, so gut ich kann, daß Du mein Gedanke bist vom Erwachen bis zum letzten Atemzuge. Es kann kein Dasein mehr ohne Dich geben. Ohne Dich möchte ich nicht mehr auf dieser Erde sein, und . . .“

Und? Und?

Der Tod spricht nicht mehr. Sie ist von mir gegangen und nahm alles mit sich, was nach diesem „Und“ noch steht in ewigem Schweigen. Nun sitze ich hier vor dem Geistergruß ihrer Hand und sinne und zersinne mir das Hirn: Was hat sie noch sagen wollen? War es ein Wort der Liebe? War es eine Frage an mich? Wie geht es weiter? . . . . Und?

Mich litt es nicht mehr im Hause. Ich floh, wie ich aus Meran geflohen war. Es war Sommer, glühender Hochsommer. Die Hitze brütete sengend und zitternd über den Wiesen, das Land dürstete nach Regen. Wer nicht gebannt blieb an die Scholle, eilte fort an die See, in die Berge, irgendwohin, wo kühlere Lüfte wehten. Ich ging in die Berge. Nach Meran hätte ich nimmermehr gekonnt, aber mir war es, als müßte ich in der Nähe bleiben, weil ich dachte, wenn die Sehnsucht dich überkommt, bist du nahe von ihr, kannst in wenigen Stunden hin, an dem kleinen Hügel stehen dort unten in dem sonnenglühenden Tal.

Meine Schwiegereltern hatten geschrieben, ich sollte mit ihnen zusammen sein. Aber ich wich dem aus. Nur keine Menschen sehen, und wären es die liebsten gewesen. Darum trafen wir uns nur auf Stunden in Bozen. Und wieder saßen wir vor dem „Greiff" am Platze dessen von der Vogelweide. Wieder drängte sich die Menge und saß auf den weit hinausgeschobenen Stühlen. Der Himmel war mit funkelnden Sternen behängt, und drüben in der Ferne ragte im unsicheren Glanze der Himmelslichter König Laurins Rosengarten.

Die Mädchen gingen wieder bei der Musik am Platz mit den Burschen, die Nelke hinterm Ohr, mit lachenden, blitzenden Zähnen in der schwarzen Pracht ihres Haares, alles wie an jenem Tage, da ich mit Maria hier gesessen.

Wieder war eine Sängergesellschaft da, die Koschatlieder sang. Auf und nieder schritten in ihren weißen Kleidern die Kellnerinnen zwischen den Gästen. Touristen, meist in Lodenröcken, deutsche Bergsteiger. Alles, alles wie einst.

Wir saßen stumm in all der Abendpracht, in all der Lebensglut, in all dem harmlosen Genuß des Daseins. Wir saßen stumm in unseren schwarzen Kleidern.

Vier Plätze waren am Tisch. An der Stuhllehne mir gegenüber lehnten unsere Schirme und Stöcke, und jedesmal, wenn mein Blick hinüberging, kam mir

zitternd der Gedanke: dort saß Maria. Mir war es manchmal, als müßte ich mich zu ihr wenden, als gewahrte ich ihren Schatten, als neigte sie sich zu mir, blickte mich an mit ihren schwarzen Augen, als wollte sie sagen: Fritz, ist das nicht schön?

Der Geheimrat starrte vor sich hin. Marias Mutter hatte die Hände gefaltet. Sie war älter, viel, viel älter geworden in der kurzen Zeit. Beide schienen nur der Musik zu lauschen. Ich aber hörte nichts, ich blieb mit meinen Gedanken.

Da fühlte ich eine Hand, die mir leise über den Arm strich, und so weich dieser Griff war, ich fuhr erschrocken auf. Ich sah in meines Schwiegervaters Augen, die mich groß anblickten. Er neigte sich flüsternd zu mir:

— Dort hat sie gesessen.

Dann merkte ich, daß der starke Mann nicht mehr sprechen konnte. Seine Augen wurden trübe, es quoll in ihnen empor, er wendete sich ab, er stand auf und ging davon.

Wie ich nun mit Marias Mutter allein war und wieder keines ein Wort redete, wußte ich: hier kannst du nicht bleiben.

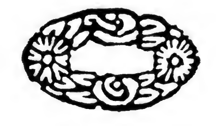
Wir brachen auf. Auf dem Platz sind dann wir drei lange noch auf- und abgeschritten, auf der anderen Seite fern vom „Greiff“, daß die Musik uns nicht so in die Ohren klänge. Ab und zu blieben wir stehen,

und der Geheimrat sah hinauf zum Rosengarten. Und als wollte er seine Gedanken zwingen, andere Wege zu gehen, erzählte er von der Pracht jener Felsenwirrnisse dort oben.

Wir sahen hin, während er sprach. Die Riesenmauer, mit den wilden Türmen links daneben, stand unbeweglich wie sie gestanden, schon seit Milliarden Jahren. Sie schien herabzuschauen auf uns, mitleidig fast, als wollte sie sagen: Was seid ihr Menschen, die ihr kommt und geht dreimal alle Jahrhunderte?

Langsam traten wir dem Denkmal dessen nahe, der dort in steinerner Ruhe stand, der einst gesungen jenes: „Liebe ist zweier Herzen Wonne".

Und ich dachte an den Abend, da der Dichter uns das Dunkel seines Schatten gegönnt, daß wir die Lippen aufeinanderfügen könnten, ich — und Maria.



Da stand ich nun oben in König Laurins Zaubergarten. Das schien der rechte Ort für mich. Nur Felsen und Einsamkeit. Hier fühlte ich mich wohl. Hier störten mich auch die Touristen nicht, die in Schwärmen zur Vajoletthütte kamen.

Im wilden Hochtal des Rosengartens, wo nichts mehr gedeiht, umstarrt von den gewaltigen Riffen der Dolomiten, habe ich Wochen zugebracht.

Es war ein trüber Tag, als ich hinaufkam mit einem Führer, mir, der unbekannt war mit der furchtbaren Einsamkeit des Hochgebirges, den Weg zu weisen. Bis zuletzt huschten die Nebel so tief, daß ich von der Hütte nichts gewahrte. Endlich lag es vor uns, das kleine Bauwerk der Menschenhand, wie ein Würfelchen nur in dieser Welt der Steine.

Ich erhielt ein winziges Zimmer für mich allein, die beste der Zellen, die es gab. Ein schmaler Raum mit Holzwänden, einem guten Bett und Tisch und Stuhl. Was brauchte ich mehr? Ich räumte meine Sachen ein, hing Wettermantel und Kleider auf, machte mir meinen Tisch gemütlich und legte Briefpapier zurecht, als wollte ich schreiben.

Doch wem? Mit niemandem reizte mich die Verbindung. Die Welt schien abgeschnitten hinter mir. Als ich dann am Abend beim Kerzenschein mit dicht geschlossenen Läden, während draußen tief die Nebel spukten und der Wind die Schindeln auf dem Dach

rüttelte, am Tisch saß, die Feder in der Hand, da fragte ich mich: An wen sollst du schreiben?

Ich mußte schreiben. Zu lesen gab es nichts. Der Schlaf floh meine Augen. Ich mußte schreiben. Die Kerze flackerte. Ich sah mich um in dem kleinen Holzgemach, in dem kaum Raum war für den Tisch neben dem Bett. Gerade recht für mich, denn ich war ja allein, allein, immer allein.

Mir schien es, als könnte ich hier weniger jemand vermissen, da der Platz so beschränkt war, daß ein zweiter sich nicht hätte wenden können. Ich griff zur Feder, schob mir den Bogen zurecht, und dann begann ich zu sinnen. Ein seltsamer Gedanke kam über mich: mir war, als sollte ich Maria schreiben.

Ich tauchte ein, setzte an, dann glitt meine Hand über das Papier. Ich schrieb, als hätte ich einen Ausflug gemacht, als würde ich zu ihr zurückkehren und wollte nur den Abend in der Hütte benutzen, daß sie wüßte, ich vergaß sie nicht:

Meine Maria,

es ist still um mich geworden. Auf den Hütten geht man zeitig zu Bett. Ist es spät? Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht, denn den ganzen Tag habe ich Deiner gedacht. Die Stunden enteilen, und doch: die Stunden bleiben stehen. Es wird Morgen, es wird

Abend, ich merke es nicht. Meine Gedanken sind nur bei Dir, immer bei Dir.

Du fehlst mir so! Es ist so still, nur ab und zu höre ich den Wind, und dann denke ich: Braust er auch um Dein Haus? Vernimmst Du ihn? Ich denke zurück an alles Glück, das Du mir gegeben. Es war so viel, daß es vielleicht nicht länger dauern durfte. Es war so reich, daß ich es nicht hätte ertragen. Muß man gestraft sein? Muß alles enden? Und nun bedrückt es mich: Was schreibe ich Dir von Deinem Haus, wo die Stürme wehen? Wo bist Du?

Komm zu mir, ich bin so allein. Setze Dich an meine Seite und schau mir, während ich schreibe, über die Schulter, wie Du es einst getan. Siehst Du mich hier? Bist Du über mir? Gerade über mir? Bist Du zu weit? Bist Du zu tief?

Ich habe Deinen Brief gefunden. Was wolltest Du mir sagen: ‚Und' . . .? Willst Du nicht einmal noch zu mir sprechen? Du sollst es nie wieder tun. Einmal nur, daß ich weiß, was dieses ‚Und' bedeutet. Ist es ein Gruß gewesen? War es eine Frage?

Nimm diese Feder in die Hand, ich lasse sie liegen. Schreibe mir die Antwort hin. Ich leide so, daß Du, Geliebte, nicht mehr mit mir sprechen kannst . . . . . .
— — — — — — — — — — — — — — —

Ich schlief ein, den Kopf auf dem Arm, und

als das Licht fast heruntergebrannt war, richtete ich mich auf, löschte es aus, warf mich aufs Bett und schlief einen tiefen, festen Schlaf bis in den hellen Morgen.

Da war es mir, als ich die nächtigen Zeilen wiederfand, als hätte ein anderer diesen Brief entworfen, und ich wüßte kaum davon. Ich nahm ihn in die Hand, wie etwas Fremdes las ich ihn. Dort mußte Marias Antwort stehen. Das Blatt war leer.

Kein Mittel, mit meinem Weibe zu sprechen! Das ist das Fürchterlichste, wenn der Tod uns trennt. Und wenn auch himmelhoch der Seele nach die Gedanken fliegen können, es kommt keiner zurück. Die Himmel schweigen. —

Der Führer war ein einsilbiger Mann, ein Welscher, den ich nicht verstand und er kaum mich. Man hatte ihn mir genannt als einen der besten. Ich hatte ihn genommen auf unbestimmte Zeit. Vielleicht dachte er an alle die Türme, die um uns ragten, vielleicht wäre er gern hinangeklettert über die himmelhohen Wände, die in furchtbaren Abbrüchen zu uns niederstürzten. Aber ich hatte ihm gleich bedeutet, ein Bergsteiger sei ich nicht. Er war's auch so zufrieden, weil ich gut zahlte. Mehr brauchte er nicht.

Er ging mit mir, ein stummer Begleiter. Er trug die Last des Rucksackes mit Eßvorräten und den Wettermänteln. Er zeigte mir Weg und Steg, und im dich-

ten Nebel schritten wir dahin. Ich mußte auf andere Gedanken kommen, ich wollte Bewegung haben. Der Körper sollte sich regen. Ich ward nicht müde, denn Ausdauer hatte ich immer besessen.

So lief ich den ganzen Tag umher. Er führte mich steile Anstiege hinan, durch Runsen und Rinnen. Auf Scharten sind wir gekommen, von denen rechts und links die Wände turmhoch hinaufragten, verloren in dem Dunst der Höhen, der als dichter Schleier noch um die Bergesspitzen hing.

Dann stiegen wir wieder hinab und gingen eine Weile im Tal über grobes Geröll, gewaltige Blöcke, feinen Sand. Gingen endlos, um abermals an Scharten zu kommen, um hinabzusteigen, zu wandern und uns wieder oben zu finden.

— Wo sind wir? — fragte ich ab und zu.

Er nannte einen welschen Namen, er schien es selbstverständlich zu finden, daß ich wüßte, was es hieß.

Abends kamen wir dann zur Hütte zurück, todmüde von all dem Laufen, das mein Führer gleichmütig erledigte, stumpfsinnig fast, für das Geld, das er ohne Gefahr verdiente. Ich war müde, mir taten die Glieder weh.

In der Gaststube setzte ich mich in eine Ecke. Die freundliche Wirtschafterin kam, und zum ersten Mal seit langer Zeit aß ich mit bewußter Freude, aß die derbe Kost der Hütten.

Neben mir saßen zwei junge Leute, Führerlose, wie ich hörte, schlanke Gestalten, dem Soldatenauge eine Freude in ihrer einfachen Kleidung und Bedürfnislosigkeit, mit ihren blauen, blitzenden Augen und dem Wagemut, der alles zu überwinden schien. Sie schrieben eifrig, wohl ihr Tagebuch, sie verglichen die Karten. Sie besprachen sich flüsternd, als dürfte keines Menschen Ohr etwas hören von den Unternehmungen, die sie planten.

Drüben am Tisch hatte sich eine Gesellschaft niedergelassen. Nicht Hochtouristen, sondern, wie man an ihrer Ausrüstung sah, einfache Freunde der Natur. Zwei ältere Herren mit weißem Bart, Brüder, wie es schien. Zwei ältere Damen, die Kleidung gerafft, mit dem wachsenden Leibesumfang der späteren Jahre, und junges Volk dabei, ein paar Mädchen, ein paar halbwüchsige Burschen, die Kinder der Leute. Alle aßen und tranken bescheiden, wie es der Geldbeutel wohl vorschrieb, lauschten auf das, was der eine der Herren aus dem Reiseführer vorlas, und tauschten ihre Gedanken aus über die Herrlichkeit, die sie auf der Bergreise geschaut hatten.

Sie waren von jenen, die keine Spitzen ersteigen, die nur still von einer Hütte zur anderen gehen, die gleiche Schönheit, die gleiche Begeisterung, die gleiche Freude im Herzen wie die, die mit jungem Körper und starker Seele hinanstreben zu den gefährlichsten Gip-

seln. Es waren Norddeutsche nach ihrer Sprache, und ich malte mir aus, wie sie vielleicht ein ganzes Jahr sparten, um mit Kind und Kegel jeden Sommer mit billigen Zügen hinauszuziehen in die Alpen, für ein billiges Geld im bescheidenen Dasein Gottes Schöpfung zu genießen.

Der eine Sohn, groß, blond, warf hinüber zu den jungen Bergsteigern bewundernde Blicke, die zu sagen schienen: Könnte ich das doch auch. Wenn mich der Vater doch ließe!

Und das eine Mädchen saß da mit Nähnadel und Zwirn und flickte den Rock ihres Bruders. Bemerkungen gingen hin und her. Fröhlich, glücklich waren die Menschen.

Wie ich diese Leute sah in ihrem heiteren Genuß des Daseins, ein Herz und ein Sinn, Mann und Frau und Sohn und Tochter, Bruder und Schwester, kam mir ein mildes Gefühl der Wehmut. Ich war allein, entsetzlich allein.

Ich hätte mich zu ihnen setzen mögen, sie anreden und sie fragen: „Wo kommt Ihr her? Wo wollt Ihr hin? Ist es nicht schön hier oben?“ Ich hätte ihnen sagen mögen: „Seht, ich bin allein, ich habe niemand, nehmt mich auf eine Stunde nur in euern Kreis. Erzählt mir und laßt mich erzählen.“

Erzählen? Wovon sollte ich erzählen? Von dem einen Gedanken, der die Sinne mir umspann — Ma-

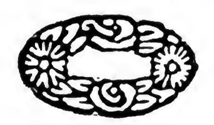
ria. Ich hätte dem alten Herrn, der den anderen aus dem Buch vorlas und all die Schönheiten wiederholte, die sie gesehen, oder den Vorgeschmack ihnen gab für den morgigen Tag, sagen mögen: „Ich bin nicht immer allein gewesen. Ich hatte ein Weib, und ich war glücklich. Meine Frau war schön und gut und lieb. Und nun ist sie tot."

Ich hätte zu dieser alten Dame, die am meisten müde schien von den Anstrengungen des Tages, die aussah, als wollte sie einnicken in ihrer Ecke, sprechen mögen: „Ruhen Sie ein wenig, schonen Sie sich. Sie sollen noch lange mit Ihrem Manne leben. Und wenn Ihr Haar auch weiß ist, Ihnen sind doch noch viele glückliche Jahre beschert. Darf ich Ihnen ein Kissen geben? Das habe ich früher oft getan, als noch ich ein Weib besaß. Ich habe sie gepflegt und es an nichts fehlen lassen. Ich muß für jemand sorgen. Wollen Sie sich ausruhen vom Tage? Maria hätte jetzt geruht."

Wie nun die Leute zusammenrückten und der alte Herr wieder begann ihnen vorzulesen, wie die Menschen alle zusammenzugehören schienen, eine Familie, ein Interesse, ein Glück, eine Liebe, da kam es von neuem so bedrückend über mich, daß ich mich erhob und hinaufging in mein kleines Zimmer. Ich war müde, legte mich hin.

Ich fühlte mich behaglich in dem winzigen Raum.

Ich wußte, wo meine Sachen hingen, wo die kleinen Gegenstände lagen. Mir war es fast, als hätte ich immer hier gewohnt. Ich streckte mich aus. Am anderen Morgen war der Führer zeitig zum Wecken bestellt, falls es schön würde. Ich war ruhiger geworden und schlief bald ein.



Was mir in der ganzen Zeit nicht geschehen ist, seit Maria mich allein gelassen: mein Schlaf war so tief, traumlos, daß ich am anderen Morgen nicht von selbst erwachte, sondern erst, als es an meine Tür pochte.

— Wo wollen wir hin? — fragte ich.

Der Mann zuckte die Achseln, ihm sei alles recht.

Da kam mir ein Gedanke, als ich meinen Tee im Gastzimmer trank. Dort saß schon die ganze Gesellschaft von gestern: die beiden Führerlosen, die große Familie. Ich sagte:

— Guten Morgen! — und da sich noch andere dazu gefunden hatten, von denen ich gestern nichts

bemerkt, die vielleicht zeitig schlafen gegangen waren, so nahm ich Platz in der Nähe der Norddeutschen.

Ich horchte auf ihre Unterhaltung. Sie erzählten, daß sie ins Fassatal hinunter wollten. Der junge Mann warf zu den Führerlosen erregte Blicke und flüsterte seinem Vater zu:

— Vater, sie gehen!

Nun ward ich aufmerksam, und ohne daß ich gefragt hätte, wandte sich der Sprecher zu mir:

— Sie wollen die Vajolettürme machen!

Er hatte es begeistert gesagt, seine Augen glänzten, als ginge er am liebsten mit. Aber der Vater meinte nur:

— Es ist Nebel, man sieht ja nichts.

Und der Sohn:

— Vater, es wird hell!

— Aber erst in ein paar Stunden!

Der junge Mensch sprang auf. Plump und riesig saßen an den noch unausgeglichenen mageren Gliedern die schweren Bergschuhe. Er stapfte zur Tür, er kam wieder. Strahlend rief er:

— Es klärt sich auf!

Das schien wie ein Zauberwort gewirkt zu haben. Alles erhob sich. Rucksäcke wurden gepackt, Pickel und Bergstöcke genommen. Führer kamen herein und unterhandelten mit ihren Herren, und auch mein Welscher erschien. Er schien lässig, es gab ja nichts Gutes

für ihn zu tun, nicht mal ein Seil nahmen wir mit. Ob wir später gingen oder früher: von Steingefahr durch andere Partieen war nichts zu befürchten, kein Kletterer sperrte uns einen Kamin, daß wir hätten warten müssen. Mit einem Touristen wie ich kam es ja nicht drauf an.

Inzwischen steckte die Familie die Köpfe zusammen, die beiden älteren Herren besprachen sich, und endlich ward zum Jubel der Jugend erklärt, man wolle auf den Laurinspaß hinaufgehen, um von dort aus den Kletterkünsten der beiden Führerlosen zuzusehen.

Ich schloß mich an. Die Älteren blieben etwas zurück, die Jugend lief voran. Zu ihr hielt ich mich, und da es ein schnelles Steigen war, wurde mir warm um Herz und Seele.

Die Nebel hatten sich etwas gelichtet, hier und da blickte eine winzige Ecke blauer Himmel durch, verheißungsvoll für den Tag. Und wie ich hinanschritt über die schweren Blöcke, das grobe Geröll, den wilden Felsenpfad, wie ich zum ersten Mal bewußt stand in dieser Felsenöde, dicht neben mir die gewaltigen, schier lotrechten Wände des Rosengartens, auf der anderen Seite noch im Nebel die Türme von Vajolett, kam es über mich wie eine Erfrischung meiner Seele. Es war mir, als fühlte ich mich nicht mehr ganz so allein.

Ich hörte die frohen Rufe der Jugend. Der blonde Junge, der mit gesunden Lungen vorauslief, daß unter seinen Füßen Steinbrocken herabprasselten, fast die Nachfolgenden bedrohend, jauchzte ab und zu laut auf: unbeholfene Versuche, die Söhne der Berge nachzuahmen, Jugend, Frische, Lebensmut.

Hinter mir hörte ich die Bemerkungen der beiden Damen, schwer keuchend ihrem starken Körper die Leistung abgewinnend, nur weil die Natur schön war, nur weil alles so groß und ernst und herrlich um sie her stand, nur weil die Kinder sich unterhielten, und weil sie vielleicht durch lange Jahre gewohnt gewesen, aus ihrem Flachland kommend, alles anzustaunen, was hoch und gerade gen Himmel stieg.

Man sah nichts von den Führerlosen. Längst vorausgeeilt hätte man sie vielleicht auf dem Wege über uns erblicken können, der steil hinaufführte, hätten nicht die Nebel noch um die Türme von Vajolett ihre wogenden Bänder geschlungen. Wirklich Bändern gleich zogen sie sich hin, wie Rauchringel, die in breiten Strömen dahinfließen, langsam steigen, dünner werden und zergehen.

Man ahnte nichts von der Steilheit und Pracht der Felsen, und es dauerte lange, bis wir beinahe auf der Höhe des Gartels standen. Ein kleiner See, wie der Welsche sagte, mehr ein bescheidener Tümpel, lag dort eingebettet. Wir schritten um ihn herum. Mein

Führer, den die Norddeutschen befragt, hatte ihnen geraten, dort zu bleiben, von dort würden sie am besten alles sehen. Sie lagerten sich nun.

Ich aber ging ein Stück höher hinauf, ich fühlte kein Bedürfnis, mich zu unterhalten. Und dort, wo ich nun neben dem Führer saß, am Einstieg an der Rosengartenwand, sah ich unter uns die anderen. Ich fing ab und zu ein Wort von ihnen auf, aber konnte doch meinen Träumen überlassen bleiben. Es war kalt. Der Tau hatte sich niedergeschlagen auf dem Gestein. Weit hinaus sah man die Riesenschutthalden, steil von unserem Standpunkt hinunterziehend in die Schluchten, die zur Vajolетthütte niederstiegen. Auf der anderen Seite des kleinen Hochtales, des Gartels, ragte die Laurinswand empor, auch sie noch von Nebelbändern umschlungen. An ihrem Fuß hin lief durch das Geröll ein schmaler Fußsteig, der sich unter den Vajolett-türmen verlor.

Oft hatte ich im Bilde gesehen, wie sie aufragten einem gotischen Dome gleich, in so unangreifbaren Wänden, so schmal, so fein nadelartig, daß man es nicht fassen konnte, wie jemand es wagen durfte, diese furchtbaren Felsen hinanzuklettern und gar den Fuß zu setzen auf den schmalen Scheitel oben. Nun sollten wir selber sehen, wie Menschen es unternahmen, in diese unnahbaren Heiligtümer der Natur einzudringen.

Ich gewahrte nichts, die Wolken hingen zu tief.

Doch mein Führer zeigte mit dem Finger. Ich strengte die Augen an. Die Menschen, auf die der Welsche deutete, hoben sich zu wenig ab von dem grauen Gestein. Doch jetzt bewegten sie sich. Mit einem Mal hatte mein Auge sie entdeckt. Sie kletterten ganz langsam, einer über dem anderen.

Nun verschwanden sie im Nebel, der langsam niedersank. Ihre Umrisse wurden undeutlich, als glitte ein Schleier darüber, als verblasse das Riesenbild eines Projektionsapparates auf der Leinwand. Ich hatte meinen Feldstecher herausgenommen und blickte hinüber. Ganz Aufmerksamkeit, ganz Nerv. Nun setzte ich ihn enttäuscht ab.

Aber da kam der Wind dahergebraust, und es war herrlich zu sehen, wie er von unten über unsere Köpfe hinwegfegte, wie, als er plötzlich den Nebel traf, der sich zerteilte. Von einer unsichtbaren Gewalt schienen die Dünste eingesogen, sie ballten sich zusammen, sie bildeten einen Trichter, sie flogen auseinander, sie flatterten wieder auf. Ein Sonnenstrahl beleuchtete jäh das Bild, und an der Stelle, wo er von hinten irgendwo über eine Scharte einfiel, flimmerte ein Stück Fels, ward hoch oben im Himmel Erde sichtbar, Erde wie hier unten, die also doch mit uns in Verbindung stand, wenn auch gewaltig getürmt.

Nun kämpfte die Sonne mit den Nebeln. Ich schaute nicht mehr hinan, wo die Menschlein kletterten,

ich sah hinauf zu den furchtbaren Turmwänden, an denen jetzt der Wind die Wolken hin- und herfegte, sie anprallen ließ, daß sie zerbarsten und zerbrachen. Ich sah eine Kuppe, einen Gipfel, nadelgleich, fein, scharf. In einem Augenblick war er wieder verschwunden.

Ein Prasseln ertönte.

— Steinfall! — sagte der Führer und stieß mich an.

Furchtbarer Donner klang, verzehnfacht durch das Echo. Ich sah mich erschrocken um. In diesem Augenblick aber spalteten sich die Nebel, der gewaltige Vorhang der Wolkenwand teilte sich von oben bis unten, daß ich unter dem Getöse und Geknatter des Steinfalls an die Stelle der Schrift dachte: Und der Vorhang des Tempels riß mitten entzwei.

Ja, er zerriß. Er machte die Türme frei. Rechts und links blieben noch Fetzen hängen, als könnten sie sich nicht trennen. Ein Band wob sich um die höchste Spitze des Delagoturmes. Im nächsten Augenblick entschwebte es, ward auseinandergezogen, fortgewirbelt, weggespült, ich weiß nicht, wohin. Und nun brach die Nebelsonne durch die grauen Wolken, flimmerte in ihrem hellen Licht auf den Felsen, daß sie in allen Farben spielten, daß die Gipfel zu glühen begannen, daß die Wände Leben empfingen. Leben, denn wo Licht, da Sonne, und wo Sonne, da Leben.

Leben, das ich nicht mehr geschaut, das in meiner

Seele keinen Platz mehr gefunden, da nur der Gedanke an den Tod mit seinen dunkeln Schwingen meinen Geist beschattet hatte. Ich sah die Sonne wieder mit geistigen Augen. Die Sonne, die ich tausendmal erblickt, unter deren glühenden Strahlen ich gelitten, und die ich doch nicht gesehen — nicht mit der Seele.

Ich sah sie die jähen Türme umspielen, sah sie kämpfen mit den Nebelschwaden und den Dünsten der Tiefe, sah, wie das heitere Himmelslicht aufsog, was an Schleiern sich hier gelagert, was aus den Grüften und Schluchten zu steigen schien, was die Erde in ihrem Kampf mit dem Himmel entgegenwarf dem Gottesgestirn. Und ich sah, wie der Himmel siegte, wie die schwarzen Wolken höher und höher stiegen, wie die Nebel flohen vor der Kraft des Lichts.

Staunenden Auges gewahrte ich mit einem Mal das Bild vor mir, das ich dort unten im Tal in allen Darstellungen, Zeichnung, Photographie, Gemälde so oft erblickt hatte: die Türme von Vajolett. Ich erblickte sie in ihrer furchtbaren Steilheit, mit einem Kopfschütteln fast, mit einem Staunen, daß ich die Hände seitwärts aufstemmte, in das Gestein griff und laut rief:

— Ah! Ah! Ah!

Ich sah sie ragen, ganz gerade, ganz schmal, riesenhoch: mit der furchtbaren jähen Kante, links der Delagoturm mit seinem langen Riß, der Stabeler an ihn angelehnt, mit seinen unnahbaren Wänden der furchtbare

Winklerturm, der nach rechts abstürzte in einer Riesenflucht bis ins Tal.

Die Felsen schienen unter dem Einfluß der Sonne zu leben. Durch die Scharten zwischen den Türmen brachen die Strahlen in gewaltigen Lichtkegeln, das Gestein begann Farbe anzunehmen, Rot, Violett, Blau und Grau unten in der Tiefe, wo noch alles im Dunkel lag. Es war, als drehten sich Milliarden Sonnenstäubchen in einem wilden Tanz. Die Strahlen schienen sich zu spalten, wurden gebrochen, abgelenkt von ihrer geraden Fahrt vom Himmel herab, sie arbeiteten ein Hochbild der Felsen heraus.

Und wie das Licht die Türme so umspielte, und wie ich staunend auf das Wunderschauspiel starrte, lachte mit einem Mal rund um uns der blaue Himmel. Wo waren die grauen Dünste hin? Hatte sie der Erdboden eingesogen? Hatten sie sich in den Felsklüften versteckt?

Die Sonne stieg und stieg. Schräg schaute sie über die Felsen herein. Immer wilder und bunter und farbiger wurde das Spiel. Immer jäher und höher schienen die Türme sich in den Himmel zu recken. Der Führer deutete hinüber. Die beiden Bergsteiger am Delagoturm begannen hoch oben die schwere Traverse. Wir hörten ab und zu ihren Ruf, und in der gewaltigen Stille der großen Höhen fiel hier und da prasselnd ein Steinregen, den sie losgemacht hatten.

Ich hatte mich rückwärts sinken lassen. Auf beide Arme stützte ich mich. Ich dachte an nichts, nichts mehr als an die Schönheit dieser Erde.

Immer höher sah ich die beiden Führerlosen sich hinaufarbeiten. Sie verschwanden lange in den Tiefen des senkrechten Risses, der den Turm spaltete vom Gipfel herab, dann wieder ab und zu erblickte man sie an der Wand und vernahm ihre Stimmen in der klaren tontragenden Luft der Berge.

Ich hatte die Leute unten am kleinen See vergessen. Mein Führer war aufgestanden, vielleicht hatten sie ihn gerufen, er kletterte zu ihnen hinunter, um ihnen zu erklären. Ich blieb allein.

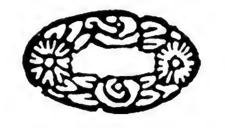
In meiner Seele regte es sich. Seltsam dumpfe Lasten lagen auf ihr. Tot war sie gewesen. Jetzt schien sie erwacht mit einem Mal. Meine Augen konnten sich nicht sattsehen an der Herrlichkeit dieser hohen Felsen. Ich atmete tief die frische, wärmer und wärmer werdende Luft, die wie Balsam meine Lungen dehnte. Ich dachte an den Abend zurück im „Greif", wo wir die Türme und den Rosengarten gesehen hatten, und meine Gedanken weilten bei meinem ersten Tage dort unten, als Maria noch unter uns gewandelt.

Nichts Bitteres war es mehr, nur ein leises, wehes, weiches Gefühl: säße sie hier an meiner Seite! Ich wußte, daß unsere Hände sich verkrampfen würden

ineinander, ich wußte, daß wir keine Worte tauschten. Nicht einer störte des anderen Gedankengang. Ich wußte, sie empfand das gleiche wie ich.

Mir war es nun, als säße sie wirklich neben mir, als könnte ich ruhig das Wunderschauspiel anstaunen, das sich vor meinen trunkenen Augen auftat. Sie sah es — wenn auch nicht an meiner Seite. Lebte sie nicht mit mir? Mir war es, als lächelte sie milde, als spräche sie im Angesichte dieser kühnen Türme: Genieße die Schönheit der Welt, ich bin bei dir.

Da kam eine große Sehnsucht über mich, auch den Blick zu tun herab von dort oben nieder ins Tal. Einmal hinanzusteigen zu den Höhen, ein wenig nur. Mir war es, wenn ich dort stände, als käme ich ihr nahe, als könnte ich dort oben an den Enden der Schöpfung besser Zwiesprache halten mit ihr. Vielleicht die Antwort finden auf jenes „Und . . .“



Auf dem Gipfel hatten wir die beiden Führerlosen gesehen. Kleine Gestalten nur, erschreckend auf dieser ungeheuren Höhe mit den furchtbaren Abstürzen nach allen Seiten. Wir hatten sie erblickt gleich kleinen Schatten, gleich Fliegen dort oben und mit dem Glase erkannt, wie sie winkten, und, als ein Windhauch herüberfuhr, gehört, daß sie froh uns grüßten in die schwindelnde Tiefe hinab.

Ich blieb noch lange liegen. Dann stand ich auf und ging, die Seele von Licht und Luft und Sonne und Höhenglück geschwellt, ein Stück hinauf zum Gartel. Als ich unter den Schroffen der Laurinswand stand, kletterte ich in frohem Mut ein Stückchen empor. Ich faßte die Felsen an, ich rüttelte, ich brach Steine los. Ich suchte mir Tritte, den Fuß zu setzen, und Griffe, die Finger anzulegen. Die Sehnsucht kam immer stärker über mich, auch einmal dort oben zu stehen.

Dann sah ich die Rosengartenwände an, die für den Neuling erschreckend genug ausschauten, und ich lächelte, als ich die senkrechten Felsen sah, denn dort, dort zum Rosengarten wollte ich hinauf.

Mit Maria wäre ich vielleicht einst gegangen, mit ihr, der Tochter ihres Vaters, am Ende von ihm geleitet. Nun sollte es allein sein, allein, wie mir am wohlsten war.

Ich stieg hinab. Längst hatte sich der Platz unten

geleert. Die Norddeutschen waren fort, sie hatten ja noch einen weiten Weg ins Tal zurückzulegen. Ich aber nahm mir vor: hier oben wollte ich bleiben, lange, lange, lange bleiben, nicht in die Enge und Dumpfigkeit der Täler, nicht unter die Menschen zurück. Auf der Hütte störten mich die Leute nicht, die da täglich wechselten. Mit meinem Führer machte ich kleine Touren, um mich an das zu gewöhnen, was mir bevorstand. Immer wenn ich heimkam, waren die fort, mit denen ich den Abend vorher in der Wirtsstube gesessen hatte, und immer kamen neue über den Grasleitenpaß, von der Kölner Hütte, vom Karersee, aus dem Fassatal, es war ein Wechsel wie in einem Hotel zur Reisezeit.

Mir aber blieb mein trauliches, kleines Zimmer, in dem ich meiner Maria jenen seltsamen Brief an dem ersten Abend geschrieben hatte. Mein Zimmer, in dem kein Platz war für einen anderen Menschen. Das mir, einer Schiffskabine gleich, lieb geworden durch seine Enge, vertraut, weil ich hier nicht anders hätte sein können als allein — es fehlte der Platz.

Ich lag am Tage, wenn ich von meinen Streifzügen zurückgekehrt war, auf dem Bett, las die Zeitung, die aus dem Tal hier und da einer mitgebracht hatte, oder die die Wirtschafterin kommen ließ. Ich hörte, daß Menschen gestorben waren, die ich kannte, huschte darüber weg und sagte nur: „Ach!“ Ich nahm

es hin wie Menschengeschick. Bekannten war ein Sohn, eine Tochter geboren. Die Welt stand nicht still, ging unerbittlich weiter, der eine trat ab, ein anderer kam wieder.

Ich las von Unglücksfällen, von Krieg in fernen Landen, von neuen Gesetzen und Parteienkampf. Ich las, um mich zu beschäftigen. Ich las mit dem Gedanken: Was hätte Maria dazu gesagt? Manchmal in meiner einsamen Zelle traf ich auf etwas, daß es mir war, als müßte ich Maria fragen: Kennst du das schon?

Immer mehr vertiefte ich mich in das, was dort unten geschah. Dort unten, weit, weit unten in den Tälern, wo die Menschen sich stritten und liebten, wo sie verdienten und ausgaben. Mir gleich, mir fern. Ein Philosoph, blickte ich nieder von der Höhe auf all die Kleinlichkeit, auf tausend Eitelkeiten, auf Schmerz und Elend, auf Kampf und Spiel. Sah nieder wie einer, den das nichts anging, der nur kopfschüttelnd las, kopfschüttelnd und auch manchmal lächelnd.

Denn siehe, ich konnte wieder lächeln. Ich lachte einmal laut auf über einen Scherz, einen dummen Witz. Und da war es mir, als hätte ich unrecht getan. Wie konnte ich lachen und heiter sein? Aber meine Gedanken beruhigten sich. Hätte sich Maria nicht mit mir gefreut? Ihr silbernes Lachen klang mir ins Ohr, so hell, so rein. Ja, Maria hätte

Tränen in den Augen gehabt. Ich konnte und durfte lachen.

Die Tage vergingen. Die Menschen wechselten. Ich blieb nicht mehr still und einsam, scheu in einer Ecke. Redete mich jemand an, so gab ich Antwort. Mit ein paar Herren sprach ich, als das schöne Wetter, das lange angehalten hatte, einmal wich, den halben Regennachmittag. Es waren Beamte aus Wien. Den ganzen Tag saßen sie im dumpfem Bureau, und nur diese Sommerzeit kamen sie heraus. Da wollten sie freie Luft atmen, keine Menschen sehen, da mußten sie in die Einsamkeit. Sie gingen jedes Jahr zusammen ins Hochgebirge.

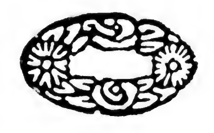
Es waren liebe, gescheite Männer in meinem Alter, von meinen Ideen. Sie fragten, ehe sie schieden, nach mir. Ich sagte, meine Frau sei gestorben. Ich sprach es ruhig und gefaßt, die Stimme versagte mir nicht, ja, ich konnte von ihr erzählen.

Sie wollten fort, die Rucksäcke hatten sie schon auf dem Rücken. Aber da legten sie noch einmal das Gepäck ab, setzten sich zu mir, und in der herzlichen Weise des Österreichers, der leicht seine Seele öffnet, nahmen sie teil an dem, was ich sprach. Sie ließen sich von dem Ende erzählen in Meran. Sie wollten durch das Vintschgau nach dem Ortler, und der eine sagte, wenn sie mit der Bahn am Friedhof vorbeikämen, würden sie meiner gedenken.

Dann schüttelten wir uns die Hand. Sie gingen. Sie winkten mir lange noch zu, wie sie hinaufstiegen zum Santnerpaß. Ich blieb vor der Hütte. Es waren die letzten Gäste. Ich stand allein. Der Führer schlief. Dann saß ich dort auf der Bank im trüben Wetter und sah die beiden sich entfernen. Und ich, der ich die Menschen geflohen hatte, empfand ganz leise ein Bedauern, daß sie mich verließen.

Am nächsten Tage schien wieder die Sonne. Neue Menschen kamen, und wenn sie mir nicht paßten, legte ich mich draußen hinter der Hütte auf die Felsen mit einem Buch, einem Blatt, sah zu den hohen Türmen und Bergen auf, die den Kessel umschlossen: der Rosengartenwand, dem wunderkühnen, jähen Winklerturm.

Ich las, las, ließ die Zeitung sinken und dachte nach. Das kleine Grab dort unten erschien vor meiner Phantasie, mit jenem: „Die Liebe höret nimmer auf." Und ein Lächeln schlich um meine Lippen. Nein, wenn du auch gingest, du bist mein geblieben, Maria!



Ich sprang auf, stieß die Läden zurück. Die Sonne war noch nicht heraus, aber wolkenlos spannte sich der Himmel über dem engen Taleinschnitt, den man sah. Schlank hob sich, wie der spitze Zahn eines Raubtieres, der Winklerturm vom Himmel ab.

— Wie ist das Wetter?

— Schön!

Ich zog mich an. Es sollte auf den Rosengarten gehen.

Der Führer hatte gesagt, ich hätte so gut klettern gelernt, daß wir es mit einem der leichteren Vajolett-türme versuchen könnten. Aber ich kannte meine Kräfte und wollte nicht an die Grenze des Möglichen gehen, sondern Genuß und Freude davon haben.

Die Wirtschafterin gab uns Frühstück mit. Ich, der bisher einen Bergstock getragen hatte, lieh mir einen Pickel. Der Führer nahm den Rucksack, das Seil darauf, und langsam schritten wir hinaus, langsam, wie der Bergsteiger beginnt.

Es ging die Schlucht hinan zum Gartel, zwischen den gewaltigen Wänden, eng aneinander gerückt, den Winklerturm immer vor uns, der bei jedem Schritte näherzukommen schien, über dem der Himmel blaute, daß es mir war, als ob die Spitze sich bewege, sich langsam neigend gegen uns.

Dann machten wir Halt, etwa dort, wo ich zum ersten Mal das Wunderbild der Vajolettürme gesehen

hatte. Ich blickte mich um. Starr und trotzig, heute noch nicht von der Sonne beschienen, standen sie da. Aber mir liebe Freunde, denn es war mir, als hätten sie viel aus meiner Seele gelöscht, diese drei gewaltigen, trotzigen Gesellen.

Dann hieß es: Nagelschuhe aus und die Kletterschuhe angezogen. Das Seil ward umgelegt, der Anstieg begann. Im überhängenden Kamin ging es schwer hinauf, senkrecht, lange Zeit, aber schnell, denn mein Körper war gestählt durch die vielen Tage des Umherirrens hier oben. Nun kletterten wir in die freie Wand hinaus. Schwindlig war ich nicht. Der Führer zeigte, wie in immer mehr versinkender Tiefe dämmerig unten auf dem Geröll unser Gepäck lag, fast gerade unter uns, daß ein Steinwurf es hätte treffen können.

Die Wand ward steiler und steiler. Auf schmalen Bändern ging es an den Felsen hin. Ab und zu traf mich ein forschender Blick des Führers, ob ich dem auch gewachsen sei, aber ich lachte ihn nur an:

— Es ist schön!

Immer mehr gewannen wir an Höhe. Kleine Felsvorsprünge gaben Halt dem Fuß und Muschelvertiefungen und -köpfe Halt der Hand. Bald lag nach steilem Klettern, daß der Körper durchgearbeitet ward und Schweißtropfen mir auf der Stirn standen, die hohe Wand hinter uns, und auf dem Grat tat

sich jäh ein Ausblick auf, wie ich ihn nicht geahnt hatte.

Tief sank es hinab auf der anderen Seite, aber milder, mäßiger geneigt. Wir konnten den wilden Felsenzirkus überblicken, an dessen Hintergrund schneebeglänzt in den ersten Strahlen der jungen Sonne hoch die Marmolata stand.

Nun begann die Kletterei über den Grat, langsam, vorsichtig. Lange immer steigend, ab und zu einen Blick in die furchtbare Tiefe. Wieder drehte sich vorsorglich der Führer um:

— Tut's Ihnen was?"

Zum zweiten Mal gab ich zurück:

— Es ist schön!

Das war es! Herrlich über die Maßen! Immer weiter, je höher wir stiegen, dehnte sich der Blick, immer fernere Gebirgszüge tauchten auf, immer mehr Täler öffneten sich. Jetzt ging es nicht mehr aufrecht, man mußte die Felsen wieder anpacken und sich festhalten auf der schmalen Schneide.

Aber da winkte auch schon der Gipfel. Hoch reckte er sich hinan, in einem letzten Aufschwunge noch. Der war bald überwunden und ebenso der kurze Grat. Gewaltige Blöcke lagen dort geschichtet, ein breiter Steinmann türmte sich auf. Ich stand daneben, während der Führer mir langsam den Knoten des Seiles löste. Nun fiel es geringelt gleich einer Schlange zu Bo-

den, und ich war auf schmalem Felsengrat frei und allein.

Allein, wie ich durchs Leben schreiten sollte, allein und doch nicht mehr so allein wie in den ersten Tagen, den ersten Wochen, wie in dieser letzten furchtbaren Zeit. Und doch nicht allein, sondern mit der Erinnerung an Maria, mit dem Gedanken, daß sie allen Leidens, aller Erdenqual entrückt auf mich niederschaute.

Mir war es, als sollte ich die Arme ausstrecken, als müßte eine Hand aus den Wolken reichen und sie fassen. Als würde ich den Hauch ihres Mundes spüren und ihren Atem an meinem Ohr, der mir leise einen Gruß zuflüsterte.

Ich ließ den Führer den Rucksack auspacken und ging ein Stück abseits hinaus auf den Grat; dort setzte ich mich hin in der Sonne, die, höher gestiegen, wohlig mir den Rücken wärmte. Alle Herrlichkeit der Erde lag zu meinen Füßen. Das Land Tirol ringsum, die Schweiz in der Weite, dort unten eine Ahnung von Italien, dort, wo Pernese lag mit unserer Bank am Meer.

Und ich dachte wieder an all das Glück, das mir mein Weib geschenkt hatte. Dachte zurück an den Tag, da ich sie zum ersten Mal gesehen, an die Stunden, die wir verplaudert und uns in den Armen gelegen. Zurück an unser Heim, an unser Haus und unsere Liebe. Ich dachte zurück an alles, was doch unrett-

bar verloren hinter mir lag, zurück an jene trauertiefe Zeit in Meran, an Marias tapferes, ruhiges Sterben.

Ihre Gestalt stand mir wieder vor Augen, nicht ganz wie bisher, ein wenig schien sie mir verändert, wie in Dunst, in Nebel, verklärt, weich. Nicht scharf. Nicht in Einzelheiten. Nicht, daß sie schwarze Haare gehabt und nachttiefe Augen. Nicht, daß ihre Haut weiß und der Duft süß, der ihr entströmte. Nicht, wie sie gesprochen, ihre Stimme leise zu mir geklungen. Es schien mir alles körperlich ferner und entrückter, weggelöscht.

War das die Zeit? Verblaßte die Erinnerung? Nein, o nein. Sie blieb mein Weib. Doch ich wußte, daß sie nicht mehr bei mir war, nicht mehr bei mir sein konnte. Ich begann mir zu sagen: Es ist ein Glück für sie gewesen. Was hätte sie gelitten! Es ist besser so. Sie ist frei, entrückt. Sie wird auf mich warten dort oben.

Ich sah nicht mehr ihre Gestalt. Ich hörte nicht mehr ihre Stimme. Es umschwebte mich ihr Segen. Der Segen eines reinen, deutschen Weibes. Eines Weibes, das den Mann liebt, das bereit ist, alles für ihn zu tun. Der Segen der Liebe, der Ehe. Ein Segen, nie wieder auszulöschen aus meinem Dasein. Dieses Gefühl: sie umschwebt mich, sie ist bei mir, das gab mir Ruhe und Sicherheit, das Bewußtsein: sie ist glücklich, wie ein Mensch auf dieser Erde es nicht sein kann.

Ich dachte an sie, still, fast heiter. Ein liebes Bild

ohne Leiden, nicht wie es am Ende gewesen. Sie stand vor mir wie in ihrer gesunden Zeit, in jenen Tagen, als sie den Brief schrieb, den ich in ihrer Stube fand. Das entsetzliche „Und“, das mich gequält wie ein banges Rätsel, begann sich in meiner Seele langsam zu lösen. Jenes „Und“ war keine Frage, nicht ein Wort der Liebe, das ich nicht zu entwirren wußte. War nicht die Qual: wie geht es weiter? Jenes „Und“ war: „Ich und du,“ der Bindestrich zwischen uns. Das Gemeinsame, das nie schwinden konnte, das die Jahre nicht löschten. Es war die Liebe.

Ich fühlte mich beruhigt bei dieser Lösung. Ich begriff nicht, wie ich anders hatte denken können. Ich sah zum blauen Firmamente auf und wußte: Dort oben ist sie in Ätherhöhen irgendwo, mir nah, mir fern, ganz gleich — mein unverlorenes Eigentum.

Ich wußte: sie schaut herab auf mich, noch auf diesem Erdenball Umhergetriebenen. Sie folgt mir mit einem weichen stillen Lächeln. Sie wird, wenn die Stirne sich mir runzelt, denken, er wird wieder heiter werden. Sie wird dort oben wissen, daß das Leid doch immer wieder der Freude weicht. Sie wird mir, wenn ich zum festen Boden dieser Welt zurückkehre, nicht zürnen, nicht glauben, ich sei abtrünnig. Sie wird es selbst so wollen. Sie würde, ginge sie noch hier unten, mir sagen: Sei stark, so wie ich, mein Lieb, tapfer gestorben bin!

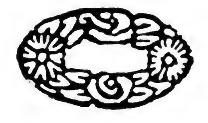
Es war mir, als wollte sie mich zurückweisen zu

dieser Erde. Als spräche sie: Du kannst dein Leben nicht verbringen in Trauer und Grübeln. Der Mensch ist nicht dazu da, um nichts zu tun. Arbeit wird dir helfen. Steige nieder von den Höhen, aus den Bergen. Nieder ins Tal wieder zu den Menschen, zu dem Beruf, dem du gehörtest. Arbeite, nütze die Zeit, leiste etwas. Da wird mein Segen mit dir gehen, da werde ich freundlich niederblicken auf dich und warten, bis du zu mir kommst.

Da erhob ich mich und reckte die Arme wie segnend über das Land, über die Erde, auf der ich noch stand, die ich noch brauchte, die mich nährte, aber die ich verdienen mußte durch meinen Schweiß.

Es war mir, als hätten diese Höhen mit ihrer klaren Luft dem Himmel näher, alle Dünste und Gedanken aus meiner Seele geweht, die gedroht, die Vernunft zu ersticken und ein unnützes Glied der Gesellschaft aus mir zu machen.

Die herbe Luft hatte mir Heilung gebracht. Ich wollte zurück zu der Erde, zu den Tälern, unter dem milden Auge meines Weibes, das da meinen Weg verfolgend herabblickte auf mich, wieder zurückkehren zur Arbeit.



Da ich nun herabgestiegen war zu den Niederungen der Menschen, fand ich mich allmählich zum Leben zurück.

Ich war wieder eingetreten. Meine Bitte wurde berücksichtigt, mich aus dem Regiment zu nehmen, dem ich angehört hatte. Ich wollte alles hinter mich werfen, frisch beginnen. So lieb die Kameraden waren, nichts sollte mich mehr mit der Vergangenheit verknüpfen. Da ich inzwischen Major geworden war, wurde auch mein Wirkungskreis ein anderer.

Ich hatte gefürchtet, in dieser Zwitterstellung zwischen der Schwadron und dem Regiment nicht Arbeit genug zu finden. Der Zufall kam zu Hilfe. Der Kommandeur wurde krank, ich mußte ihn vertreten. Sein Leiden zog sich hin, und allmählich ruhte auf mir der ganze Dienst des Regiments. Als er dann gesund geworden war, schonte er sich noch, überließ mir viel und war mir dankbar, wie ich im stillen Herzen ihm.

In einem Grenzort lag unser Regiment. Belustigungen gab es nicht. Kein Theater, keine Zerstreuung. Mir gerade recht. Ich lebte nun mit all den jungen Leuten im Kasino zusammen, mit gutgearteten Menschen, die es mir zur Freude machten, über ihnen und zur Seite ihnen zu stehen.

In mir, der ich nun, wie mir schien, alt, sehr alt geworden war, erwuchsen wieder meine jungen Leut-

nantsjahre, und mit der Jugend versuchte ich jung zu sein. Ich habe in jenen Zeiten wieder lachen gelernt, habe die Scherze erlebt, die die Jugend treibt, habe den Leichtsinn mit angesehen der zwanzig Jahre. Ich, der ich kein Philister gewesen, der ich einst selbst geglaubt hatte, die Welt auf den Kopf stellen zu sollen, habe mit diesen jungen Leuten gewirtschaftet und gearbeitet, habe manchen, der auf der Kippe stand, zu Vernunft und Ehre zurückgeführt, wenn beides drohte, an ihren Grenzen erreicht zu werden.

Ich weiß es heute und darf es von mir sagen, daß ich in dieser Zeit ein guter Geist gewesen bin manchem jungen Blut. Ich habe nicht gefragt: ‚Wie könnt ihr das tun?‘ wenn die Versuchung an sie herantrat. Ich habe ihnen gesagt: ‚Lieben Freunde, auch ich war jung, auch mir standen mal die Sterne nicht hoch genug. Nach allen Planeten und Sonnen wollte ich greifen. Das kühlt sich mit der Zeit, und wir erkennen, daß der Himmel weltenweit sich über uns wölbt, daß wir nur still im Abglanz seiner Lichter leben, daß die Berührung mit ihnen uns versengen würde und verbrennen.‘

Ich habe diesen jungen Menschen in Gefahr zur Seite gestanden. Ich habe gesagt: ‚Du brauchst zu viel. Ist das anständig, wenn du mehr ausgibst, als du hast? Auch ich habe mehr Geld vertrödelt, als ich besaß, aber ich bin noch zeitig genug erwacht. Erwache auch du.‘

Wenn einer drohte, in den Fesseln der Liebe hängen zu bleiben, dort, wo die Liebe keine Liebe war, zu ihm habe ich gesprochen: ‚Sieh, mein junger Freund, mein Herz, mein armes Herz hat einstmals täglich für eine andere geloht. Auch mein Herz wollte sich verlieren. Was kommt dabei heraus? Raffe dich auf, rette dich. Behalte den Kopf oben. Sieh dich um nach einer braven, lieben Frau!‘

Sie glaubten mir alle, diese jungen Leute, die von Hause gekommen waren, von der Schule, aus dem Korps, mit seinem Zwang und seiner Unselbständigkeit. Hinausgeschickt, mit einem Male frei, auf sich selbst gestellt. War es ein Wunder, wenn sie da nicht gleich feststanden?

Ich habe glückliche Zeiten verlebt mit diesen blonden, schlanken, großen deutschen Menschen meiner Abkunft, meiner Rasse, meines Volkes. Menschen, die alle gut geartet waren, die nur Lebenslust und heißes Blut manchmal trieb, über die Stränge zu schlagen.

Da waren welche aus dem fernen Osten, Gutssöhne, aufgewachsen mit den Pferden, unverdorben von der Stadt. Da waren andere aus Berlin, die sich unglücklich fühlten in der Verbannung, hier in unserem kleinen elsässischen Nest. Sie kamen zu uns, angekränkelt vom Hauch der Großstadt. Sie meinten, hier sterben zu müssen, sprachen davon, den Abschied zu nehmen, waren bleich und müde und lässig. Sie kamen

mit der Idee, dem Vorgesetzten, der ganzen Welt fluchen zu sollen, da man sie hierher gesetzt in diesen elenden Ort, wo kein anständiger Mensch leben könnte.

Aber wir, die Älteren — denn ein paar Rittmeister halfen mir dabei — zeigten ihnen, daß man überall leben und überall glücklich sein kann, wenn man nur eins hat — Arbeit. Wir sagten ihnen in langen Stunden im Kasino, wenn nach Tisch die Zigarre brannte: „Ihr seid hier auf einen Ehrenposten gestellt, ihr sollt junge Volksgenossen, die aus den Fabriken kommen, aus Dunst und Qualm, die von niederen Berufen stammen, wo sie gearbeitet wie die Maschinen, ohne aufzublicken von morgens früh bis in die Nacht, zu Menschen erziehen und zu menschenwürdigem Leben.

‚Ihr sollt ihnen zeigen, daß es das Höchste ist, seine Pflicht zu tun, daß man aber dabei — und wenn man auch stramm steht — ein freudiges Gesicht machen kann. Ihr sollt euren Stolz darein setzen, nach einem Jahr schon einen bleichen, verhungerten Menschen von der Landstraße, einen überarbeiteten Burschen aus der Fabrik, einen groben, ungeschlachten Jungen vom Lande, einen verkommenen Städter umzuwandeln zum frohgesinnten Reiter. Zu einem Menschen, der seine Glieder gebrauchen lernt, der etwas hört und sieht und weiß von der Welt. Ihr sollt Erzieher sein. Und müßt ihr euch da nicht zuerst selbst erziehen?‘

Dann haben wir Ritte zusammen gemacht und den jungen Offizieren beigebracht: die Freude am Pferde, am Material, das uns dienen muß, die Sorge für den Beruf, für den kommenden Krieg.

An den Abenden in jenem kleinen Nest haben wir ihnen gezeigt, daß es edlere Freuden gibt als Trunk und Spiel, daß man niedersteigen kann in die Schönheiten von guten Büchern, daß das, was man einmal gelesen und gelernt hat, uns Besitz bleibt, uns erhöht und kräftigt und gesundet.

Und alle diese jungen Soldaten — mein Gott, es gab auch Ausnahmen dabei, denen keiner von uns helfen konnte — sie alle wandelten sich um. Sie saßen die Abende zu Haus; sie lernten, sie lasen. Sie unterhielten sich. Sie hörten von den älteren ein Gespräch über ihre Jahre hinaus, daß die Welt nicht nur steht zum Lachen und Scherzen, daß das Dasein, wenn man ihm auch mit festem, freudigem Auge ins Gesicht sehen kann, ernst ist, bitter ernst.

Diese jungen Leute lernten in jener Zeit im kleinen Kreise unserer Damen, daß es „Weiber" gibt, an die sie nicht brauchten Hirn und Geld zu verlieren, die ihnen etwas mitgeben konnten, wenn sie nach Haus gingen: das Gefühl, in Berührung gewesen zu sein mit einer anständigen deutschen Frau.

Ich habe in jenen Jahren nicht Zeit gehabt, trüben Gedanken nachzuhängen. Ich habe gearbeitet

und in junge Menschen Seelen eingepflanzt nach meinem Vermögen. Kein großes militärisches Licht bin ich gewesen, kein Mann mit den roten Streifen; aber ich habe versucht, auf dem Platz, wohin mich mein König gestellt, meine Pflicht zu tun und zu arbeiten. In jenen Jahren empfand ich, wie niemals noch, den Segen der Tätigkeit.

Am frühen Morgen ging es fort zu Pferde hinaus zum Dienst, und immer wenn ich aufstand, dachte ich ruhig an jedem Tage, den Gott werden ließ, an meine Maria. Jeden Abend, wenn ich nach des Tages Mühe und Frohsinn mein Lager aufgesucht, habe ich auf dem Bettrand gesessen, und wieder waren all meine Gedanken bei der, die mich unsäglich glücklich gemacht hatte. Ihr Segen leuchtete über mir so stark wie am ersten Tage.

Das Bild der Toten ist in meinem Herzen aufrecht geblieben. Wie ich in den Tiroler Bergen empfand, daß es anfing, sich zu verklären, die kleinen Wesenszüge schwanden, so arbeiteten die Jahre weiter. Es blieb von meinem Weibe nicht mehr der Erdenrest, die Schlacken, so lieb und gut auch Kleines, Kleinliches an ihr gewesen. Verklärt ward mir ihre Gestalt, gleich einem Engel umschwebte sie mich. Sie bedeutete für mich Segen. Nur Segen.

Ich habe mich gefragt, wenn ich vor einer Entscheidung stand: Was würde Maria dazu sagen? Es

war mir, sobald ich eine Freude gehabt, als müßte ich sie ihr mitteilen. Formten die Lippen auch keine Worte, so glitt doch der Gedanke zurück zu der, die einst mein Weib gewesen war, und ich sagte mir: Das hätte sie glücklich gemacht. Ja, ein Segen ging von ihr aus. Ein Segen, der mein Leben wie ein stilles Licht umstrahlte, der mir Ruhe gab und Heiterkeit.

Ich habe es bald über mich gewonnen, mit den Menschen von ihr zu reden. Mit guten Freunden, mit unserem Adjutanten, einem jungen, lieben, prächtigen Kerl, der mir am nächsten stand in diesem Freundeskreise unseres Regiments. Er hatte nie gefragt, es kam von selbst. Ich öffnete ihm mein Herz, ich sagte, auch ich sei einmal glücklich gewesen. Ich habe ihm von meiner Frau erzählt und, an meinen Worten mich entzündend, eines Abends, als er mir noch einen Befehl brachte, stundenlang mit ihm gesessen.

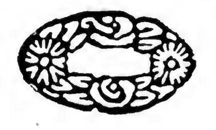
Ich habe ihm berichtet, wie wir uns gefunden damals dort unten am Meer. Wie wir sofort gewußt: eins sei bestimmt für den anderen. Von der Zeit in dem kleinen Ort habe ich ihm erzählt, von der Krankheit und von jenem langen, langen Sterben.

Kein Wort hat er gesagt. Er drückte mir nur die Hand. An etwas Seltsamem merkte ich, wie bewegt er war und wie er es aufgenommen, was ich ihm anvertraute. Als wir schieden, nannte er mich nicht ein einziges Mal mehr „Herr Major". Sein

„Sie“, das undienstlich immer wiederkehrte, schien mir zu sagen: Heute spricht allein der Mensch zum Menschen.

In jenen Jahren habe ich jedes Frühjahr, jeden Herbst das Grab besucht. Der kleine Hügel war nun dicht bewachsen, hoch umstanden. Eine schmale, niedrige Brüstung lief darum, kein Gitter. Maria sollte nicht abgeschlossen sein. Es war mir, als müsse man frei nach allen Seiten blicken können. Die beiden Zypressen, die ihr zu Häupten standen, waren groß geworden im Laufe der Zeit. Rosen blühten über dem Kreuz, ein dicker Teppich hatte den ganzen Hügel überwuchert, und nur die Worte der Schrift waren herausgeschnitten aus dem dichten Grün: „Die Liebe höret nimmer auf.“

Ich habe oft zum Urlaub ein paar Tage zugebracht dort unten in Meran, und immer war ich draußen, wie einst in den dumpfen Zeiten, auf den Höhen rund am gesegneten Tal: in Marling, im Naiftal, an der Fragsburg, in Schloß Tirol. Dort saß ich ganz allein und blickte wie früher nieder auf den kleinen Fleck des Friedhofes. Dann reiste ich still wieder ab, wie ich gekommen. In mir war es ruhig. Mein Geist war gefaßt. Ich hatte das Gleichgewicht meiner Seele wiedergefunden. Nur mein Herz, mein Herz war tot.



Sind wir nicht seltsam, wir Menschen alle, daß wir meinen, wir könnten nie gesunden, wenn uns ein Leid traf — und nach ein paar Jahren sind wir gesund?

Die Jahre gingen und gingen, und mir, der ich übrig geblieben war von uns beiden, ward die Pflicht, zu leben und tätig zu sein, die Pflicht des Tages.

Es schien, als sollten die Bande, die einst geknüpft, allmählich gelöst werden. Marias Mutter war gestorben. Nicht am Kummer allein, wie die Menschen meinten, die da behaupteten, sie habe sich vom Verlust der Tochter nicht erholen können, nein, sie starb nach einer Operation in der Klinik. Und der Geheimrat folgte ihr bald darauf.

Wir hatten uns wenig gesehen. Jedes Jahr nur trafen wir uns. Zweimal war ich mit ihnen in Meran zusammen. Aber dann kam der Urlaub zu verschiedener Zeit. Er ging in die Berge und, nachdem seine Frau gestorben, mehr noch denn früher. Da hat der alte Steiger sich übernommen. Bei einer Expedition am Montblanc mußte er wegen Schneesturmes dreimal auf den Gletschern biwakieren. Davon hat er sich nie wieder recht erholt. Er ging langsam dahin. Er löschte aus. Eine Krankheit wußte der Arzt mir nicht anzugeben.

Ich war in seinen letzten Tagen um ihn. Meine Pflicht als Sohn, der ich blieb wie vorerst, habe ich

erfüllt. Es war ein Trost für ihn, der nun allein stand, mir am Ende die Hand zu drücken. Dann kehrte ich heim, ernst, nachdenklich. Es war, als sollte alles weggelöscht werden aus den Tagen meines Glückes.

Da fand ich einmal, als ich altes Zivil verkaufen wollte und die Taschen nachsah, daß nichts stecken bliebe, einen nicht geöffneten Brief. Ich sah ihn erstaunt an. Jahrelang hatte er dort geruht. Es war die Antwort des Hotels in Pernese, als ich damals auf Marias Wunsch angefragt hatte, ob unsere Bank noch stände. Ich riß sie auf und las die Worte, eine Auskunft, als hätte ich ein Zimmer bestellt.

Jawohl, die Bank stand noch, und sie hofften, wir würden bald eintreffen, und fragten an, ihrer Verfügungen halber, um welche Zeit etwa und wie viel Räume sie zurückhalten sollten.

Mit einem Lächeln tat ich den Brief fort. Er rührte mich nicht mehr nach diesen langen Jahren! Und da war es mir, als ich mit dem Brief in der Tasche allein einen Ritt machte, als läge mein und Marias Glück so weit in nebelhoher Ferne, so weit etwa wie meine Jugend.

Ich hatte diese Frau geliebt, wie ein Mann sein Weib nur lieben kann. Ich hatte alles mit ihr geteilt. Ich hatte ihren bitteren Tod erlebt. Es schien, als sollte ich den Verstand verlieren. Ich hatte nicht

essen und denken können, als wäre es mir versagt, weiter zu leben.

Und die Jahre waren gekommen, und hatten an der Erinnerung gezehrt und gefressen, das Bild der Toten gemodelt und geändert, und heute dachte ich an das alles wie an einen fernen Traum. Was ist Menschenwerk und Menschenherz? Eine Liebe über das Grab hinaus, eine Liebe auf ewig? — Nach wenigen armseligen Jahren ist sie verblaßt wie ein Stoff, der jahraus, jahrein in der Sonne liegt, von dessen leuchtender Pracht und Schönheit man in seinem stumpfen Grau nichts mehr ahnt.

War es mein Herz, das einst so wandelbar gewesen in jungen Jahren, das den Eindruck nicht wahren konnte? Mir ward das Ereignis klar wie ein gräßliches Rätsel, und den ganzen Tag ging mir der Gedanke im Kopfe herum: War ich untreu, daß ich so schnell vergaß?

Aber dann saß ich abends am Schreibtisch und nahm noch einmal Briefe vor von Maria, und wie ich diese Zeilen las, trat mir ihr Bild wieder vor Augen.

Ich sah das Datum an. Sieben Jahre. Wird man anders in dieser Zeit? Häuten wir uns denn wie Amphibien? Ich dachte so ruhig zurück. Dankbar wohl, aber doch fast, als ginge das mich nichts mehr an. Es war unabänderlich, ich hatte mich längst in den Gang meines Lebens gefügt.

Was lag noch vor mir? Meine Schläfen waren ergraut, auch auf dem Scheitel begann es, weiß zu werden. All der Drang und Jugendmut hatte sich gekühlt. Lächelnd sah ich in der jungen Generation das wieder aufblühen, was ich einst gewesen war.

Längst hatte ich ein Regiment. Meine lieben jungen Kerls im Elsaß traf ich hier und da wieder, einen hatte ich bei mir selbst, sonst sah ich nichts mehr davon. Auch diese Zeit der Genesung lag abgeschlossen hinter mir.

Ich hatte hier und da einen dienstlichen Ärger, und mein altes Temperament, das sofort beim Abschiednehmen gewesen, zuckte wohl in mir auf, und ich sagte: Beim nächsten Mal gehe ich. — Aber was dann?

Das Nichts schaute mir entgegen. Von Marias Seite, wie ich erzählt, war alles dahin. Ich selbst stand allein. Was mit mir einst in jungen Leutnantsjahren getobt, getanzt, geritten und geliebt hatte, war nun still, verändert, ruhig, ganz still zum Teil geworden, denn Dutzende weilten nicht mehr unter uns.

Ich nahm einmal die Rangliste vor aus meinem ersten Leutnantsjahr und las die Namen. Mein Gott, was war aus ihnen allen geworden! Der über die Höhe, jener tot, der verunglückt, der sozial herabgekommen.

Da ward mir sehr ernst zu Sinn, und wie ich am Spiegel vorüberging, sah ich mich noch einmal

an. Wirklich — beinah weiß; Furchen um die Augen und in den Wangen. Ich wurde alt.

Aber da kam der Dienst und frische Tätigkeit, und die Stimmung ging wieder vorüber. Und wieder eines Abends, als ich still in meinem Zimmer saß — der Kommandeur konnte nicht mehr so mit seinen Leutnants verkehren wie der Major — da bedrückten mich abermals die Gedanken an die Vergangenheit, an das Sterben der Freunde, an die Zukunft, an mein Alleinsein. Ja, ich fühlte mich allein, sehr allein.

Ich blätterte in dem dicken Buche der Erinnerung, und da tauchte eine Gestalt vor mir auf. Ein Mädchen, nicht schön, nicht einmal hübsch. Blond, schlank, mit stillen blauen Augen.

Ich dachte an sie zurück, die meine ersten Jugendjahre begleitet, die ich einmal geglaubt hatte, mir zu gewinnen, die mir wieder entwichen war unter den Händen, ich begriff selbst nicht wie. Ich dachte daran, wie wir uns Jahre entfernt, und wie sie nach Jahren, immer nach Jahren wieder aufgetaucht und in meinen Gesichtskreis gekommen war.

Mir stand vor Augen, wie lieb Maria sie gehabt hatte. Ich sah dies zarte, bescheidene Wesen in dem schwarzen Kleide, wie sie, da alles zu Ende gegangen, zu mir sprach: „Heimgegangen".

Ihre Hand wollte ich fassen. Sie wäre mir ein Trost gewesen in der Einsamkeit. Wo weilte sie? Wie

kam es, daß ich jahrelang nichts von ihr gehört? Sie war mir aus den Augen, aus dem Gesichtskreis entschwunden. Und nun in der Stille meines Zimmers stand sie wieder vor mir wie einst in guten Tagen, und ich hörte ihre Stimme, die so anders klang als die Marias, und doch ebenso weich, weiblich, zart war und lieb.

Ich hörte sie zu mir sprechen damals in der jungen Leutnantszeit, als mein Herz so stürmisch schlug. Sah sie vor mir, als ich ihr gebeichtet hatte, daß ich jene gefunden, die mein Leben teilen sollte. Und eine große Sehnsucht überkam mich in meiner Einsamkeit nach diesem lieben, einfachen Geschöpf. Es war mir, als wäre nichts übrig, nur sie. Der einzige Rest meiner Vergangenheit, ein Vermächtnis meiner Maria.

Ich träumte davon, wir säßen hier zusammen und sprächen von einst. Sie, der einzige Mensch, zu dem die Brücke ging in das Land der Jugend. Ich überlegte. Konnte ich ihr schreiben? Aber wohin?

Wie war es möglich, sich mit ihr zu treffen? Ich fand, daß nur der Zufall es geben konnte. Ich wollte bei Bekannten anfragen, die sie vielleicht auch kannten: Haben Sie nichts von Fräulein von Leristow gehört?

Ich begriff nicht, daß ich die Jahre nicht an sie gedacht hatte. Ich verstand nicht, daß ich ihr nicht begegnet war. Einmal mußte man sich doch treffen.

Und doch, wie? Sie kam nicht in die Garnison, und wenn sie vielleicht in Berlin geweilt hatte, mochte ich wohl nicht dort gewesen sein. Zufall — Zufall alles im Leben!

Immer mehr stieg in mir die Sehnsucht sie zu sehen. Was wollte ich von ihr?

Reden von früher, ach, nur sie wiedersehen. Wie sah sie wohl aus? Sie war älter als ich. War sie auch grau geworden? Plötzlich kam mir ein Gedanke: Lebte sie noch? Aber ich hätte ihren Tod erfahren. Nein. Wenn ich von der Lebenden nichts hörte, wer sollte wissen, daß ich sie gekannt hatte?

Und ein anderer Gedanke schlich sich in meine Seele: Vielleicht hatte sie einen Mann gefunden. Hätte sie es mir nicht angezeigt? Vielleicht nicht. Gerade nicht. Und doch? . . . . . .

Immer, wenn ich in dieser Zeit allein in meinem Zimmer saß, krampfte sich an meine einsame Seele leise der Gedanke an — Herzeloïde. — — —

Da ging nun endlich der Winter zu Ende. Es regte sich in der Natur. Leise überzogen sich Sträucher und Bäume mit grünem Hauch. Der Rasen begann andere Farbe zu gewinnen, der Zauber des Lenzes hob an. Draußen die Obstbaumpflanzungen färbten sich weiß und rosa, es rieselte nieder von den Zweigen, und das Gras, das nun schon kräftig gedieh, war wie nach einem leisen Schneefall mit einzelnen Flocken bestäubt.

Dann kam die Wärme. Die Sonne lachte am Himmel, ein weicher Wind strich über die Saaten. Überall grünte und sproßte es, und als sich allmählich, Fingern gleich, aus den Kastanien die Blätter streckten, und als sich die Stengel emporschoben in allen Pflanzen und auseinanderfalteten, da ward mir wie jedes Jahr, wenn der Lenz in die Lande kommt, wieder seltsam frisch zumut, freudig, als ginge es irgend einem Unerwarteten entgegen.

Die Besichtigungen kamen. Auf dem weichen Exerzierplatz, der durch die letzten Regen seine Pflasterhärte verloren, galoppierten die Schwadronen. Die hohen Stäbe erschienen. Wir ernteten Lob. Mit klingendem Spiel zogen wir heim.

Es ward Sommer. Das Regiment stellte sich zusammen. Hoch standen nun die Felder in Saaten. Da kamen wieder die Stäbe, und in einsamer Weite vor der Front hielt ich, während mein Säbel knielängs fiel. Die Trompeten klangen. Ich übergab den Frontrapport, nachdem ich mich im Bogen an die Seite des obersten Kriegsherrn gesetzt hatte. An der Front ritten wir hinab.

Ich durfte mein Regiment vorführen, wie ich wollte. Wir exerzierten kurz und schnell, jede Muskel ward angespannt, jedes Pferdebein stand am rechten Fleck, jede Pferdenase dort, wo der Reiter sie haben wollte. Signale, Kommandos und Winke wurden

richtig aufgenommen. Wie ein Spektakelstück zog das Ganze vorbei, und mit wildem Hurra kam am Schluß die Attacke. Geschlossen, zusammengedrängt, mauergleich wie ein Wall. Dann stieg hoch die Staubwolke in die Lüfte, und als sie sich verzogen, stand das Regiment da mit prustenden und schnaubenden Pferden, unbeweglich die Reiter, und während die Trompeten schmetterten, sank wieder knielängs der Säbel.

Dann kam die Majestät, ritt am Regiment vorbei und sah all die jungen frischen Burschen an, denen die Freude aus den Augen lachte, daß alles geklappt hatte und gut gegangen war. Wir wurden gerufen: „Die Herren Offiziere!" Und unser Herr und Kaiser sprach. Er reichte mir die Hand. Es waren nur Worte des Lobes. Ich beugte mich nieder auf den Hals meines Pferdes. Dann kam die Standarte nach vorn, die Trompeter an die Tete, und die Majestät mit all dem glänzenden Stabe in seinen bunten Uniformen, mit seinen Orden und Schabracken und trippelnden, tanzenden Pferden ritt hinter der Musik.

Das kleine Städtchen hatte geflaggt. Aus allen Fenstern hingen die Fahnen. Die Menschen drängten sich, die Schulkinder waren aufgestellt. Weißgekleidete Jungfrauen kamen mit dem Bürgermeister. Stadtobrigkeit, Behörden, alles war versammelt. Ein Fest und ein Jubel und Trubel.

Dann wartete der Zug, und wir standen am

Bahnhof. Ein Gruß. Wie die Mauern standen wir, die Hand am Helm. Es zitterte der Boden. Immer kleiner ward der letzte Wagen, und als der Schienenstrang einsam lag, wandte ich mich zu meinen Herren und sah nur glücklich strahlende Gesichter.

Dann ward das kleine Nest wieder still und einsam, und eines Tages hing ich den bunten Rock in den Schrank, und mit dem Reiseanzug stieg ich in den Zug. Die Felder wogten während der Fahrt rechts und links im leichten Wind wie ein riesiges gelbes Meer.

Ich lehnte im Coupé in der Ecke, mir war es, als wäre ich Jahre jünger, fester, sicherer, kräftiger geworden, und während ich die Augen schloß auf der kurzen Fahrt, lächelte ich manchmal vor mich hin und fühlte mich wohl und glücklich.

Ich schlief ein und begann zu träumen. Ich weiß nicht mehr, was es war, etwas Gehobenes, Freudiges, Glückseliges. Etwas wie in meinen jungen Jahren, als ich den Mädchen unter den Hut geschaut, als mein Herz so lichterloh brannte, mein armes, wandelbares Herz, täglich für eine andere.

Ich dachte: Was tue ich in Berlin? Wo gehe ich hin? Ich hatte keine Pläne, nur den Urlaub. Aber es würde sich schon etwas finden. Sollte ich nach Süden, nach Norden? Mir war alles gleich.

Als der Zug dann einlief, rieb ich mir die Augen,

fuhr empor, nahm Überzieher und Stock und bummelte, nachdem ich meine Sachen in das Hotel Unter den Linden geschickt, langsam die Straße hinunter.

Ich ging langsam, immer langsamer, denn es war heiß, und mir schwebte nur der eine Gedanke vor: du hast Lob geerntet, und dein Kaiser war zufrieden.

In meinem Herzen war ich meinen Herren dankbar, die alle ihre Pflicht getan hatten, den Unteroffizieren, die durchs Feuer gingen für mich, das wußte ich, und all den Kerls im ganzen Regiment, den „Musterknaben", wie den „Schweinehunden". Denn auch der letzte, der tausend Mal gewiß daneben gehauen, hatte diesmal sein armes Hirn zusammengenommen, und keinen konnte man tadeln.

Da überlegte ich so: Jetzt sollte Krieg sein. Mit diesen Sechshundert hättest du keine Not, die ritten blind in den Feind. Und ich hob den Stock, als ginge ich in die Auslage, als säße Hieb und Stich. Aber ich kam zur Wirklichkeit: ich war in Berlin auf der Straße. Ich war ein älterer, gesetzter Herr. Ich war Oberst und Regimentskommandeur, da mußte man schon würdig tun.

Doch nur ein menschliches Wesen hätte ich totmachen können, gerade vor mir eine Dame, die langsamer ging als ich. Schlank, blond. Schlank? Blond? Mein Gott!

Und ich beeilte mich. Ich lief an ihr vorbei und sah ihr unter den Hut! Dann ein Ruf:

— Herzeloïde!

Sie blieb stehen, sie schien erschrocken, sie blickte mich an. Beide Hände streckte ich ihr entgegen:

— Herzeloïde, was tun Sie hier?

Sie war purpurrot geworden. Wie sah sie aus? Wie einst? War sie älter geworden. Ich weiß es nicht. Ich sah nur dies liebe, freundliche Gesicht und fühlte nur den Jubel im Herzen: jetzt ist es gekommen, worauf du gewartet hast. Dies Aussprechen mit ihr, zu hören von der Vergangenheit.

Sie stand vor mir, und allmählich ebbte die rote Glut aus ihrem Gesicht zurück. Sie sagte nur:

— Sie?

— Ja, warum nicht ich? Ich habe Sie so lange nicht gesehen.

Ich wollte ihre Hände nicht loslassen. Ich drückte sie immer wieder.

— Sieben, sieben, ja sieben Jahre.

Sie hatte es sofort gewußt, und ich wiederholte nur:

— Wirklich sieben Jahre?

Dann fragte ich:

— Warum habe ich nichts von Ihnen gehört?

Sie schlug die Augen nieder:

— Hörte ich von Ihnen?

— Nein, aber Sie konnten mir doch schreiben.

— Ich Ihnen?

— Ich wußte doch nicht, wo Sie waren.

Sie sagte nicht das gleiche. Unwillkürlich waren wir miteinander weitergeschritten. Ich hätte am liebsten mich in ihren Arm gehängt. So ging ich denn dicht neben ihr, und nun begann ich zu fragen. Was sie hier täte, wo sie wären, wie es ihr gegangen in der Zeit. Auch sie begann zu fragen, und es ging hin und her. Mir war es nicht, als ob wir uns so lange nicht gesehen hätten.

Gibt es nicht Menschen, mit denen man nach acht Tagen immer neu anknüpfen muß? Herzeloïde war, als ob sie gestern noch vor mir gestanden, in ihrem schwarzen Kleide, als sie damals dies „Heimgegangen" gesprochen hatte.

Ich erzählte ihr alles aus meinem Leben. Ich sprach von der Zeit dort oben auf der Vajoletthütte, wo ich gesund geworden war und mich wiedergefunden hatte. Wie ich dann im Elsaß gewesen, wie ich das Regiment jetzt hätte. Ich teilte ihr mit, aufgeregt, als wäre ich fünfundzwanzig Jahre jünger, wie wir abgeschnitten, was Majestät gesagt. Ich erzählte es ihr nicht, als ob ich der Kommandeur wäre, sondern irgend ein junger Leutnant, der vor seinem Zuge in der Front mit hielt, ein junger Leutnant, der eben Herzeloïden getroffen in ihrem Kleide mit den seltsamen gemuster-

ten Herzen, und der sie eben erst gebeten hätte, sie so nennen zu dürfen.

— Wissen Sie noch, wie ich Sie damals darum bat? Wissen Sie, daß ich einen anderen Namen nicht kannte? Wissen Sie, daß, wenn ich Ihnen hätte schreiben wollen, ich hätte anfangen müssen: Liebe Herzeloïde? Liebe, darf ich denn das?

Sie nickte.

— ‚Liebe' darf ich sagen?

Sie wandte sich zu mir, und wieder ging ein leichtes Rot über ihre Wangen:

— Was sollten Sie anderes schreiben?

— Sie haben recht! — sagte ich und gab ihr die Hand. Und wie ich ihre schmalen, kleinen Finger in den meinen fühlte, war es mir, als sollte ich sie nicht wieder loslassen.

Ich ging nicht zu meinem Hotel, ich folgte ihr. Wir sind eine Stunde — was weiß ich — zwei Stunden zusammen spazierengegangen, und während der Zeit erfuhr ich alles.

Sie lebte draußen im Westen mit ihrer einen Nichte zusammen, die andere hatte sie verheiratet.

Endlich trennten wir uns. Wir verabredeten eine Zeit, wo ich hinauskommen sollte, in ihre Wohnung sie zu besuchen.

— Denn wir haben ja noch nichts gesprochen. Ich muß alles wissen, ganz genau.

— Interessiert Sie das?

— Das wissen Sie doch.

Und sie schien es zu wissen.

Am Nachmittag war ich draußen, eine Stunde vor der verabredeten Zeit. Ich hielt es allein im Hotel nicht mehr aus. Dann saß ich bei ihr, die Nichte war ausgegangen. Was sprachen wir? Ich weiß es nicht. Von allem, von jedem. Alles interessierte sie, alles interessierte mich. Wir hatten dieselben Gedanken, die gleichen Berührungspunkte.

Ich erzählte ihr lange von Meran, dann wieder vom Regiment, von meinem Leben, von meinen Pferden, von meinem Dasein. Ich erfuhr, daß, als der Geheimrat starb, sie gerade im Süden gewesen wäre, und sie es zu spät erfahren habe. Dann begann sie von ihrem Leben mir den Inhalt zu geben: Wann sie ausging. Wann sie heimkehrte, womit sie sich beschäftigte. Jede, jede Kleinigkeit wollte ich wissen. Ich erzählte, ich hätte Urlaub. Sie fragte:

— Wohin gehen Sie?

— Ich weiß es selbst nicht. Ich meine, ich bleibe in Berlin.

— Den ganzen Urlaub?

— So lange Sie wollen.

Sie gab leise zurück:

— Das habe ich doch nicht zu sagen.

— Doch. Sie sollen es bestimmen.

Sie lachte darüber.

Dann sah ich sie an, wie sie vor mir saß, jetzt ohne Hut, und gewahrte, daß doch vielleicht ein paar weiße Fäden ihr Haar durchzogen. Aber man merkte es nicht, und das Gesicht schien jugendlich wie einst. Ja, etwas Merkwürdiges kam mir vor: sie war hübscher geworden. Sie hatte jene Züge, die durch das Alter nicht leiden, die, wenn sie runder werden, besser aussehen vielleicht als in jungen Jahren.

Aber die Gestalt war die gleiche, groß und schlank, nur etwas voller vielleicht. Das Haar war so schön, der Mund so lieb, wenn er lächelte, und die Augen wie früher; die Augen, das Beste an diesem Wesen. Denn man sah in ihnen die Tiefe, die Güte, die Weiblichkeit. Es waren Augen, die das Lügen nicht gelernt hatten. Augen der Treue, der Klarheit, der Wahrheit.

Lange blickte ich sie an. Aber da wir nicht sprachen, merkte sie es und fragte:

— Was haben Sie denn?

— Darf ich Sie nicht anschauen?

Sie lachte:

— Gewiß.

— Ich habe Sie so lange nicht gesehen.

Ganz flüchtig, vorsichtig fast gab sie zurück, und dann war es beinahe, als ob es ihr leid täte:

— *Mir* ist es lange erschienen.

Ich wollte noch mehr sagen, doch ich schwieg.

Dann kam die Nichte, ein liebes, junges Ding, bescheiden wie Herzeloïde, beinahe, als wäre es ihre Tochter. Doch ich hatte nicht Augen für sie, ich sprach mit Herzeloïden. Nicht einen Augenblick ging es mir so wie mit tausend Menschen, daß man sucht nach etwas, die Gedanken fortzuführen. Immer wußte ich es, immer kam es von selbst, daß ich ihr etwas erzählte, daß ich etwas fragte, zur Vergangenheit zurückleitend, daß ich von der Gegenwart sprach, nur nicht von der Zukunft.

Es war schon dunkel geworden, als ich endlich aufbrach. Die Nichte war ab und zu fortgegangen. Dann kam sie wieder, still und leise, und hörte zu, wie wir beide uns unterhielten. Ich ging, und wie es mir selbstverständlich schien, zog ich Herzeloïdens Hand an die Lippen. Sie wehrte es nicht ab. Ich fragte nur:

— Wann darf ich wiederkommen?

— Wann Sie wollen.

— Morgen?

— Natürlich.

Ich ging, pfiff auf der Treppe ein Signal, summte auf dem Wege ein Lied, focht wieder in der Luft Auslage vorwärts, Stich und Hieb und kam mir jung vor und elastisch und spannkräftig, daß ich es hätte mit jedem Leutnant aufnehmen mögen.

Am nächsten Tage wurde ich eitel: ich überlegte, welchen Anzug ich wählen sollte und welche Krawatte.

Ich kaufte mir ein Paar neue Handschuhe, setzte den Hut schräg auf den Kopf, und auf dem Wege dachte ich: Es geht ja zu Herzeloïden.

Dann saß ich wieder bei ihr, und abermals verrannen die Stunden. Als ich endlich gehen mußte, fragte ich wie am ersten Tage:

— Wann darf ich wiederkommen?

— Wann Sie wollen.

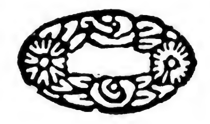
— Morgen?

— Natürlich.

Spornstreichs rannte ich davon, und in meinem Herzen war es Sonne, wie es seit Jahren nicht gewesen war. Nicht ein Frühling, nicht das Heraufziehen einer Leidenschaft wie einst in jüngeren Jahren, nicht das Bewußtsein: es keimt und sproßt, es wird grün, und die Sonne scheint! Nein, ich wußte: es ist Hochsommer in all seiner Pracht. Stolz stehen die Ernten, es reift die Saat. Belaubt sind die Bäume, es ist die hohe Zeit des Jahres. Wärme, Wachstum, Leben und Licht überall. Es ist die Mittagsstunde des Lebens.

Abends ging ich noch aus und setzte mich ins Café Bauer, auf den Balkon ganz allein. Unablässig rollten die Wagen die Friedrichstraße auf und ab. Unablässig kamen sie vorüber, die Linden herauf und hinunter. Menschenmengen drängten sich dort unten, Fremde, die ich nie gesehen, von denen ich keinen

kannte. Aber ich war doch nicht allein. Ich wußte in all dem Abendgewühl und Gelärm, in all dem Treiben der Großstadt, das vielleicht einsamer macht als die große Stille des Landes: du bist nicht allein. Nein, du bist nicht allein! Du hast sie wiedergefunden. Du wirst sie nicht lassen. Du kannst morgen zu ihr. Und jeden Tag und immer zu ihr, zu — Herzeloïden!



Ich ging auch zu ihr. Nichts wurde aus den Bergen, nichts aus der See. Den ganzen Urlaub blieb ich in Berlin. Er verfloß gleich einem Rausch, wie einst dem Schulbuben die Ferien. Als der letzte Tag gekommen war, sprach ich zu ihr:

— Herzeloïde, morgen muß ich fort.

Traurig blickten mich ihre Augen an; aber sofort nahm ich ihre Hand und küßte die schlanken Finger, die sie mir willig und selbstverständlich überließ:

— Ich komme wieder, Herzeloïde.

Sie fragte nicht ‚wann?' Aber ihre Blicke schienen es zu sagen. Ich war betrübt, daß es morgen zu

Ende sein sollte. Da bedrängte mich etwas. Ich fragte:

— War es denn recht, daß ich so viel zu Ihnen gekommen bin?

Sie zuckte die Achseln:

— Ich bin alt.

Ich lachte:

— Ich auch.

Doch sie wollte davon nichts wissen, ein Mann sei nicht alt. Ich rief:

— Glauben Sie, daß ich eine Junge brauchen könnte?

Da sie ein wenig verlegen schwieg, fühlte ich, daß ich zu viel gesagt hatte. Zu viel? Mein Gott, was wollte ich denn? Und es ward mir klar in diesem Augenblick: sollten wir unser ganzes Leben hier sitzen, uns besuchen? Denn ich wollte wiederkommen, immer wiederkommen, miteinander zu schwatzen wie die Kinder! Warum sollten wir beiden alternden Menschen, denen das Herz doch noch jung war, unser Leben nicht zusammentun?

Da nahm ich ihre Hand, beugte mich vor zu ihr und sagte:

— Herzeloïde, wollen wir einmal sprechen wie vernünftige Menschen?

Sie lächelte nur:

— Das tun wir doch immer.

— Nein, hören Sie! Sie haben mir einmal gesagt, Sie hätten eine Pflicht, Sie erzögen die beiden Mädchen. Nun, die eine haben Sie ja zwar glücklich untergebracht, die andere ist jedoch noch hier, und für die müssen Sie sorgen. Ist es nun aber nicht schlimm, wenn so ein armes Geschöpf nur eine Mutter hat und keinen Vater?

Herzeloïde wurde unruhig. Sie blickte mich an, wie zu fragen: Was soll das? Es erwachte in ihr etwas Jungfräuliches, als wollte sie aufstehen und meinen Fragen entfliehen. Doch ich ließ ihre Hände, die sie mir entziehen wollte, nicht los und fuhr fort zu sprechen:

— Herzeloïde, ich habe Ihnen gesagt, ich bin alt. Ich habe eine Frau gehabt, an die ich immer in Liebe und dankbar denken werde. Es ist schon lange her, daß sie von mir ging, aber sie war doch da, und jede andere würde die zweite sein, die an ihre Stelle tritt. Glauben Sie, daß eine Frau sich nicht daran stoßen würde?

— An was? — gab Herzeloïde zurück mit gesenkten Augen.

— Nun eben alles, was früher gewesen ist; mein Alter, an mein graues Haar?

Da senkte Herzeloïde den Kopf und sagte so leise, daß ich es kaum verstand:

— Sehen Sie die weißen Fäden?

Als sie sich wieder aufrichtete, erblickte ich sie von roter Glut überflammt. Da nahm ich ihren Kopf in beide Hände und drückte die Lippen auf das Haar, und wie ich hinschaute, entdeckte ich nur ein, zwei weiße Fäden. Da sie mit gesenktem Haupte blieb, suchte ich sie aufzurichten und fragte:

— Herzeloïde, wollen Sie es mit mir versuchen?

Sie nickte.

Ich stand auf, zog sie empor, legte ihre Arme um meinen Hals, dann sahen wir uns in die Augen, und so blieben wir lange. Sie begann zu lächeln. Da küßte ich sie auf den Mund. Umschlungen blieben wir stehen. Wir, die wir immer zu sprechen gewußt, schwiegen jetzt beide.

Es war dunkel im Zimmer geworden. Ich weiß nicht, wie lange wir so standen. Ich küßte nur ihre kleine Hand, und dann legten wir Stirn an Stirn und Wange an Wange. Sie hob den Kopf und wollte mir etwas sagen, aber sie sprach es nicht aus. Ich fragte:

— Was sollte es sein?

Sie wehrte ab.

— Ich muß es wissen.

Sie schüttelte wieder den Kopf.

— Wollen wir nicht alles wissen, einer vom anderen?

Nun sagte sie lebhaft:

— Ja.

Dann fragte sie ganz leise, nicht verschämt, sondern mit ängstlichem Ausdruck und indem ihre lieben Augen mich forschend anblickten:

— Bin ich Ihnen nicht zu alt?

Ich lachte auf:

— Zu alt? Nein, aber es muß anders heißen.

— Wie?

— Bin ich dir nicht zu alt?

Sie gab einfach, selbstverständlich mit einem Lächeln zurück:

— Bin ich dir nicht zu alt?

— Und ich nicht dir?

— Nein. Der Mann soll älter sein als die Frau.

Ich stellte mich böse:

— Wo steht das?

— Es ist besser.

— In unserem Alter?

Sie lachte und senkte die Stirn. Ich drückte die Lippen auf ihr Haar. Dann traten wir ans Fenster und hielten uns umschlungen, während wir hinausblickten auf den weiten dämmernden Platz, an dem sich allmählich ringsum die Lichter zu entzünden begannen.

Ich fragte:

— Hast du geglaubt, daß ich kommen würde?

Sie nickte.

— Und ich bin nicht gekommen.

Sie sagte leise:

— So lange nicht.

— Und wenn ich nun gar nicht gekommen wäre?

— Ich hätte nur an Sie gedacht.

— Was ist das? *Sie*?

Da ging ein glückseliges Lächeln über ihr Gesicht, daß ihre schönen Zähne in der Dämmerung glänzten, und ich sagte wie ein Leutnant in der Instruktion:

— Also, wie war das? Noch einmal die Antwort!

Gelehrig antwortete sie, langsam, jedes Wort betonend:

— Ich hätte nur an *dich* gedacht.

Während ich ihre kleinen Hände in den meinen hielt, immer einen Kuß auf die Knöchel drückte, ab und zu das Mädchen an mich zog, ihren Kopf an meine Schulter legend, den Duft ihres Haares einsog, ihre Wangen und ihre Stirn mit den Lippen streifte, fragte ich:

— Bin ich nicht spät gekommen?

— Einmal doch.

— Wußtest du, daß ich kommen würde?

Sie nickte schelmisch und lachte mich an.

— Seit wann?

— Seit drei Wochen.

— Früher nicht?

Sie schüttelte traurig den Kopf.

Mir kam ein Gedanke:

— Aber früher, ganz früher einmal?

Ich erhielt keine Antwort, und es war so dunkel geworden, daß ich ihre Züge nicht mehr erkennen konnte. Nun fragte ich und zog sie dicht zu mir:

— Hättest du immer Ja gesagt?

— Immer.

— Seit wann?

— Das sage ich nicht.

Ich aber bat und bat, und da sprach sie:

— Seit du mich Herzeloïde genannt hast.

Ich küßte sie zum Dank, und wir hielten uns in der tiefen Dunkelheit umschlungen. Ich genoß den Augenblick. Ein spätes, ruhiges, stilles Glück. Nicht eins wie damals, als stürmisch in den Jugendtagen mein Herz gepocht. Nicht eins, wie ich es mir damals erträumt. Nicht eins, das die Welt kosten sollte, daß ich hätte jubeln mögen und rufen zu allen Leuten: Die habe ich lieb! Nicht so wie in jener Zeit, da ich am blauen Meeresstrand auf der Bank mit Maria gesessen hatte.

Und doch schien es mir, als wäre die Liebe, die mich mit diesem alternden Mädchen verband, so echt, so tief, so gut wie jene aus des Lebens Lenz, wie jene aus den jungen Sommertagen. Es war kein

Sturm, der mich überrann, nicht eine Raserei, die mir das Blut durch die Adern trieb. Es war kein brennendes Feuer, keine lodernde Flamme. Es war eine stille, wärmende Glut, wie wir ans Feuer uns setzen an frischen Herbstestagen, wenn der Wald sich färbt, wenn nach frühem Sonnenuntergang es dunkel wird um uns und wir an die Heimkehr zu warmen Stuben denken.

Es war die Liebe, die sich heimisch fühlt, die sich nach trauter Zelle sehnt, die nicht prahlen und verkünden will: Ist die Meine nicht schön? die Schönste von allen, die ich mir erkoren? — Es war die Liebe, die da spricht: Ich habe die Welt gesehen. Ich habe genossen. Ich habe gearbeitet und gestrebt. Jahre sind vergangen, und siehe, es war alles eitel. Nicht Kampf, nicht Jubel, nicht prunken und prahlen will ich vor den Leuten. Ich suche einen stillen Abendfrieden.

Ich fühlte Herzeloïdens weichen, warmen Körper an meiner Seite, und wie ihre Arme um meinen Nacken lagen, wußte ich: Nun hört alles Hasten, alle Unruhe auf, nun habe ich ein Heim und einen Herd, nun bin ich geborgen.

Da hörte ich leise wieder die Worte mir ins Ohr:

— Ich habe so lange auf dich gewartet.

Ich drückte die schlanke Gestalt an mich und rief laut:

— Aber ich bin gekommen. Einmal doch.

Dann leise fragend:

— Hast du mich denn lieb?

Sie ließ mich los, nahm meine beiden Hände, dann trat sie einen Schritt zurück und sprach feierlich, wie ein Bekenntnis aus tiefster Seele:

— Ich habe dich lieb.

Ich küßte sie, und zum ersten Mal senkten sich ihre Lippen auf die meinen.

Ein Schauer lief ihr über den Leib, ihre Brust hob sich schneller und schneller, und plötzlich löste sich die Erwartung langer Jahre, ihr jähes Glück in heiße Tränen.

Ich nahm ihr Taschentuch, wischte ihr Gesicht und Augen, strich ihr über die Schulter und sprach:

— Nicht weinen, Herzeloïde, nicht weinen! Wir wollen doch glücklich sein.

Unter Tränen schmiegte sie sich an mich:

— Ja, wir wollen glücklich sein.

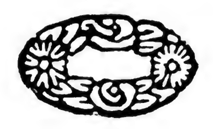
Da kamen Jugend und Kraft wieder über mich, ich rief mit Lachen:

— Und wir wollen lange glücklich sein. Lange, lange. Wir haben noch viel Zeit. Denn weißt du, Herzeloïde, ich will alt, steinalt werden, weil ich so spät zu dir gekommen bin.

Und wie ich es im Überschwang der jungen Jahre hätte einst getan, ließ ich mich knieend nieder auf einen

niedrigen Sessel am Fenster neben uns, legte die Arme um ihren Leib und gab ihr zurück, was sie zuerst zu mir gesprochen:

— Ich habe dich lieb — Herzeloïde.



Was mögen wohl die Leutnants über den Herrn Oberst gedacht haben, als er ihnen sein Glück mitteilte? Denn jedem einzelnen habe ich es erzählt. Ich war ein reines Kind geworden. Als ich zurückkehrte in die Garnison, sagte ich dem Adjutanten: „Ich habe mich nämlich verlobt." Und dem ersten Rittmeister, den ich traf: „Sie können mir gratulieren, ich habe mich verlobt." Dann einem Leutnant: „Wissen Sie das Neueste? Der Oberst hat sich verlobt."

Ich habe es dem Zahlmeister erzählt, dem Oberstabsarzt und dem Oberroßarzt, ein paar alten Wachtmeistern, die wir hatten, verdienten, ausgezeichneten Leuten, denen jedes Vertrauen ihrer Vorgesetzten eine Ehre war, die man mit ein paar persönlichen Worten mehr noch ans Regiment fesselte, wenn dies möglich

gewesen wäre. Auch denen habe ich gesagt: „Wachtmeister, ich habe mich verlobt."

Ja, was mögen die Leutnants gesagt haben, wie mögen sie gesprochen haben im Kasino? Nicht anders, als wie ich es getan hätte in meinen jungen Jahren: „Der olle Oberst ist ja ganz doll verliebt. Nu soll er uns mal was sagen, wenn wir zu stark den Hof machen!"

Ja, der Oberst war verliebt. Er war verliebt wie ein Knabe. Jeden Tag fuhr er nach Berlin, wenn es der Dienst nur irgend erlaubte. Jeden Tag schrieb er nach Berlin, und das — ich muß es doch wissen — gestattete der Dienst Seiner Majestät.

Es war, als wollte ich nachholen, was ich lange Zeit über versäumt hatte.

Wir hatten uns spät gefunden. Vielleicht waren uns allzuviel Jahre doch nicht mehr bestimmt, nun mußten wir schnell machen. So setzten wir auch schnell die Hochzeit an. Ein langer Brautstand wäre mir lächerlich vorgekommen.

Ich bin in dieser Zeit wie ein junger Tor herumgelaufen. Mein Adjutant mag sich gewundert haben, daß ich ihn zum Reiten nicht mehr mitnahm. Ich sagte dem braven Jungen, es wäre kein Zeichen des Mißtrauens, ich müßte allein sein und mir überlegen, wie ich mein Leben einrichten wollte.

Allein ritt ich hinaus in den schweigenden Wald, galoppierte in langen Sprüngen hinab, und wenn der

Gaul unter mir gestreckt ging und gleichmäßig schnaubte, war es mir, als säße wieder, wie vor so viel Jahren, auf meinem ersten Pferde die erste Liebe des jungen Offiziers.

Am frühen Morgen schon ritt ich hinaus, wenn alles noch schlief in der Weite, ehe noch die erste Schwadron zum Exerzierplatz zog oder zum Felddienst strebte. Durch die stillen Gassen gewann ich im Schritt das Freie, und dann ging es die lange Straße hinab, die nach Berlin führt. Nicht gar schnell, sondern in vielen, vielen Kilometern, aber einmal kam sie doch hin. Und immer ritt ich in dieser Richtung. Es war mir, als müsse ich der Geliebten näher sein, als atme ich dort ihre Luft.

Aber bald verließ ich die Straße und schlug Feldwege ein, wo ich keinen Menschen traf, denn nun war es gewollte Einsamkeit, der ich mich überließ. Ich dachte, während ich der Stute lang die Zügel gab, an meine Zukunft, an meine kleine Frau, wie ich sie jetzt schon nannte, wenn sie auch nicht klein war und meine Frau ebensowenig. Ich malte mir aus, wie glücklich wir sein würden. O Gott ja, wie glücklich mußten wir sein! Wenn eine so viel Jahre lang auf einen Mann gewartet hat, sollte nicht ein gütiges Geschick ihr auch langes, langes Glück auf den Weg streuen?

Ich ritt durch prangende Saaten, dem Sensenschnitte nah. Ich ritt über grüne Wiesen, mit einem

grauen Silberhauch überzogen, dem Tau der Nacht, und immer dachte ich an die eine nur, die mein Leben krönen sollte und enden — Herzeloïde.

Ich habe Leutnantsstreiche vollführt, ich will sie nur beichten. Dort drüben in der Garnison wußte niemand davon. Ich habe auf langen Ritten Eisenbahnstationen besucht und dringende, ach, so dringende Sachen telegraphiert an — Herzeloïde. Ich habe mein Frühstück eingenommen in entfernten Dörfern, oft so weit nach scharfem Ritt, daß selten einer von uns Reitern dorthin verschlagen ward. Sie kannten den Oberst nicht. Die Bauern starrten mich an, sie wußten nicht einmal, aus welcher Garnison ich sei. Dort habe ich beim Kaffee einen Brief geschrieben und in den Dorfbriefkasten gesteckt, einen Brief an — Herzeloïde.

Dann kam ich einmal auf solchem Ritt an eine Gärtnerei, die ihre Blumen nach Berlin zu senden pflegte, und bestellte den schönsten Strauß für — Herzeloïde.

Die ganze Gegend habe ich unsicher gemacht. Von allen Ecken und Enden Liebesgrüße der gesandt, die mein Weib werden sollte. Ich, der Oberst und Regimentskommandeur. Der Mann mit grauem Scheitel.

Das war aber morgens. Dann folgte der Dienst, Exerzieren, Rapport, und nachmittags saß ich auf der

Bahn und habe den Abend bei meiner Braut verbracht, die mich mit ihrer Pflegetochter dann Tag für Tag um acht Uhr zum letzten Zuge nach dem Bahnhof geleitete.

Täglich kam ein Brief aus Berlin, und wären es nur wenige Zeilen gewesen. Wenn er aber nicht auf meinem Schreibtisch lag, sobald ich vom Reiten wiederkehrte, war ich unruhig und hätte am liebsten telegraphiert: Bist du krank?

Krank war ich. Krank an Liebe und Sehnsucht nach meinem späten Glück. Aber bald sollte ich gesunden, denn näher und näher rückte der Tag der Hochzeit.

Kurz war das Manöver gewesen, es lag hinter mir. Wir hatten Lob geerntet, gut abgeschnitten, das brachte ich Herzeloïden als Botschaft mit.

Wir hatten lange überlegt, wen wir zur Hochzeit bitten sollten. Verwandte gab es kaum, nur Herzeloïdens Pflegetochter mit ihrem Mann und Ella, die andere, ein liebes, bescheidenes, blondes Mädel, das bald mit mir war, als hätte sie mich immer gekannt. Ich fragte, wie lange sie bereits von mir wüßte. Das kleine Ding ward rot:

— Schon immer.

Ich war erstaunt und nahm sie vor. Sie mußte beichten. Herzeloïde stand daneben und drohte mit dem Finger.

— Immer schon?

Da warf sich das Mädchen der Tante an die Brust und gestand mit stockender Stimme, sie hätte es gemerkt seit vielen Jahren. Herzeloïde war nicht verlegen, sie fragte:

— Woran?

Die Kleine blickte schelmisch auf:

— Am Ton.

Nun wollte ich wissen:

— Hat denn die Tante oft von mir gesprochen?

Lachend kam die Antwort:

— Nur wenn das Avancement, ein Orden oder irgend etwas in der Zeitung stand. Manchmal nur der Name. Dann war es aber ein anderer, und dann war Tante enttäuscht.

Herzeloïde strich ihr die Wange, und sah ihr in die Augen:

— Ich habe nicht gewußt, daß du so schlau bist, Kind.

Dann küßte sie die Errötende auf die Stirn, und ich sprach, um der Sache den Abschluß, die Weihe des Vaters zu geben:

— Weißt du, Ella, die Tante hat ganz recht gehabt, denn eigentlich *war* sie ja all die Jahre schon verlobt.

Die Hochzeit fand eines Morgens statt, an einem klaren Septembertage. Ein paar Herren und Damen

vom Regiment, der Kommandierende, der sich angesagt hatte, und damit war der Kreis geschlossen.

Im Hotel war das Diner bestellt. Ich holte Herzeloïden ab. Und als sie vor mir stand im weißen Kleid, den Myrtenkranz im Haar, sah sie nicht anders aus als damals in jungen Jahren, da ich sie in der Garnison gekannt hatte. Mir schien die ganze Zwischenzeit fortgelöscht. Die Jahre hatten ihr nichts anhaben können.

Große Schönheit fressen Runzeln, glatte Haut verzehrt die Zeit, eins aber bleibt bei allen Menschen: das Auge und die Stimme. Ihre Augen leuchteten noch in hellem Glanze. Sie strahlten, sie jubelten: all das Glück, das dieses Menschenkind empfand, brach aus dem Schein der Augen. Das Glück, auf das sie so viele Jahre lang gewartet, wie auf ein Wunder.

Und ihre Stimme klang noch so wie einst, so tief, weich, voll. Nein, mehr als einst, denn damals mußte sie sich zähmen. Ich sollte nicht spüren, was in ihrem Herzen vorging. Die Wohlerzogenheit des jungen Mädchens verbot ja das. Ich durfte nicht ahnen, daß im Zittern ihrer Stimme die Sehnsucht lag, mir zu sagen: Ich liebe dich.

Heut aber waren die Schranken gefallen. Ja, darum meine ich, klang die Stimme nicht wie einst. Noch weicher tönte sie, noch voller, noch reicher, noch tiefer, zärtlich, lieb, so lieb, daß mich ein Schauer der

Glückseligkeit überrann, wenn mir die Worte in den Ohren klangen, die sie mir in tiefer Dunkelheit in das Ohr geflüstert hatte als schönstes Geständnis, das ein Weib dem Manne machen kann: Ich habe dich lieb.

Ja, sie war jung, sie war schöner als einst. Mir war sie jung, denn sie besaß das Beste, das die Frauen haben — Liebreiz und Weiblichkeit.

Wie ich sie so vor mir stehen sah in ihrem weißen Kleide, den Kopf gesenkt, wie sie mir den Arm gab, wie wir dann in der kleinen Kirche zum Altare schritten, da ging ich lachend mit strahlenden Augen gleich einem Sieger. Ich habe auf jedes Wort gelauscht, das der Geistliche sprach, dem Herzeloïde in schlichtem Geständnis die Geschichte ihrer Liebe erzählt hatte. Ich fand alles wieder, was ich selbst hätte sagen mögen. Es war kein Zuwenig und kein Zuviel.

Als er fragte, ob ich diese Jungfrau nehmen wollte als mein Weib, da habe ich gerufen, daß es in der Kirche hallte, laut, wie es einem Reitersmanne zukommt, als müßte ich vor dem Regiment das Klappern von vierundzwanzighundert Pferdehufen übertönen:

— Ja!

Bei diesem Ja suchte ich ihre Hand, drückte sie und blickte Herzeloïden an, wie man es wohl nicht soll vor dem Altar, und hätte am liebsten dem Pfarrer

zugerufen: Machen Sie schnell, machen Sie schnell, denn ich kann nicht eine Sekunde länger warten!

Dann schritten wir zurück unter den Klängen der Orgel. Als wir in der Sakristei standen und der General und die Kameraden zu mir traten, die Hand uns zu schütteln, die Damen des Regiments kamen und ich die kleine Ella wie ihre Schwester zum ersten Mal als Vater auf die Wange küßte, da war es mir, als sollte ich hell aufjubeln: Viktoria geschossen, sie ist mein! Herzeloïde gehört mir! Konnte ich eine andere wählen? Bin ich nicht ein Narr gewesen, so lange zu warten auf mein Glück?

Da nahm ich sie, während die andern uns umstanden, beim Kopf, gab ihr einen Kuß und rief laut, daß sie alle lachten, die Freunde und Kameraden:

— Na, Gott sei Dank!

Als wir fortfuhren, zum Mahl ins Hotel, zog ich Herzeloïdens Arm durch den meinen, streichelte ihn und sagte mit betrübter Miene:

— Meine arme, kleine Herzeloïde, jetzt kannst du nicht mehr zurück! Warum hast du auch Ja gesagt? Siehst du, nun bist du verloren, nun mußt du schon bei mir aushalten.

Sie lachte mich an:

— Aushalten, Fritz? Ich danke dir so von Herzen, daß du mich genommen hast.

Aber ich höhnte nur:

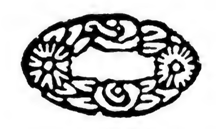
— Ja, ja, nun ist's aus, du hättest dir's früher überlegen müssen.

Doch sie bat:

— So mußt du nicht sprechen.

Und wieder fand sie eins jener Worte, die oft seltsam klangen aber doch so natürlich waren bei ihr. Sie sagte, indem sie, ehe ich es hindern konnte, meine Hand mit dem Ring an die Lippen zog:

— Du bist mein eigen.



Kurz und fröhlich war das Mahl. Der General ließ es sich nicht nehmen, die Rede auf uns zu halten. Dann erlebte ich eine große Freude. Da saß ein junger Leutnant, den ich seinem Vater für mein Regiment nur schwer abgerungen, denn der hatte ihn durchaus zur Garde bringen wollen. Ein lieber, netter Kerl.

Ein Jahr erst trug er die Achselstücke. Als der Jüngste des Regiments war er mit gebeten. Als ich ihn einlud, wußte er sich vor Freude nicht zu fassen.

Ich glaube, zehnmal hat er sich wohl bedankt, und immer noch klang mir sein: „Ich danke gehorsamst, Herr Oberst!" in den Ohren. Es war ein Ton, in dem der Stolz lag, aufgefordert zu sein. Er, den von seinem Oberst eine Kluft trennte, wie er meinte; als wäre ich ein Heiliger, so schaute er zu mir auf. Kaum der Hauch eines Schnurrbartes zeigte sich über den roten Lippen. Er war ein Mensch, vielversprechend, klug, frisch, schneidig, vernünftig, wie ich wünschte, wir hätten viele Hunderttausend in der Armee. Ein Mensch, den ich mir ausgesucht hätte, mich auf schwerem, gefährlichem Ritt ganz allein zu begleiten.

Dem war wohl Freude und Ehre ein wenig über dem jungen Kopf zusammengeschlagen, seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten. Er stand mit einem Mal zu aller Staunen und zu mancher Schrecken auf. Er hatte ans Glas geklopft, das er gar oft geleert zum Wohl seines Obersten: er wollte reden.

Da stand er in seiner schlanken Größe, stammelte und stammelte, wohl selbst erschrocken, als die Augen der Exzellenz ihn musterten und der Kommandierende den Kneifer aus den Knöpfen seiner Uniform zog, um zu sehen, was es dort unten am Tafelende gäbe.

Der junge Mann begann:

— Ich bitte gehorsamst um Entschuldigung, wenn ich rede. Aber im Kreise der Kameraden ist eine solche Freude gewesen über den heutigen Tag, daß ich nicht

anders kann, als hier das wiedergeben, was wir jungen Dächse gesprochen haben. Ich bin der Jüngste der Jüngsten. Es ist mir eine hohe Ehre, eingeladen worden zu sein, und ich möchte das äußern, was uns alle bewegt. Ich habe keinen Auftrag, aber ich muß es sagen, denn nämlich . . . Ich . . . ich . . . Herr Oberst . . . es . . . es . . . jawohl! — — — —

Er ward röter und röter, angstvoll blickte er sich nach allen Seiten um. Ein Lächeln stand schon auf aller Mienen und der Kommandierende rief mir zu über den Tisch:

— Famoser Kerl!

Jetzt stieg seine Verwirrung, er blickte sich wieder um, er warf ein paar Kameraden, die da lachten, wütende Blicke zu, er wischte sich mit dem Tuch den Mund, er stammelte etwas. Die Heiterkeit nahm zu. Und als er plötzlich in seiner Angst und Redenot ein „Jawohl!" rief, klang schallendes Gelächter.

Das löste ihm jäh die Zunge, er richtete sich auf, und wie aus der Pistole geschossen kamen die Worte, mit denen er nun seine Rede schloß:

— Meine Herren, es ist das erste Mal, daß ich rede. Es ist nicht so leicht, Sie können es mir glauben. Ich wünsche Ihnen bloß, daß Sie hier ständen und für mich reden müßten. Man kann doch mal eine Pause machen. Ich wollte nämlich nur ausdrücken, daß wir alle, alle Herrn Oberst lieben und verehren,

daß wir für ihn durchs Feuer gehen, und daß wir glücklich sind, daß er sein Glück gefunden hat. Ich soll von uns jungen Dächsen — ich kann nur für die allerjüngsten reden — von uns jungen Dächsen, von denen ich allein die Ehre habe, vertreten zu sein, sagen, daß wir der gnädigen Frau Glück und Segen wünschen, daß wir sie, wenn sie ins Regiment kommt, bewillkommnen werden wie eine Königin. Daß wir sie bitten, nein, daß wir überzeugt sind, daß wir wissen, sie wird unseren geliebten Kommandeur glücklich machen. Denn wir alle haben gesehen, wie glücklich der Herr Oberst ist. Ich bitte Eure Exzellenz und meine Damen und Herren, mir als Jüngstem erlauben zu wollen, noch einmal zu trinken, wie es jetzt zur gleichen Zeit drüben bei Tisch im Kasino alle tun werden, zu trinken auf das Wohl der Frau Gemahlin unseres Herrn Oberst!

Er sprach immer lachender und fröhlicher. Er strahlte übers ganze Gesicht. Er war glücklich, seine Rede beendigt zu haben. Nun hob er sein Glas und nahm die Absätze zusammen, daß die Sporen klirrten.

Ich aber winkte ihn heran, stieß mit ihm an und sagte zu Herzeloïden:

— Siehst du, wie du aufgenommen wirst?

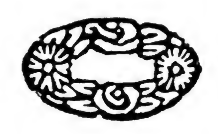
Dann gab ich ihm fest die Hand, und meine junge Frau reichte sie ihm auch. Aufrecht mit seiner schmalen, zwanzigjährigen Gestalt, stolz, feuerrot schritt der junge Offizier davon, als hätte er einen Sieg erfochten.

Der Kommandierende aber sagte über den Tisch zu mir:

— Das ist ein ganzer Kerl! Wie hieß er doch? Den werde ich mir merken.

Eine Viertelstunde darauf saß Herzeloïde in der Droschke, neben mir, im einfachen, grauen Reisekleid. Knapp und eng, moderner und hübscher als alles, was sie bisher getragen hatte, denn nun war sie Frau und durfte auf ihr Äußeres etwas geben. Und mir war es, wie ich sie so anders angezogen sah, als erkenne ich sie nicht, als wäre die Jugend zu ihr zurückgekehrt. Ganz beschämt habe ich, während wir zum Bahnhof fuhren, ihr gesagt, mit einem Kuß auf ihre kleine, nun mir gehörende Hand:

— Du bist viel zu jung für mich, Herzeloïde.



Nur kein Zwang, wenn der Dienst zu Ende war, so hatte ich immer gedacht, und wie ich einst Herzeloïden mit ihrer Mutter getroffen, damals in München, und ich hatte ein Billett weiter, viel weiter

und nutzte es nicht aus, so war es auch immer noch geblieben. Ein Plan durfte zur Reise nicht gemacht werden. Wir fuhren nach München, ich wollte dort wieder auf der Maximiliansallee gehen, wo ich sie einst getroffen, wo ich zum Himmel aufgeblickt, der sich in seiner ruhigen Sternenpracht über uns wölbte, und ein paar Worte gesprochen hatte, die beinahe mich der Lieben genähert.

Ich wollte im Café Luitpold sitzen und an die Zeit vor langen, langen Jahren zurückdenken, als wir uns hier mit jener großen Gesellschaft getroffen.

Auf der Fahrt nach München hielten wir uns die Hände.

— Ich muß dich fühlen, — sagte Herzeloïde.

Dann sprachen wir und sprachen und wurden des Redens nicht müde. Sie fragte:

— Wo fahren wir hin?

Ich lachte:

— Von München ab wohin wir wollen, bis dahin reichen nur unsere Fahrkarten.

Da sah sie mich an:

— Ich habe eine Bitte, Fritz.

Ich streckte die Hand aus wie ein König, der angegangen wird um eine Gnade:

— Sie sei gewährt.

Aber sie sprach in gedämpftem Ton, daß ich fühlte, es soll etwas Besonderes sein:

— Laß uns nach Meran gehen.
— Nach Meran — — — —
— Du weißt warum.

Einen Augenblick nur zögerte ich, dann nahm ich mein Weib in die Arme und küßte sie für die Zartheit, die in der Bitte lag.

In Meran sind wir als erstes zu Marias Grab gegangen.

Es war ein heißer Septembertag, windstill, und wir mußten langsam schreiten. Die Passer rauschte neben uns während des ganzen Weges. In der Ferne zeichneten sich auf den Wiesen die weißen Mauern des Friedhofes ab.

Wir traten ein und blieben vor dem Grabe stehen. Hoch war alles gewachsen. Jahr um Jahr waren die Triebe emporgeschossen. Die Zypressen standen dunkel vor der hellen Mauer mit ihrem schweren, tiefen Grün. Blumen blühten still und breit auf der kleinen Gruft, die Umfriedigung ganz überwuchernd.

Dann griff, wie unsere Augen auf die Schrift fielen, Herzeloïde nach meiner Hand:

— Du hast sie *sehr* lieb gehabt?

Ich sagte:

— Sehr, sehr lieb.

Sie schwieg und langsam fügte ich hinzu:

— So wie dich, Herzeloïde.

Wir riefen den Friedhofswächter. Herzeloïde gab

ihm etwas, das Grab gut zu pflegen, und dann schritten wir langsam wieder aus dem Ort des Todes hinaus.

Ein leiser Abendwind hatte sich aufgemacht. Wir waren lange auf dem Friedhof gewesen. Die Sonne versank hinter dem Marlinger Berg, es säuselte von den hohen Bäumen an der Passer, von den Wiesen klang das Zirpen der Grillen.

Ein paar Schmetterlinge taumelten umher. Wir nahmen den Pfad durch das Grün zwischen Obstbaumreihen hindurch, und überall hing die schwere süße Last von den Zweigen, sie niederziehend fast bis an den Boden.

Wir schwiegen den ganzen Weg. Das war mir so lieb an ihr — sie konnte schweigen. Ist es nicht eine köstliche Kunst, nicht immer reden und reden zu müssen? Zwei Menschen wissen, daß sie sich angehören, untrennbar, nunmehr auf ewig. Sie wissen, daß Blicke sprechen, daß ein Händedruck genügt, daß sie nicht mehr voneinander brauchen. Daß der andere lebt und da ist, neben ihm geht. Wozu da Worte?

Herzeloïde schwieg. Sie war mein, mein eigen wie sie gesagt. Der Friede war über mich gekommen, das Glück zu zweien mit einem lieben Weib, dem man gehört bis zum letzten Atemzuge.

Friede, nach dem ungestümen Sein der langen Jahre. Köstliche Stille, Ruhe, Einsamkeit zu zweien.

Ich wußte, daß ich keinen Menschen würde haben wollen als sie allein. Ich fühlte: wochenlang braucht niemand mit mir zu sprechen, sie ist mir genug.

Und es war, als erriete sie meine Gedanken. Wenn ich das Bedürfnis empfand, still zu sein, schwieg sie wie von selbst. Und zuckte in mir der Wunsch auf, sie etwas zu fragen, so wandte sie sich im gleichen Antriebe zu mir, und von ihr kam die Frage, die ich eben auf den Lippen gehabt hatte. Die Worte nicht, aber deren Ideenkreis, das Gebiet, in dem meine Gedanken geweilt. So sagte ich jetzt zu ihr:

— Herzeloïde, wie kommt es, daß du das denkst, was ich denke?

Sie lachte nur:

— Ich kenne dich so lange.

— Und wie kommt es, daß du das sagst, was ich denke?

Sie blieb stehen:

— Weil ich dich lieb habe.

Ich fragte mit einem Lächeln:

— Hast du mich wirklich so lieb?

Da öffnete sie ihre Seele und redete mit beflügelter Zunge, wie sie im scheuen Wesen des Mädchens noch nie zu mir gesprochen hatte:

— Weißt du die Stelle der Schrift, da Ruth sagt: Mein Weg ist dein Weg? Nun, du Lieber: wo du hingehst, da gehe ich auch hin. Was du denkst, das

denke ich auch. Mit deinen Augen will ich sehen. Was du empfindest, das empfinde auch ich. Ich fühle wie du, ich glaube, was du glaubst. Ich will deine Gefährtin sein, treu und unermüdlich. Deine Freundin bin ich, der du anvertrauen darfst, was je dein Herz bewegt. Du brauchst es mir nicht zu sagen, ich weiß es, ich sehe in die letzte Falte deiner Seele. Das macht, ich habe dich lieb. Ich will dein sein und dir gehören, bis mein Herz nicht mehr schlägt. Für dich, für dich allein, Geliebter, hat es ja geschlagen, seit ich zur Vernunft erwacht bin. Ich habe all die Jahre nur auf dich gewartet, still, geduldig. Ich habe es dir nie gezeigt. Ich habe gebangt um dich und gezittert: Wird er kommen? Gewußt hat meine Seele: einmal naht er mir doch. Nun bist du mein, und ich bin dein. Nun will ich dich lieben ohne Ende. Bis das Haar mir weiß wird, ganz, ganz weiß. Dann will ich dich führen an der Hand und deine Schritte hüten vor Steinen und Dornen. Ich will dir dienen wie eine Magd. Ich will dein pflegen, wenn du mich brauchst. Und wenn du mich nicht haben willst, wenn du zu arbeiten hast, der Dienst dich verlangt, dann will ich in der Ecke warten, fein still. Warten, bis du mich rufest zu dir, bis du meiner bedarfst, dich nach mir sehnst. Und dann, du Trauter, komme ich und will niederknieen, dir zur Seite und leise fragen in dein Ohr: ‚Was soll ich dir tun?‘ Ich will dich auf

Händen tragen. Jeden Wunsch ablesen von deinem Mund. Ich will dir raten, wenn du Rates bedarfst, und du mich fragst. Und wenn du einmal in einer müden, schwachen Stunde Stärkung brauchst, dann will ich stark sein und mutig. Bist du müde, so lege dein Haupt an meine Brust. Ich will leise atmen, daß du nicht vorzeitig erwachest. Deinen Schlaf will ich hüten. Er sei mir heilig. Und wenn du traurig bist und weinst, fließen mit dir meine Tränen. Lachst du aber fröhlich laut, dann soll meine Freude sich einen mit der deinen. — Ich will dir ewig dankbar sein, daß du zu mir gekommen bist, die ich so lange bang auf dich gewartet. — Dein Ja sei mein Ja. Dein Nein sei mein Nein. Dein Weg ist mein Weg. Ich bin dein eigen.

Da öffnete sie die Arme, neigte sich zu mir, und ich schloß sie an meine Brust.

Ein Dank, ein jubelnder, stieg empor zum Throne des Höchsten, der mir mein spätes reiches Glück geschenkt, und ich sprach das eine Wort, darinnen sich mir alles zusammenschloß, Dank und Glück und Sehnsucht und Liebe:

Herzeloïde






238745



